DIE MENSCHHEIT.

»Alles, was die Menschheit geworden, was sie ist und sein wird, mußte und muß sie zunächst **durch sich selbst**, durch selbsteigene Entwicklung ihrer Kraft, ihrer Anlagen werden; sie ist geworden, was sie selbst aus sich machte, nicht was ein blindes **Schicksal** oder blinde **Vorherbestimmung** mechanisch aus ihr gemacht hat. Alle Siege, alle Fortschritte, alle Verbesserungen, die sie erlangt, hat sie sich **selbst** errungen. Das Loos der Menschheit liegt fast unbedingt in ihren eigenen Händen.«

Kolb, Geschichte der Menschheit und der Kultur.

»Die Geschichte der Menschheit ist ein stetiger Kampf zwischen den Ideen und den Interessen; für den Augenblick siegen immer die letzteren, auf die Dauer aber immer die Ideen.«

Castelar, Reden.

DIE MENSCHHEIT

DEREN ABSTAMMUNG, NATÜRLICHE UND KULTURELLE ENTWICKLUNG, AUFGABE UND BESTIMMUNG.

GEMEINVERSTÄNDLICHE WISSENSCHAFTLICHE DARSTELLUNG

VON

DR. HIPPOLYT WALTER VON WALTHOFFEN.

WIEN UND LEIPZIG.
WILHELM BRAUMÜLLER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.
1906.

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN.

Vorwort.

Den anziehendsten und würdigsten Vorwurf der Betrachtung für den denkenden Menschengeist bietet wohl der Mensch selbst. Er ist auf Erden die höchste Organisationsstufe und der Brennpunkt, von dem die Erkenntnisstrahlen nach allen Richtungen ausgehen und in dem sie auch zusammenfallen; er ist der Kulturträger und der Pfadfinder der Zivilisation, die durch ihn einer stets höheren Entfaltung, einem idealen Ziele zugeführt wird. Doch allein vermag der Mensch dieser hohen und schwierigen Aufgabe nicht nachzukommen; auf sich selbst angewiesen kann er ungeachtet seiner geistigen Begabung und seines kulturellen Dranges nichts Großes, Dauerndes schaffen und leisten. Der Mensch ist ein soziales Wesen und als solches zum Anschlusse an seinesgleichen gewiesen. Erst durch diesen Anschluß, durch vereintes, übereinstimmendes, gleichem Ziele zustrebendes Wirken ganzer gesellschaftlicher Klassen wird Kultur geschaffen und gefördert; erst durch Vergesellschaftung mit ihrer arbeitsteiligen Gliederung und ihrer Vererbung von angesammelten geistigen Schätzen und materiellen Hilfsmitteln des Lebens wird eine Kulturentwicklung, werden Bildung und Gesittung ermöglicht. »Das Menschengeschlecht ist ein Ganzes«, und nur als Ganzes aufgefaßt und erkannt, vermag es in seiner sozialethischen Aufgabe und zivilisatorischen Bestimmung richtig beurteilt und gewürdigt zu werden. —

Obgleich nun die Menschheit von den verschiedenen Seiten ihres Wesens, Werdens und Wirkens durch die betreffenden Wissenschaftszweige: Anthropologie, Biologie, Ethnologie, Kulturgeschichte, Soziologie, Ethik, bereits genügend wissenschaftlich dargestellt und untersucht erscheint, gebricht es

dennoch an einem Werk, das die Menschheit zusammengefaßt von allen Seiten ihres Seins, Schaffens und Strebens: der naturgeschichtlichen, kulturellen, sozialen und ethischen, gehörig in Betracht ziehen, gemeinverständlich wissenschaftlich darstellen, und der gebildeten Lesewelt derart ein Gesamtbild der Abstammung, Entwicklung, Wirksamkeit, Aufgabe und Bestimmung des Menschengeschlechts bieten würde.

Diesem Bedürfnisse trachtet das vorliegende Werk abzuhelfen, indem es gemeinverständlich, dabei übersichtlich und tunlichst klar alles dasjenige auszuführen und zu begründen sucht, was in bezug auf den beregten Gegenstand bisher wissenschaftlich erhoben wurde. Zu diesem Zwecke wurden alle wertvollen Quellen benützt, die den Gegenstand und dessen einzelne Teile bestmöglichst aufzuklären und zur Erzielung eines richtigen Urteiles das Erforderliche beizutragen vermögen. Daß hierbei auch, insoweit nötig, eine objektive kritische Besprechung der in bezug auf den Vorwurf der Betrachtung herrschenden extremen Anschauungen Platz greifen mußte, ist erklärlich. —

Das vorliegende Werk bildet den Abschluß meiner gemeinverständlichen wissenschaftlichen Darstellungen. Nachdem ich im ersten Werke: »Die Gottesidee in religiöser und spekulativer Richtung«, die causa efficiens, den Urgrund alles Weltdaseins und Geschehens, sowohl vom Standpunkte der Religion als auch von jenem der Philosophie eingehend untersucht und festgestellt habe, suchte ich in meinem zweiten Werke: »Das Weltproblem und der Weltprozeß« die diesfällige Probe auf das Exempel zu machen und nachzuweisen, daß das Weltdrama keineswegs, wie von gewisser Seite behauptet wird, ein bloß mechanisch und ziellos sich abspielender Prozeß, sondern ein großangelegter, gesetz- und planmäßig sich vollziehender Weltvorgang ist, der in Gott seinen Schöpfer und Gesetzgeber hat, daß somit auf der Gotteswahrheit die Weltwahrheit beruht. Im vorliegenden Werke suche ich endlich den Beweis zu erbringen, daß innerhalb des gesetzmäßigen Weltprozesses auch dem Menschengeschlechte eine gewisse Aufgabe und Bestimmung zugewiesen ist, worin dieselbe be-

steht, und zugleich den Weg zu ermitteln, auf welchem die Menschheit am sichersten zu dem ihr vorgesteckten Ziele zu gelangen, ihrer hohen zivilisatorischen Mission nachzukommen vermag.

Ob der angestrebte Zweck dieser letzten geistigen Arbeit meines erfahrungsreichen langen Lebens, dessen Ergebnisse des Studiums und eifrigen Nachdenkens über die höchsten Weltfragen ich in diesem, gleichwie in meinen früheren Werken, zum Nutzen und Frommen meiner Mitmenschen niedergeschrieben habe, tatsächlich erreicht wurde, muß ich selbstverständlich dem Ermessen der Lesewelt überlassen.

Wien, Februar 1906.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Vorwort		V
Inhaltsverzeichnis		VIII
Einleitung		1

I. Abschnitt.

Abstammung des Menschengeschlechtes, dessen Urgeschichte und Naturzustand.

1. Kapitel.	Die Erde, deren Entstehung und Umwälzungen	3
	Kant-Laplacesche Nebularhypothese	6
	Entwicklung unseres Erdkörpers	8
2. Kapitel.	Das organische Leben auf Erden, dessen Ursprung und Entwicklung	13
3. Kapitel.	Ursprungs- und Urgeschichte des Menschengeschlechtes	23
	Wesensdifferenz zwischen dem Tier und dem Menschen	24
	Monogenesis oder Polygenesis	26
	Alter des Menschengeschlechtes	29
	Darwinsche Deszendenzlehre	33
	Entstehung der Rassen	40
	Der Mensch in der Steinzeit	41
	Der Mensch in der Metallzeit	46
	Lebensweise und Beschäftigung des Urmenschen	48
	Waffen des Menschen in vorkultureller Zeit	50
	Ursprung des Feldbaues	53

II. Abschnitt.

Kulturelle Entwicklung der Menschheit.

1. Kapitel.	Materielle (technische) Kultur	56
	Anfänge der Kultur	62
	Jagd und Fischerei	64
	Das Hirtenleben	69
	Ursprung der Kleidung	75
2. Kapitel.	Intellektuelle Kultur	76
	Sprache und Schrift	76

Seite

3. Kapitel. Ethische Kultur 85
Die Religion 85
Die Sittlichkeit 97
4. Kapitel. Ehe und Familie 103
5. Kapitel. Gesellschaft und Staat 109
6. Kapitel. Die Sklaverei 116

III. Abschnitt.

Abriß der Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes.

1. Kapitel. Alte Kulturgeschichte 123
China 124
Indien 125
Ägypten 128
Assyrien und Babylon 130
Perser und Meder 132
Hebräer 133
Phönikien, Syrien und Karthago 139
Griechenland 139
Etrusker und Römer 147
Kelten 152
Germanen 153
Slawen 157
2. Kapitel. Das Christentum 158
3. Kapitel. Das Mittelalter 163
4. Kapitel. Die Neuzeit 167
5. Kapitel. Kulturentwicklung von der Reformation bis zur französischen Revolution 169
6. Kapitel. Kulturelle Entwicklung vom Ausgange des XVIII. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart 174
7. Kapitel. Rückschau auf die kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechtes 180

IV. Abschnitt.

Die soziale Entwicklung des Menschengeschlechtes.

1. Kapitel. Die »soziale Frage« als das Grundproblem der kulturellen Entwicklung der Menschheit 190
2. Kapitel. Ursprung des menschlichen Gesellschaftslebens 192
3. Kapitel. Die soziale Entwicklung der Menschheit 197
4. Kapitel. Gegenwärtiger Stand des sozialen Problems 209
5. Kapitel. Die soziale Aufgabe der nächsten Zukunft 219

Seite

V. Abschnitt.

Das Ethische und dessen Wert für die Menschheit.

1. Kapitel. Wesen und Aufgabe der Ethik 232
Geschichte der wissenschaftlichen Ethik 235
2. Kapitel Verhältnis der Moral zur Religion 240
3. Kapitel. Sozialethik der Gegenwart und Zukunft 244

VI. Abschnitt.

Aufgabe und Bestimmung der Menschheit 257
Aufgabe der Menschheit 258
Das nationale Prinzip 261
Aufgabe des Staates 262
Die Weltfriedensfrage 266
Der Pessimismus 272
Bestimmung der Menschheit 277

Verzeichnis der hauptsächlichsten Quellen des Werkes.

O. Köhler, Weltschöpfung und Weltuntergang. Dritte Neubearbeitung. 8. Auflage. 1902.

Hans Krämer, Weltall und Menschheit. Berlin-Leipzig 1903.

M. Hoernes, Die Urgeschichte der Menschheit. 1901.

J. B. Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit und die Entwicklung der Zivilisation.

Adolf Bastian, Der Mensch in der Geschichte. Leipzig 1860.

G. Fr. Kolb, Kulturgeschichte der Menschheit. Leipzig. Zweite Auflage. 1873.

J. Honegger, Allgemeine Kulturgeschichte. Leipzig 1882.

Fr. von Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Augsburg 1875.

Dr. R. Eisler, Allgemeine Kulturgeschichte. Dritte neubearbeitete Auflage. Leipzig 1905.

J. Lubbock, Die Entstehung der Zivilisation. Dritte vermehrte Auflage. Jena 1875.

J. W. Draper, Geschichte der geistigen Entwicklung Europas. Leipzig 1886.

Dr. L. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Zweite Auflage. 1903.

Dr. R. Eisler, Soziologie. Leipzig 1903.

Fr. Paulsen, System der Ethik.

Einleitung.

Um dem im Vorwort angedeuteten Zweck des Werkes bestmöglichst nachkommen, den Gegenstand desselben — Menschheit — vom Uranbeginn bis auf die Gegenwart gehörig darstellen, in allen seinen Entwicklungsphasen schildern und von allen Seiten beleuchten zu können, werden vor allem die Umwälzungen betrachtet, welche die Erde seit ihrer Entstehung bis zu ihrer derzeitigen Gestalt durchgemacht hat, und an solche die Untersuchung über den Ursprung und die Entwicklung des Lebens, beziehungsweise des Organischen auf Erden geknüpft, weil auf diesem Wege die Abstammung des Menschengeschlechtes, dieser höchsten irdischen Organisationsstufe, am sichersten ermittelt werden kann. Hieran wird sich die Urgeschichte der Menschheit mit all den prähistorischen wissenschaftlichen Annahmen reihen, die einen Einblick in den kulturlosen (Natur-)Zustand unserer Urahnen und deren allmählichen Übergang zur Kultur gestattet. Letztere wird in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen und wesentlichen Momenten — der materiellen (technischen), intellektuellen, sittlichen und ästhetischen Kultur —, sowohl an und für sich als auch an der Hand eines Abrisses der Kulturgeschichte insbesondere geschildert, damit der stufenweise Fortgang der Menschheit auf der von ihr zurückgelegten Bahn desto besser hervortrete, ihre daraus mittelbar abgeleitete Aufgabe und Bestimmung sich desto bestimmter ergebe. Eine Rückschau auf die kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechtes wird das bisherige Ergebnis derselben liefern, gleichwie den Ausblick auf die künftige Kulturgestaltung ermöglichen.

Die soziale Frage, die das Grundproblem des Menschheitsdaseins bildet und deren Lösung mit den höchsten

religiösen und sittlichen Ideen der Menschheit eng verknüpft ist, wird in einem eigenen Abschnitt eingehend behandelt. Desgleichen wird das Ethische, das mit der steigenden und sich ausbreitenden Kultur, dann den immer mehr sich Bahn brechenden sozialen Bestrebungen der niederen Volksschichten fortwährend an Wert und Bedeutung gewinnt, einer näheren Betrachtung und Würdigung unterzogen.

Die aus allen diesen tunlichst gründlichen und objektiven Ausführungen und Nachweisungen sich schließlich ergebende, beziehungsweise gefolgerte sozial-ethische Aufgabe und zivilisatoriche Mission der Menschheit wird den Abschluß eines Werkes bilden, das die für unser Geschlecht hochwichtige Ermittlung der letzteren sich zur Aufgabe gestellt hat.

I. ABSCHNITT.

Abstammung des Menschengeschlechtes, dessen Urgeschichte und Naturzustand.

1. Kapitel.

Die Erde, deren Entstehung und Umwälzungen.

»Die Kräfte, welche bei der Bildung der starren Erdrinde wirkten, sind seit den ältesten geologischen Perioden genau dieselben gewesen, wie wir sie jetzt noch wirken sehen.«

Lyells Grundgesetz der Geologie.

Von den vielen Problemen, die den menschlichen Geist beschäftigen, ist kaum eines von höherem Interesse, als die alte Frage nach der Entstehung der Welt überhaupt, und nach dem Ursprunge und den Schicksalen unserer Mutter Erde insbesondere, nach dem Entstehen und Vergehen ihrer Berge und Täler, ihrer Länder und Meere, ihres Anorganischen und Organischen in allen seinen Entwicklungsphasen. Es lockt und reizt den Menschen, den Kräften nachzuspüren, die bald mit gewaltsamer Anstrengung, bald in unmerkllich langsamer stiller Arbeit die manigfaltigsten Veränderungen im Antlitz der Erde vollbrachten und noch vollbringen, und das Leben in seinen verschiedenen Gestalten ermöglichten; es treibt ihn, all die Rätsel zu ergründen, die unser Planet in Menge birgt. — —

Mannigfaltig und eigenartig sind die Sagen und Mythen über die Entstehung oder Erschaffung der Welt. Den meisten Naturvölkern schwebte die Materie als etwas Ewiges vor, und die Schöpfungstätigkeit ihrer Götter hat sich lediglich auf eine Umformung des Urstoffes, namentlich auf eine Scheidung des Landes von dem Wasser beschränkt. Das gleiche gilt auch von den meisten Kulturvölkern; obgleich sie ihre Aufgabe tiefer erfaßten, konnten auch sie sich meist nicht von

der Idee der Ewigkeit der Materie lossagen. Zu der materialistischen Auffassung von der Entstehung der Welt bei den ostasiatischen Völkern steht die philosophische Betrachtung in den indischen Kosmogonien im schroffen Gegensatz. In der Rigveda heißt es wörtlich (X. Buch, 1229. Hymnus): »Von der Finsternis verdeckt war das All, im Anfang unterschiedloses Wasser. Darauf entstand die Nacht und das wogende Meer. Aus dem wogenden Meer war die Zeit geboren, sie setzt die Tage und die Nächte fest, sie, die Macht hat über alles, was die Augen bewegt. Der Reihe nach bildete der Schöpfer Sonne und Mond, Himmel und Erde, den Luftraum und das Ätherreich.« Ähnlich, aber noch ausgesprochener religiös-idealistisch lautet der Schöpfungsbericht der Bibel. Hier schafft ein persönlicher allmächtiger Gott aus nichts die gesamte Welt, aber nicht etwa sofort in ihrer ganzen Herrlichkeit und Höhe der Entwicklung, sondern »die Erde war wüst und leer und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser«.[1]) Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Juden die Schöpfungssage von den Babyloniern übernommen haben, daß sie dieselbe jedoch selbständig weiter ausbildeten. Die Erschaffung der Welt aus dem Nichts (I. Buch, 1. Vers Moses), die als das unterscheidende Merkmal des mosaischen Schöpfungsberichtes gegenüber allen anderen Kosmogonien, welche zumeist die Welt aus dem Chaos entstanden sein lassen, hingestellt werden kann, ist erst eine spätere Errungenschaft des jüdischen Glaubens.[2]) Unter dem befruchtenden Einflusse der Philosophie haben sich in späterer Zeit namentlich bei den Indiern und

[1]) Diese Stelle ist die tiefsinnigste des mosaischen Schöpfungsberichtes, der sich durch klare Fassung und einheitlichen monotheistischen Grundcharakter von allen anderen Schöpfungsberichten auszeichnet.

[2]) *Zimmern* hat in seiner trefflichen Schrift über biblische und babylonische Urgeschichte darauf aufmerksam gemacht, daß der mosaische Schöpfungsbericht erst in oder nach dem babylonischen Exil, also frühestens im VI. Jahrhundert v. Chr. niedergeschrieben worden ist und mit der älteren israelitischen Volkstradition nicht übereinstimmt, die von einem Kampfe Gottes mit einem feindlichen Wesen (Leviathan, Drache, Schlange) vor der Schöpfung zu erwähnen weiß. (Vgl. Psalm 89 und 74, *Jesaias*, Kap. 51, *Hiob*, Kap. 6 und 9.)

Griechen die Schöpfungsmythen auf eine bedeutende Höhe emporgehoben, wenngleich sie einer naturwissenschaftlichen Auffassung und Erklärung selbstverständlich entbehrten.

Es war zumal die wunderbare Regelmäßigkeit in den Bewegungen der Gestirne und die davon bedingte periodische Widerkehr der Jahreszeiten, dann der stetige Kreislauf aller Naturprozesse, wodurch die Meinung der planmäßigen Erschaffung des Weltalls immer wieder von neuem gestärkt wurde. Der scheinbar ewige und ebenmäßige Wechsel der kosmischen Vorgänge muß in unserem Geiste mit Notwendigkeit den Begriff einer hohen Ordnung und Harmonie erzeugen. Sagt doch selbst der größte Philosoph der Neuzeit in einem seiner Werke: »Man kann das Weltgebäude nicht ansehen, ohne die treffliche Ordnung in seiner Einrichtung und die sicheren Merkmale der Hand Gottes in der Vollkommenheit seiner Beziehungen zu erkennen. Die Vernunft, nachdem sie so viel Schönheit, so viel Trefflichkeit erwogen und bewundert hat, entrüstet sich mit Recht über die kühne Torheit, welche sich unterstehen darf, alles dieses dem Zufall und einem glücklichen Ungefähr zuzuschreiben. Es muß die höchste Weisheit den Entwurf gemacht, und eine unendliche Macht selbigen ausgeführt haben, sonst wäre es unmöglich, so viel in einem Zwecke zusammenkommende Absichten in der Verfassung des Weltgebäudes anzutreffen«.[1])

Wenn wir die Frage nach der Entstehung des Weltgebäudes als nicht hierher gehörig beiseite lassen[2]) und bloß der Frage nach dem Ursprung unseres Erdballs nachgehen, so ergibt eine genauere Betrachtung der Erdrinde nicht bloß die Vielgestaltigkeit der Baumaterialien, aus denen dieses wunderbare Gebäude aufgeführt ist, sondern wir finden auch vielfach die Überreste längst ausgestorbener Tiere und Pflanzen, die Zeugen einer untergegangenen Welt. Damit heben sich

[1]) *Kant*, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. (S. 128.)

[2]) Jene Leser, die sich für diese Frage interessieren, finden solche in meinem Werk: »Das Weltproblem und der Weltprozeß« (Wien, Verlag Braumüller, 1904) näher behandelt

für uns neue Fragen von hoher Bedeutung: wir wollen wissen, auf welche Weise diese organischen Reste in den Schoß der Erde gelangt sind und wie es kommt, daß sie bis auf den heutigen Tag erhalten bleiben konnten. Und wenn wir jene versteinerten Tier- und Pflanzenreste mit den gegenwärtig lebenden Organismen vergleichen und zahllose durchgreifende Verschiedenheiten bemerken, so möchten wir auch erfahren, ob jene fremdartigen Gebilde längst vergangener Perioden der Erdgeschichte die Zeugen einer besonderen Schöpfung sind, oder ob ein sanft abgestufter Verbindungsweg vermittels allmählicher Übergänge von ihnen herüberführt zu den Tieren und Pflanzen der Gegenwart der Erde.

Eine nähere, auf bisherigen wissenschaftlichen Forschungen beruhende Untersuchung des Ursprunges und der allmählichen Gestaltung unserer Erde soll uns hierauf Antwort geben. Wir werden auf diesem Wege der richtigen Beantwortung der Frage nach der Abstammung des Menschengeschlechtes näher kommen.

Kant-Laplacesche Nebularhypothese.

Nach der geistreichen *Kant-Laplace*schen Weltbildungstheorie[1]), die heutzutage ungeachtet der ihr anhaftenden Lücken[2]) von der Wissenschaft noch immer als die wahrscheinlichste angenommen wird, war die unserem Sonnensystem angehörige Masse ursprünglich gleichmäßig im Weltraume verteilt, der weit über die Bahn des äußersten Planeten (Neptun) hinausreichte, von ungemein geringer Dichtigkeit (gasförmig) und sehr hoher Temperatur. Sie mußte sich nun (wie der fallende Wassertropfen) in eine kugelartige Form

[1]) Die diesfällige Lehre *Kants* ist enthalten in seinem 1755 zu Königsberg und Leipzig erschienenen Werke: »Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes, nach *Newton*schen Grundsätzen abgehandelt.« *Kant* lehnt sich in seinen Darlegungen an die Lehren *Leukipps, Demokrits* und *Epikurs* von der ehemaligen Aufgelöstheit aller Weltsubstanzen an. Die Darstellung des französischen Astronomen und Mathematikers *Pierre Simon Laplace* über die Weltbildung ist in seinem 1796 zu Paris erschienenen populären Werke: Exposition du système du monde (Auseinandersetznng des Systemes der Welt) enthalten.

[2]) Weil eine Reihe von Erscheinungen des Planetensystems sich aus ihr nicht erklären lassen.

zusammenballen; ob durch eigene innere Kraft oder durch irgend einen Anstoß? — diese Frage bleibt, ebenso wie jene von dem ersten Anstoß zur Rotation, bisher unbeantwortet und wird es höchst wahrscheinlich nie werden, denn sie zählt zu den vielen für den begrenzten Menschengeist unerforschlichen Geheimnissen der Natur. Dieser Sonnen-Gasball, eine leuchtende Nebelmasse — gleich den heutigen Sternennebeln — hatte eine Fortbewegung im Raume und Achsendrehung in der Richtung West-Süd-Ost. Die einzelnen Teile zogen sich an; damit war das Betreben vorhanden, sich zusammenzuziehen, zu verdichten. Hierzu kam die von der Gaskugel ausgehende Wärmeausstrahlung, als deren Folge Erkaltung und damit wiederum Verdichtung. Zugleich mit dieser mußte die Geschwindigkeit der Achsendrehung zunehmen. Am Äquator des Gasballes, d. h. den von der Achse entferntesten Stellen, wo die Drehgeschwindigkeit die größte, also die Zentrifugalkraft die stärkste gewesen ist, lösten sich einzelne Teile selbständig ab. Sie behielten aber infolge des Beharrungsvermögens ihre Bewegung von West über Süd nach Ost, und verfolgten in dieser Richtung ihre Bahnen um den zurückgebliebenen Zentralkörper, dessen Anziehung stark genug war, ihr Herausfliegen in den unendlichen Weltraum zu verhindern. Kugelbildung und Achsendrehung gingen in jenen nun selbständig gewordenen Himmelskörpern genau nach denselben Gesetzen vor sich wie beim Hauptkörper. Da diese Ablösungen alle am Äquator vorkammen, so fielen, die Bahnen der neuen Weltkörper nahezu in dieselbe Ebene, die heute noch der Äquator des Restes von jenem für unser Sonnensystem uranfänglichen Gasball (Sonne) ist; die Bewegung war für sie alle gleich, und die Drehachsen mußten nahezu parallel der Sonnenbahn sein. Bei einem abgetrennten Planeten konnte sich derselbe Ablösungsprozeß im kleinen wiederholen, wodurch sein Trabant, ein Planet zweiter Ordnung entstand. In dieser Art Kreisung sehen wir unser ganzes Sonnensystem begriffen: den Zentralkörper, die Planeten und Trabanten; die Kometen und Aerolithen, die diesem Gesetze nicht gehorchen, werden als eingedrungene Fremdlinge betrachtet. Bei der Sonne, als dem zurückgebliebenen Kern des

Ganzen, geht wahrscheinlich jetzt noch die Verdichtung weiter, woraus sich die höhere Temperatur erklärt. Die größten Planeten, Jupiter und Saturn, lösten sich zuerst ab, sie sind weniger dicht und stehen dem Zustande der Sonne näher als die kleineren Planeten; von ihnen ist uns gewiß[1]), daß sie noch Eigenlicht auswerfen, also an der Oberfläche glühen.[2])

Entwicklung unseres Erdkörpers.

Was speziell unsere Erde anbelangt, so waren nach ihrer Loslösung von der Sonne während des gasförmigen Zustandes, wegen der enormen Temperatur alle Elemente, welche die Chemie jetzt nachweist, als Dämpfe und unverbunden in der Dunstmasse vorhanden. Die Erdkugel verdichtete sich fortwährend, wodurch neue Wärme im Innern hervorgebracht wurde, während die äußerste Schale durch Ausstrahlung in den Weltraum sich immer mehr abkühlte. Diese Abkühlung war so bedeutend, daß ein Teil der schwerer zu verflüchtigenden

[1]) Wie dies die Astronomen *Proctor* und *Zöller* nachwiesen.

[2]) Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß *Oswald Köhler* in seinem Werk: »Weltschöpfung und Weltuntergang« (dritte Neubearbeitung, 8. Auflage, Stuttgart 1902) *Kants* Lehre deshalb bemängelt, weil sie nach *Köhlers* Ansicht an dem Grundirrtum leidet, daß die Weltsubstanzen zur Zeit ihrer Aufgelöstheit sich im Zustande der allgemeinen Ruhe befunden haben sollen. Auch in *Laplaces* Lehre ist vieles unerklärt, wie z. B. die verschiedene Dichtheit der Planeten, ferner die gesetzmäßige Reihe der Unterschiede in den Abständen. *Köhler* versucht die *Kant-Laplace*sche Theorie in der Weise zu ergänzen, daß er den Vorgang der Planetenabsonderung (S. 138) wie folgt darstellt. »Die Gashülle, welche die dichtere Sonnenachse umgab, rotierte mit letzterer von gewisser Zeit ab einheitlich und mit annähernd gleicher Winkelgeschwindigkeit. Mit fortschreitender Abkühlung nahm sie allmählich eine flache, linsenförmige Gestalt an, und endlich zerfiel sie in eine Anzahl konzentrischer Gasringe oder Wolkenkränze, in denen im Laufe der Zeit am jeweiligen Rande ein Wolkenkranz nach dem anderen in seinem bisherigen Abstande zurückblieb. Die Fortdauer dieser Ablösungen bis zur Sonderung der Merkurmasse wurde ermöglicht durch eine gleichzeitig stattfindende Beschleunigung der Drehung der jeweiligen Restmasse. Diese Beschleunigung wiederum war zum überwiegenden Teil die Wirkung von kometarischen und planetarischen Massen, welche aus äußeren Regionen in den Planetennebel hineinfielen. Die Gasballen der Ringe oder Kränze vereinigten sich dann im Laufe der Zeiten allmählich zu einigen größeren Gashaufen, den eigentlichen Planetenmassen.« Ob diese Hypothese die *Kant-Laplace*sche Theorie in der Tat so weit und so richtig ergänzt, daß sie infolgedessen als wahrscheinlicher angenommen werden kann, will ich dahingestellt sein lassen.

Substanzen in den flüssigen Aggregatzustand überging, wobei die Elemente teilweise miteinander Verbindungen eingingen. Die leicht flüssigen Stoffe, wie Stickstoff, Sauerstoff, Wasser, bildeten nach wie vor eine Dampfhülle um die von einer Flüssigkeitsschale bedeckte Erde. Die Flüssigkeit bestand aus geschmolzenen, leuchtenden Massen. Unaufhaltsam schritt der Erkaltungsprozeß der Erdrinde fort, bis die Flüssigkeit zu einer Kruste aus Metallen und Gesteinen erstarrte, die anfangs noch etwas leuchtete, allmählich aber aufhörte zu glühen. Die Abkühlung steigerte sich immer mehr, was zur Folge hatte, daß schließlich der größte Teil des Wasserdampfes sich in feine Nebelbläschen umwandelte, welche infolge weiterer Abkühlung zu Regen wurden, der in tropfbarer Form niederschlug. Es entstand eine Periode gewaltiger unaufhörlicher Regengüsse, die auf die Erde niederströmten und alle durch die ungleichförmige Zusammenziehung derselben entstandenen Vertiefungen mit Wasser füllten, aus denen die Anhöhen hervorragten. So schieden sich Festland und Ozean voneinander, wobei die Zusammensetzung der Atmosphäre, die anfänglich eine Dunsthülle war, dem heutigen Zustande immer ähnlicher wurde. Während anfänglich die eigene Wärme der Erde so intensiv war, daß letzere der Sonnenwärme entbehren konnte, bildete solche mit den Fortschritten der Erkaltung der Erdkruste einen immer wichtigeren, unentbehrlichen Faktor, indem zuletzt die Sonne der Erde annähernd ebensoviel Wärme zustrahlte, als diese an solcher durch Abgabe an den Weltraum verlor, welche Wärmezufuhr zur Entfaltung des organischen Reiches auf der Erde unerläßlich war.

Wie es derzeit nach völliger Erstarrung und Konsolidierung der Erde in deren Innerem aussieht, aus was der Erdkern besteht, das wissen wir auch heutzutage nicht. Nur so viel ist durch die Dichtebestimmung der Erde festgestellt, daß das Erdinnere nicht aus Wasser bestehen kann, wie man seinerzeit vielfach infolge semitischer Vorstellungen geglaubt hat. Daß die Gesteine, welche die Erdrinde zusammensetzen, teils aus glutflüssigen Massen erstarrt, teils unter Mitwirkung des Wassers und der Winde gebildet wurden, wissen wir aber mit voller Sicherheit.

B. v. Cotta scheidet in der Entwicklung unseres Erdkörpers sieben Stadien aus, welche nach den wesentlich umgestaltenden Kräften sich in fünf Wirkungsfolgen zusammenziehen. Erste Stufe: Gasförmiger Zustand aller Stoffe. Zweite Stufe: Änderung im Aggregatzustande eines Teiles der Stoffe durch Wärmeabnahme, wahrscheinlich auch der Substanz und ihrer chemischen Verbindungen; flüssiger neben dem gasförmigen Zustande. Dritte Stufe: Erstarren an der Oberfläche; erste feste Gesteinskruste. Vierte Stufe: Bildung von Wasser und seine Wirkungen. Fünfte Stufe: Auftreten des organischen Lebens. Sechste Stufe: Klimazonen, modifiziert durch Oberflächenzustände; Eisbildung. Siebente Stufe: Der Mensch und das geistige Leben.

Wenn wir für unseren Zweck bloß die fünfte, sechste und siebente dieser Entwicklungsstufen näher in Betracht ziehen, so ergeben sich in solchen auf Grund der geologischen und paläontologischen Forschungen folgende Entwicklungsperioden.

1. Der eozoische Zeitraum, in welchem ein massiges Absetzen der Urschiefer und eine Eruption mächtiger Granitmassen hervortritt. Das »Leben« nimmt seinen Anfang; es kommen jedoch bloß die niedersten Organismen vor.

2. Der paläozoische (Primär-)Zeitraum, d. i. das Altertum der bewohnten Erde. Es treten in der Silurzeit die gliederlosen Tiere, hierauf in der Devonzeit die Fische und in der Dyas(Perm-)zeit die Kohlenpflanzen auf.

3. Der mesoozoische (sekundäre) Zeitraum, das Mittelalter der bewohnten Erde, durch das Vorwiegen der Amphibien und Reptilien sowie der nacktsamigen Pflanzen (Cykaden und Koniferen) bezeichnet. Dieser Zeitraum umfaßt 1. die Trias nebst Rhätzeit, 2. die Jura- nebst Thitonzeit und 3. die Kreide nebst Wealdonzeit. Auftreten der ersten Säugetiere und Laubhölzer.

4. Känozoischer (Tertiär-)Zeitraum, die Neuzeit der bewohnten Erde. Überwiegen der Säugetiere; Übergang zur Gegenwart. Die Diluvial-(Eis-) und Alluvialzeit bilden die Quartärperiode.

Auftreten des Menschengeschlechtes.

Diese scharfe Abgrenzung der von den älteren Geologen und Paläontologen aufgestellten Epochen und Formationen läßt sich jedoch in keiner Weise mehr festhalten; sie ist bereits auf allen Seiten durchbrochen, auf allen Seiten Meinungsdifferenzen über die Grenze zwischen verschiedenen Gesteinsbildungen, Einschieben neuer und Fallenlassen alter Entwicklungsstufen, und schließlich noch eine ganz neue Theorie über Gebirgsbildungen. Daher der von *Mojsisovics* gemachte neueste Vorschlag, die Veränderungen der Organismen als geologisches Zeitmaß zu verwenden, vieles für sich hat.

Was die Dauer der einzelnen Entwicklungsstadien der Erdbildung anbelangt, so muß in Betracht gezogen werden, daß die gewaltigen Hebungen und Senkungen des Bodens, die sich folgenden Fluktuationen in der Temperatur des Erdballs, weiters die Beeisung fester Felsenmassen, die Transportation erratischer Blöcke über und unter das Meeresniveau, die Hebung mariner Muscheln über die Fläche der See, die Wanderung gegenwärtig noch fortbestehender Arten von Pflanzen und Tieren in ihre jetzigen Reviere herein und das Erlöschen gewisser markanter Formen, die während der pleistozenen Periode blühten — das alles sind Tatsachen von unberechenbarer Dauer seit dem Beginne der Eiszeit oder seit der Wald von Cromer blühte und der Elephas meridionalis bestand.[1]) Es ist müssig, diesen Entwicklungsperioden mit Zahlen beikommen, beziehungsweise sie nach solchen festsetzen zu wollen, denn alle Perioden sind nur Metamorphosen in der großen Reihe von Bildungsumwälzungen der Erde. Folgenschwer und von wohltätigstem Einflusse auf die organische Welt war die Wechselwirkung zwischen Erdrinde, beziehungsweise ihren Gewässern und der Glut des Erdinnern. Wir verdanken diesen Vorgängen nichts weniger als unser ganzes Dasein; denn alle unsere Länder, unsere Felder und

[1]) Die Geologen fordern nicht weniger als 600—700 Millionen Jahre, um das Entstehen aller Erdschichten zu erklären. Jedenfalls ist das Alter der Erde unermeßlich, und unsere modernste Wissenschaft kommt hier in ihren Schlüssen ungefähr auf die uralte Vorstellung der orientalischen Kosmogonien.

Fluren, unsere Quellen und Ströme, das Zurückfließen des Wassers nach dem Meere usw. sind Folgen derselben.

Wenn wir den ganzen Prozeß der Erdbildung während der sedimentären Periode[1]) überblicken und nach einer Verbindung mit früheren Zuständen suchen, so können uns die aus jenem Kampfe zwischen Feuer und Wasser entsprungenen Durchwühlungen der Erdmassen und die immer wiederholten Störungen ihrer Lage durch die vulkanischen und plutonischen Gewalten als die letzte Fortsetzung des ehemaligen Zirkulierens und der Dampfausbrüche in der Sonnenzeit der Erde gelten. Übrigens ist die Entwicklung der Erde auch noch heute nicht abgeschlossen. Die für die Gestaltung der Erdoberfläche so wichtigen Hebungen und Senkungen gehen auch jetzt noch, wie aus der Geophysik bekannt, fortwährend vor sich. Während sich die Erdrinde an vielen Stellen langsam senkt, erhebt sie sich an anderen Stellen. Große, dauernde Überschwemmungen treten an Senkungsgebieten ein, wenn die natürlichen oder künstlichen Dämme den Wassermassen nicht mehr standhalten, wie dies mehrmals schon an den sinkenden Küsten der Nordsee oder (im XIV. Jahrhundert) am großen Einbruch des Zuidersees stattfand. Das Meer flutet nach zehntausend Jahren, wo die Wohnungen der Menschen standen und bedeckt die Landfläche mit neuen Sand- und Tonschichten; an zahlreichen anderen Stellen erstehen neue Länder. Wir kommen infolgedessen im Gegensatze zu der gewöhnlichen Anschauung zur Überzeugung, daß die Erde noch durchaus nicht am Ende ihrer Entwicklung angelangt, sondern auch gegenwärtig unausgesetzt in Umbildung begriffen ist; man kann sie also noch gar nicht als »fertig«

[1]) Unter solcher muß strenge genommen der gesamte Zeitraum der Erdgeschichte angenommen werden, der sich von dem ersten Auftreten des Wassers auf der Erdoberfläche bis in unsere Gegenwart erstreckt. Es ist das die Zeit der Ablagerungen, der Bodensätze (Sedimente) aus dem Wasser. Die ganze Dauer der Sedimentärzeit läßt sich nach dem jetzigen Stande der Geologie noch nicht genau berechnen, wird aber von namhaften Geologen, wie folgt, angenommen. Dauer der Primärzeit 4—6 Millionen Jahre, der Sekundärzeit 2—3 Millionen Jahre, der Tertiärzeit 1—2 Millionen Jahre, schließlich der Quartärzeit 300.000—500.000 Jahre. Im ganzen also 10—12 Millionen Jahre.

betrachten. Die Länder und die Gebirge, die Meeresgründe wie die Küsten, die Ströme und Wasserfälle wie die Gletscher — alles ist einer fortwährenden langsamen Veränderung und Umgestaltung unterworfen.

Betrachten wir nun, wann und wie das organische Leben, diese Voraussetzung des Menschendaseins, auf der Erde entstanden ist.

2. Kapitel.

Das organische Leben auf Erden, dessen Ursprung und Entwicklung.

Alle neueren Forschungen haben das unbestreitbare Schlußergebnis festgestellt, daß die Periode des organischen Lebens, und dann innerhalb dieser wieder diejenige des Menschendaseins, in der Zeit unvergleichlich tiefer hinabreicht, als noch vor wenigen Generationen angenommen wurde. Denn die Spuren des organischen Lebens gehen, ungeachtet man das Alter der verschiedenen Erdschichten nicht genau kennt, in viel tiefere Schichten hinab, als man vordem annahm. Erst mit dem Auftreten des Wassers, das, wie schon erwähnt, sich nicht vor dem Eintritt eines starken Grades bereits vollzogener Abkühlung absetzen konnte, trat die Möglichkeit des organischen Lebens auf.

Nachdem in jedem, auch dem niedersten Organismus schon ein gewisser Lebenskeim vorhanden ist, so wirft sich vor allem die Fundamentalfrage auf: Wie entstand das Leben auf der Erde in einem gewissen Stadium ihrer Umwälzungen und fortschreitenden Bildung? Von der alten Vorstellung einer besonderen, geheimnisvoll in den organischen Wesen wirkenden »Lebenskraft« ist man schon längst abgekommen, läuft aber in der Neuzeit dagegen Gefahr, der Annahme eines bloßen Mechanismus und dessen materieller Wirkung zu verfallen.

Die Frage nach dem Ursprung des Lebens hängt mit der Frage, beziehungsweise Hypothese der Ur- oder Selbstzeugung (generatio aequivoca) so eng zusammen, daß die Annahme der letzteren zugleich die erstere beantwortet. In der Gegenwart wird die Hypothese der Urzeugung ebenso von

einigen Naturforschern energisch gesetzt und verteidigt, wie sie von anderen Naturforschern entschieden verworfen und bekämpft wird. Jedenfalls ist diese Frage nach dem heutigen Standpunkte der Naturwissenschaften nicht so weit gediehen, als daß sie endgültig mit Bestimmtheit beantwortet werden könnte. Alle Versuche, eine Urzeugung zu beweisen, haben sich bisher als Irrtümer der Beobachtung herausgestellt, nicht anders als jene Meinungen des XVIII. Jahrhunderts über die Selbstbildung der Infusorien in stehenden Gewässern, der sogenannten »Aufgußtierchen«. Was gegen die Urzeugungshypothese spricht, wird später angeführt werden.

»Leben ist Bewegung, Bewegung in unablässigem Wandel und von eigener Art, ausnahmslos gebunden in individualisierten Gestalten, die entstehen und vergehen, aber durch die Macht der Fortpflanzung das Leben selbst der Vergänglichkeit entrücken und mit einem Schimmer von Unsterblichkeit umgeben, ein Mikrokosmos, dessen Mechanik nicht die Höhen des in die Unendlichkeit sich verlierenden Sternenhimmels meistert, aber die geheimnisvollen Tiefen jedweden lebendigen Daseins beherrscht und daher auch in letzter Linie das Rätsel des Menschenlebens umschließt.« *(Dr. F. v. Wagner.)* Das Leben selbst, an und für sich genommen, ist der unmittelbaren Beobachtung entzogen; nur die zahllosen Gestalten, in welchen sich dasselbe zur Entfaltung bringt, sind unserer Untersuchung direkt zugänglich, das heißt aber nichts anderes, als daß wir das Leben nur insoweit zu erforschen vermögen, als es sich in bestimmt geformten, individualisierten Körpern von vergänglicher Dauer ausprägt. Das Leben vermag ohne eine bestimmte Form nicht zu bestehen, die Form aber muß vergehen, wenn kein Leben in ihr pulsiert. Jede Organismenart lebt ihr Leben, wie es eben von der ihr eigentümlichen Organisation gesetzmäßig bedingt wird. Das allgemeine Problem des Lebens löst sich mithin in so viele spezielle Einzelprobleme auf, als es verschiedene Arten von Lebewesen in der Natur gibt.

Es ist vielfach, auch in neuester Zeit, die Ansicht ausgesprochen worden, daß in der Welt unsterbliche, auch die Gluten des Feuers überdauernde Keime des organischen

Lebens existieren, welche die ewige Grundlage der Schöpfung dieses Lebens bilden. Jener ewige Lebenssame hätte dann die Stoffe der Erde zur rechten Zeit befruchtet und die Organismenwelt hervorgerufen. Diese Ansicht hat viel für sich und wird dadurch nicht entkräftet, daß dieser kosmischen Keimtheorie gegenüber die Behauptung aufgestellt wird[1]), daß unsere Erde genügend Raum, Zeit und Stoff zur Bildung der organischen Keime geboten haben wird, und daß also nicht angenommen zu werden braucht, daß die Keime von anderen Himmelskörpern oder aus dem Weltraume herstammen, von wo sie mittels Sternschnuppen u. dgl., wohl gar als »Urform aller Materie« (nach *W. H. Preuß*, *Otto Hahn* u. a.) auf die Erde geflogen seien.

Die Tatsache, daß die Stoffe, aus welchen sich die Lebewesen aufbauen, insbesondere die Kohlenstoffverbindungen, bereits als Träger der Empfindung, dieser Fundamentaleigenschaft des Lebens fungieren, und zwar derart, daß die geringste anatomische oder struktuelle Veränderung der aus diesen Stoffen bestehenden Organe Störungen der Empfindung und des Lebens hervorruft — diese Tatsache ist noch kein Beweis dafür, daß durch das Dasein dieser Träger des Lebens auch wirkliches Leben in seinem Urbestand hervorgebracht wird oder werden kann. Selbst wenn es gelänge, alle Proteinstoffe, Kohlenhydrate, Fette usw., die wir in den Organismen finden, künstlich zu erzeugen, es könnte daraus keine Zelle, das Grundelement jedes Pflanzen- und Tierorganismus, gebildet werden. Denn die Substanz allein macht noch nicht das Leben, die Substanz muß ein gewisses natürliches organisches Gefüge in sich haben, das ihr durch keine chemische Verbindung künstlich gegeben werden kann. Das chemische Material, aus dem die Organismen, von der einfachen Zelle angefangen, sich aufbauen, ist ein vielfältiges; aber erst durch seine einheitliche Zusammenfassung entsteht das Leben.

Einer anderen einfacheren Annahme zufolge soll sich das Leben zur bestimmten Zeit, als seine Bedingungen gegeben

[1]) So *Köhler* in seinem Werk: »Weltschöpfung und Weltuntergang«. S. 309.

waren, auf der Erde aus anorganischen, toten Stoffen »entwickelt« haben, in genau demselben Sinne, wie sich bei bestimmter Lage der Dinge eine chemische Verbindung, als da z. B. Sauerstoff und Wasserstoff zu Wasser entwickelt. Während sonst stets im Bereich unseres Sehens Leben nur wieder aus Leben entsteht, sollte in jenen uralten Tagen ein echtes Leben einmal aus Unbelebtem entstanden sein. Diese sogenannte Urzeugungshypothese ist jedoch zur Erklärung der Entstehung der Organismen aus anorganischen Elementen durchaus unzureichend, da wir experimentell nicht imstande sind, durch das Zusammenwirken chemischer Elemente allein auch nur den einfachsten Organismus, ja selbst nur eine einzige lebensfähige Zelle oder eine fortbildungsfähige Keimeinheit hervorzubringen. Auch das »Protoplasma«, jene eigentümliche eiweißartige Substanz, welche in jeder lebensfähigen Zelle enthalten ist, vermag die Wissenschaft nicht willkürlich oder künstlich herzustellen; selbst die chemische Zusammensetzung desselben ist der Forschung heute noch ein Rätsel. Die Versuche, das freie Protoplasma experimentell in seinem konstituitiven Bestandteilen abzuändern und durch andere zu ersetzen, bewirken einfach die Zerstörung desselben. Übrigens ist das lebendige Protoplasma überhaupt keine chemische Verbindung, sondern eine molekulare Struktur (eines es schon besitzenden Wesens), die aus einem Gemenge der verschiedensten organischen und anorganischen Stoffverbindungen besteht, deren Kenntnis sich, wie gesagt, der Wissenschaft entzieht. Und selbst gesetzt den Fall, es gelänge einmal der Chemie, ein künstliches Protoplasma im Laboratorium herzustellen, würde dasselbe neben den erforderlichen chemischen und physikalischen Eigenschaften auch die Fähigkeit der Fortbildung und Weiterentwicklung besitzen, die im natürlichen Protoplasma der Pflanzen- und Tierzelle innewohnt? mit anderen Worten: würde es »lebendig« sein? Gewiß nicht; es wäre ein gestalt- und lebloses, der Fortpflanzung nicht fähiges künstliches, aber nicht natürliches Protoplasma. Worin diese mysteriöse Kraft der lebenden Substanz des Protoplasma besteht, mit der sie die heterogenen anorganischen Stoffe zu komplizierten Gebilden zusammenzwingt, das wissen wir nicht.

Die ersten Spuren des organischen Lebens.

Wie immer man auch über die Ursprungselemente des organischen Lebens denken mag, das eine steht fest, daß dessen schlummerndes, latentes Dasein mit unendlich kleinen, in unermeßlicher Zahl sich unausgesetzt erzeugenden Gebilden zum Erwachen gelangt sein müsse. Die ersten Spuren des organischen Lebens auf Erden sind unzweifelhaft im Meere, und zwar als Pflanzen der einfachsten Organisation — Algen und Tange — aufgetreten. Die entgegengesetzte Ansicht[1]), daß das Leben zuerst in den Polargegenden entstanden sei, weil da zuerst die Hitze hinreichend gemäßigt wurde, um Leben hervorzubringen, kann füglich bezweifelt werden. Denn die Tatsache steht fest, weil Tausende von Fossilien sie beweisen, daß wiederholt der Hauptcharakter der großen Kontinente und Ozeane ein von der jetzigen Beschaffenheit sehr verschiedener gewesen ist; auch die bisher unwiderlegten Hypothesen, daß die Richtung der Pole sich verändert oder daß das Sonnensystem sich in einer wärmeren Gegend des Weltalls befunden habe, sprechen dagegen.

Die ersten Spuren des organischen Lebens auf dem festen Lande liefern die Graphitlager; deutliche organische Reste findet man erst in den darüberliegenden Grauwackenbildungen — blütenlose Pflanzen und Meertiere. Jene Lager zwischen kristallinischem Schiefer sind die vermutlich ältesten Pflanzenreste ohne erkennbare Formen. Der Metamorphismus hat da alle Lebensformen zerstört oder mindestens verwischt, während der Kohlenstoff den unverkennbar organischen Ursprung dartut. Mit diesen Lagern und mit Tierresten der Foraminifere Eozoon beginnt sonach das organische Leben in der vorsilurischen Zeit. Die Triasperiode bringt die ersten Spuren eines Säugetieres, ihre Auszeichnung aber waren mächtige Reptilien. Die Tertiärzeit weist neben vorwiegenden Dikotyledonen zuerst einige von den Tierspezies auf, die sich bis jetzt lebend erhalten haben, und deren Zahl scheint sich während ihrer Dauer beständig vermehrt zu haben. In der dichten, dunstigheißen Atmosphäre der Urzeit konnten natürlich rasch atmende warmblütige Tiere nicht bestehen; sie mußten erst viel später

[1]) Die von *Asa Gray, Leconte, Graf Saporta* u. a. verfochtene wird. übrigens schon von *Buffon* in seinen »Epochen der Natur« ausgesprochen wird.

auftreten und erfuhren dann mit den sich folgenden Klimaveränderungen die mannigfachsten Wechsel; gewisse Formen gehen unter, andere steigen auf. Der Mensch tritt erst in der Pliozenzeit auf. Aus den Diluvialfunden einerseits und den Knochenhöhlen anderseits geht mit Bestimmtheit hervor, daß der Mensch in den betreffenden Gegenden Europas bereits in der quaternären Epoche als ein Zeitgenosse teils jetzt ausgestorbener, teils nur noch in nordischen Breitegraden lebender Tiere (Renntier, Moschusochs) auftrat. Ob er auch in der Tertiärzeit existierte, ist nach den bisherigen Funden noch zweifelhaft. Nirgends fanden sich bisher sichere Anzeichen für die Annahme einer ursprünglich affenartigen Körperbildung des ältesten Menschen; die weite Lücke zwischen Mensch und Affe ist, was fossile Funde anbelangt, noch unausgefüllt. Ja, es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß der quaternäre Mensch körperlich und geistig viel niedriger stand als viele jetzt lebende wilde Rassen.

Entwicklung des Organischen.

Betrachten wir, um diesfalls sichere Schlüsse ziehen zu können, den Gang der Entwicklung des organischen Lebens etwas näher.

Die organischen Reste in den aufeinanderliegenden und folglich nacheinander gebildeten Ablagerungen gehören stets ungleichen Spezies an, aber in den Ablagerungen derselben nicht überall denselben Spezies. Daraus folgt ein steter Wechsel der Lebensformen und eine von Anfang daseiende geographische Verschiedenheit. Hierzu tritt die stete Zunahme der Mannigfaltigkeit und die Erhöhung der Organisationsstufe, welche allmählich dem jetzigen Zustande entgegenrückt. — Die silurische bis zur permischen Formation hinauf sind als primäre bezeichnet worden, weil die ältere Annahme hier die erste Schöpfungsperiode, die frühesten Organismen suchte, die man neuestens jedoch viel tiefer unten in der laurentinischen Formation (als eine Art der Rhizopoden) herausgefunden haben will.[1])

[1]) In Kanada, nördlich vom Lorenzo-Strom, wurden eine Reihe von Erdschichten von ungeheuerer Mächtigkeit entdeckt, die erwiesenermaßen noch viel älter als die ältesten silurischen Bildungen sind und unfaßhare Zeiträume zu ihrem Zustandekommen beansprucht haben müssen. Man hat in diesen (laurentinischen) Schichten die organischen Überreste einer Rhizopoden-

Von da aus bis zur Kreideformation, einschließlich solcher, lief dann die zweite Schöpfungsperiode.

Die Primär-(paläozoische)-Formationszeit zeichnet sich durch riesige Gefäßkryptogamen aus, als da: Schachtelhalme, Schuppenbäume, Farne und Siegelbäume. Es kommen sowohl im Pflanzen- als auch im Tierreiche nur eine geringe Anzahl von Arten vor. Und dennoch weist die silurische Schichtengruppe als die älteste der Primärzeit, die bloß marine Organismen aufweist (weil über die ganze Erdoberfläche noch der einförmige Wasserspiegel ausgebreitet lag), bereits 9000 Spezies in ihrer Fauna nach. Wenngleich der Metamorphismus die ersten Blätter im Buche der Erdbildung bis zur Unkenntlichkeit verwischt hat, daher wir heute nicht mehr zu unterscheiden vermögen, welche und wieviele Zeitgenossen des Eozoon spurlos verschwunden sind, so kann dennoch als Tatsache angenommen werden, daß im Zeitalter des Urgebirges, dessen Dauer alle übrigen erdgeschichtlichen Perioden zusammengenommen um ein Bedeutendes an Länge überragt hat, organische Wesen die Erde schon bevölkerten, daß somit die Versteinerungen der darauffolgenden Silurformation bereits eine vorgeschrittene Stufe in der Erdentwicklung darstellen.

Durch eine langsame Abnahme der Temperatur war allmählich, so weit die Bedingung der Wärme in Betracht kam, die Möglichkeit eines immer üppigeren Pflanzenwachstums erreicht worden. Alle jene ungeheuere Masse von Kohlenstoff, welche jetzt in den verschiedenen Formen der Kohle in der Erde gefunden wird, war als Kohlensäure in der Atmosphäre vorhanden. Das Verhältnis des freien Sauerstoffes war geringer als gegenwärtig, um ein Volumen, gleich dem Überschuß der

(Wurzelfüßer)-Art gefunden, das man Eozoon canadensis, das kanadische Morgenrötetier benannte, um damit anzudeuten, daß mit ihm oder mit seinesgleichen die Morgenröte des Lebens auf Erden begonnen hat. Zählt nun dieses Eozoon gleich zu der niedrigsten Tierklasse, so erscheint es dennoch durch die Bildung seiner Schale innerhalb der Klasse selbst als bereits sehr hoch organisiert, daher der Schluß statthaft ist, daß es vor dem Eozoon noch weniger entwickelte organische Tierformen gegeben haben müsse.

Kohlensäure. Eine Veränderung in der Beschaffenheit dieser Uratmosphäre ward durch die Wirkung des Lichtes verursacht; denn unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen zersetzen die Pflanzen Kohlensäure, indem sie sich die Kohle derselben aneignen und den Sauerstoff zum größten Teile in Freiheit setzen. Die Quantität des Kohlenstoffes, welche so für den Gebrauch einer Pflanze verdichtet werden kann, ja jede solche zersetzende Wirkung durch Licht ist direkt proportional der verbrauchten Quantität Luft. Zur Erzeugung eines so großen Gewichtes von verbrennbarem Stoff war notwendig ein sehr langer Zeitraum erforderlich, damit die Sonne den nötigen Lichteinfluß liefern könne.

Tausende und abertausende von Jahren setzten die Sonnenstrahlen ihr Werk fort, indem sie das mechanische Verhältnis und die Mischung der Atmosphäre, die Beschaffenheit des Meeres und die Erscheinung der Erdoberfläche veränderten. Es fand ein erstaunliches Wachstum von Farnen, Koniferen, Lepidodendren statt. Das Prozent des Sauerstoffes in der Luft nahm fortwährend zu, das der Kohlensäure fortwährend ab; der Druck der Luft veränderte sich entsprechend, teils wegen der Ersetzung eines schweren Gases durch ein leichteres, teils wegen der langsam stattfindenden allgemeinen Temperaturabnahme, welche das absolute Volumen des Dampfes verminderte. Auch das Meer wurde, wenngleich in mittelbarer Weise, in seinen tiefsten Abgründen vom Sonnenstich berührt, indem beim Fortschreiten der Entfernung der Kohlensäure aus der Atmosphäre Teile jenes Gases fortwährend vom Ozean abgegeben wurden, um ein Verbreitungsgleichgewicht zwischen seinem aufgelösten Gase und dem freien Gase der Luft zu erhalten.

Durch die Kraft der Sonne erlitten derart Luft und Meer eine unsichtbare Veränderung, während die Oberfläche der Erde durch die Einwirkung der Sonne allmählich eine tatsächliche und zwar wohltätige Veränderung erlitt. In dem heißen und feuchten Klima entwickelten sich nach und nach Pflanzen in wilder Üppigkeit, wodurch die Existenzbedingungen für höher organisierte, schnell atmende und warmblütige Tierarten gegeben wurden, während in der alten

schweren Atmosphäre voll schädlichen Gases sich nur langsam atmende, kaltblütige Tiere erhalten konnten. In der sekundären Zeit traten daher bereits niedere Säugetiere auf, und die Juraperiode ist sehr reich an Reptilien.

In der Tertiärzeit gelangen Palmen, Laubhölzer und Säugetiere zu großartiger Entfaltung. Infolge der allmählichen Herausbildung von Klimazonen macht sich eine zonenweise, von der Entferung vom Äquator abhängige Sonderung der Organisation bemerkbar. Unter den verschiedenartigen klimatischen Einflüssen, die durch Entstehung von Hochgebirgen noch komplizierter werden, bilden sich innerhalb der Meere, Buchten und Binnengewässer die mannigfachsten Lokalfaunen aus; ähnlich auf dem Festlande und in den Süßwassern. Die klimatischen Verhältnisse nähern sich immer mehr und mehr denen unserer Zeit. Hand in Hand damit geht das Auftreten einer immer größer werdenden Anzahl von Tier- und Pflanzenformen, welche mit denen der Jetztzeit identisch sind. Die Mannigfaltigkeit der irdischen Verhältnisse und des organischen Lebens ist größer als in einem der vorhergehenden Zeitalter, und stellt die letzte Stufe der Erdentwicklung vor ihrem Eintritte in die Jetztzeit dar.

Diese Annahme der Entwicklungsperioden der Erde wird durch die geologischen Untersuchungen und Funde bestätigt. Die Versteinerungen lehren, daß die organische Welt, eben die Welt der Pflanzen und Tiere, zu welch letzteren auch der Mensch als Naturwesen gehört, sich allmählich verändert hat, daß zuerst ganz andere Formen von Lebewesen auftraten, als später und jetzt noch vorhanden sind. In den ältesten Zeiten der Ablagerungen, da noch kochend heißes Wasser die Massen der Erdkruste angriff, konnten sich komplizierter gebaute Tiere und Pflanzen nach allen unseren Erfahrungen über die Bedingungen des organischen Lebens wohl überhaupt noch nicht entwickeln; damit stimmt überein, daß die ältesten Ablagerungen keine Versteinerungen und Reste von Pflanzen und Tieren enthalten. Doch zeigen uns die Graphitanlagerungen und die Kalksteinschichten mancher der vorprimären, der archäischen Periode (z. B. die vorerwähnten sogenannten laurentinischen Schichten), daß in der

Zeit jener uralten Ablagerungen bereits reiches organisches Leben im Wasser der warmen Meere und außerhalb desselben in heißsumpfigen Gebieten sich entwickelt hatte. Auch in den Lagen der älteren Primärzeit gibt es fast ausschließlich nur Spuren von Meerestieren und Meerpflanzen; Reste von Organismen aus Seen, Teichen und Flüssen, sowie vom Lande, die unseren jetzigen Tieren und Pflanzen ähnlicher sind, treten erst in jüngeren Ablagerungen auf, und zwar umso artenreicher, je jünger die betreffenden Gesteine sind. Eine üppige Pflanzenwelt hatte sich besonders in der Steinkohlenperiode entwickelt.

»Und so entspricht der geologischen Entwicklung der Erde auch eine fortschreitende Stufenleiter der Organisationsform, wobei das Individuum in der kurzen Zeit seiner Ausbildung noch einmal den langsamen Prozeß der ganzen Schöpfungsgeschichte durchmacht. Die verschiedenen Tiere sind die auf verschiedenen Stufen festgehaltenen Formen des tierischen Lebens, und das höhere Tier schreitet in seiner Entwicklung durch die milderen Formen hindurch, nie ganz sie darstellend, indem der nie rastende Bildungstrieb die Ähnlichkeit sofort wieder aufzuheben bestrebt ist« (*Schaaffhausen*). *J. F. Meckel* hat schon 1812 den Fundamentalsatz der Entwicklungsgeschichte des Tierreiches ausgesprochen, daß nämlich jedes Tier in unreifem Zustande — von der Befruchtung des Eies bis zu den ersten Geschlechtstätigkeiten — alle Formen durchlaufe, welche den unter ihm stehenden Tieren während des ganzen Lebens eigen sind. So zeigt das Säugetier von der Geburt an nacheinander Analogien mit dem wirbellosen Tier, dem Fisch und Vogel. Die Übereinstimmung der Embryonen bei Säugetieren, Vögeln, Eidechsen, Schlangen in den früheren Beständen ist so groß, daß ihre spätere Artentwicklung gar nicht herausgefunden werden kann. Diese merkwürdige Übereinstimmung aller Tierbildungen, den Menschen inbegriffen, in den ersten Fötalzuständen führte — das ist eine der allergreifendsten Tatsachen — gerade zur Forschung nach der tierischen Ahnenreihe des Menschengeschlechtes, die wir in folgendem näher betrachten wollen.

3. Kapitel.

Ursprungs- und Urgeschichte des Menschengeschlechtes.

Wenn die in den früheren Kapiteln gegebene, aus der *Kant-Laplace*schen Nebularhypothese und den geologischen und paläonotogischen Forschungen folgende Darstellung der Erdbildung, dann des Ursprunges und der Entwicklung der irdischen Organismen eine richtige ist, so steckte der Mensch, beziehungsweise der Keim desselben, schon in den einfachsten Anfangsformen des Lebens auf der Erde; ja man geht sogar nicht zu weit, wenn man die Potenz zur Entstehung und allmählichen Entwicklung des Menschengeschlechtes, als schon von dem Sonnenball überkommend, in der Dunsthülle der Erde vorhanden annimmt. Denn wohin das Leben geht, geht auch der Mensch mit, sozusagen bis zum Atom des Lebens herab. Und daß das Leben nicht erst da auf der winzigen Erde angefangen haben konnte, daß es nicht bloß hier auf unserem im Universum verschwindenden Weltkörper seine ausschließliche Wohnstätte aufgeschlagen hat, sondern im ganzen unendlichen Weltall und allen seinen Teilen, ob in der oder jener Lebensform, vorwalten und sich äußern müsse, kann für den Denkenden keinem Zweifel unterliegen. Das Leben ist ein »Ganzes« und hängt mit dem großen Ganzen, dem einheitlichen Universum, aufs innigste zusammen. Es läßt sich von nichts »anderem« ableiten, es kann keinen Ursprung haben, weil es mit der raum- und zeitlosen Ewigkeit eins ist.

»Vergebens hat man bis jetzt nach einer Zeitgrenze zwischen Menschengeschichte und vormenschlicher Geschichte gesucht. Der Ursprung des Menschen und die Zeit seines Auftretens verlaufen in das Unbestimmbare; es läßt sich nicht scharf eine solche Vorwelt von der Jetztwelt sondern. Dieses Schicksal teilen aber alle geologischen wie alle historischen Perioden« *(v. Cotta)*. Und in der Tat liegt in allen derartigen Periodisierungen etwas Willkürliches und Unbestimmtes zugleich.

Die Beantwortung zweier wichtiger Fragen wird uns die Lösung der Kardinalfrage nach der Ursprungs- und Urgeschichte des Menschengeschlechtes wesentlich erleichtern.

Erste Frage: Welche ist die Wesensdifferenz zwischen dem Tier und dem Menschen? und zweite Frage: Ist das Menschengeschlecht aus einem oder aus mehreren Menschenpaaren entsprossen? (Monogenesis oder Polygenesis.)

Wesensdifferenz zwischen dem Tier und dem Menschen.

Die erste Frage, betreffend die Wesensdifferenz zwischen dem Tier und dem Menschen, beantworteten die Naturforscher und Philosophen je nach ihrem Standpunkte verschiedentlich. *Aristoteles* nennt den Menschen ein »geselliges« Wesen, daher er auch als Einzelwesen nicht richtig begriffen werden kann. Dieser Ausspruch ist wahr, erschöpft jedoch die Wesensdifferenz zwischen Tier und Mensch beiweitem nicht, da es auch Tiergattungen gibt, die ein geselliges Leben führen. *Lichtenberg* nennt den Menschen geistreich das »rastlose Ursachentier«, kommt aber mit dieser Erklärung über das Kausalitätsgesetz nicht heraus. Einige Philosophen bezeichnen den Menschen als das redende und sonach vernunftbegabte Erdenwesen, was jedenfalls die scharfe Grenze zwischen Tier und Menschen andeutet, da dem Tier die vollkommen entwickelte Sprache, wie solche ausschließlich dem Menschen zu Gebote steht, und die Vernunft abgeht, und dem Tierreiche bloß der Verstand in seinen verschiedenen Abstufungen zugesprochen werden kann. *Quintet* findet die Grunddifferenz zwischen Mensch und Tier darin, »daß der Mensch eine historische Welt bildet, daß er sic nicht allein dem Individuum, sondern auch der Art nach in der Zeit verändert, von Generation zu Generation zunimmt, kurz eine Geschichte hat«. Das ist allerdings eine scharfe Grenzpräzisierung. Denn auf der Geschichte beruht wesentlich die Kulturentwicklung des Menschengeschlechtes; ohne Geschichte gibt es keine Zivilisation, keinen Fortschritt. Aber auch diese Marke erschöpft nicht die ganze Differenz zwischen Tier und Mensch!

Zu den wichtigen diesfälligen Wesensdifferenzen zählt die aus dem Bedürfnisse geselligen Lebens entsprungene Feststellung des Rechtes und Eigentumes, dann das Familien-, Stammes- und Volksgefühl. Hieraus entsteht eine Gleichmäßigkeit in der Ausbildung der Sinne, so daß keiner derselben ausschließlich ein solches Übergewicht erlangt wie

im Tierreiche, wodurch auch die tierische Einseitigkeit des Vorstellungskreises überwunden wird. [1]) Ferner prägt sich die Individualität im Menschengeschlechte viel prononzierter aus. Die Erfahrung trägt das ihrige zum Lernen und Fortschreiten bei, und namentlich die Fähigkeit durch Sprache und Schrift seinen abstrakten Gedankenschatz dem Mitmenschen genau mitzuteilen und durch gegenseitigen Austausch auszubilden, trägt zur Erweiterung der Ideenwelt und dadurch mittelbar zum intellektuellen und sittlichen Fortschritt der Menschheit vorzüglich bei.

Nach *Darwins* Naturauffassung, welche auf dem Entwicklungsprinzipe beruht, ist der Mensch das Endglied einer zahllosen Reihe von Ahnen (Organismen), welche unter der Herrschaft der Naturgesetze sich im Laufe der Zeit hier auf Erden entwickelt haben. Er stimmt wohl mit den höher organisierten Tieren, welche sich ihm im anatomischen Baue nähern, in vielen wichtigen Beziehungen überein. Aber der Mensch stellt eine ununterbrochene Reihenfolge von Stoff, einen ununterbrochenen Verbrauch von Kraft dar. Von außen kommende Eindrücke verstecken sich in seinen Sinnesganglien, um in späteren Zeiten dem Anblicke dargeboten zu werden und Motive des Handelns zu bilden. Auch unterscheidet sich der Mensch nach *Darwin* dadurch vom Tier, daß dasjenige, was in diesem vorbereitend und unausgebildet

[1]) Entgegn der *Kant*schen Lehre, daß die Welt, wie sie uns erscheint, nichts anderes sei, als eben eine bloße Erscheinung oder Einbildung unserer Sinne, während die wahre, wirkliche Welt, die Welt »an sich«, den leiblichen Sinnen der Wesen für immer unzugänglich bleibt, behauptet *Kohler* (Weltschöpfung und Weltuntergang. S. 64), daß die Welt der Dinge, welche die Lebewesen umgibt, durch ihre tausendfachen Wirkungen und Einflüsse die Sinne, Werkzeuge und Organe dieser Wesen gestaltet, bestimmt und ausgebildet hat, daß somit die Welt nicht ein Erzeugnis der Sinne, sondern vielmehr die Sinne ein Erzeugnis der Welt sind. Zugegeben, daß dem so ist, so wird dadurch die Wahrheit der Kantschen Lehre nicht umgestoßen, daß die Welt für uns eine bloße Erscheinung unserer Sinne ist, daß wir die Außenwelt nur so wahrnehmen und erfassen, wie sie die Sinne uns darstellen. Hätte die Welt der Dinge unsere Sinne anders, als wir sie besitzen, gestaltet und ausgebildet, so möchten wir die Außenwelt auch anders wahrnehmen; die Welt der Dinge »an sich« könnten wir jedoch demungeachtet ebensowenig wie jetzt erkennen.

ist, im Menschen viel vollständiger und vollkommener zur Erscheinung kommt. Das Werkzeug des Intellektes hat sich zu einem Werkzeuge des Verstehens entwickelt. Selbst in den vollkommensten Vierfüßlern ist stets ein äußerer Ansporn (Antrieb) erforderlich, um einen Gedankengang hervorzurufen, welcher sich dann in einer bestimmten Weise fortbewegt. Inneren, spontanen Eingebungen und, was der hauptsächliche Unterschied, eines nicht konkreten, sonach abstrakten Gedankenganges ist das Tier nicht fähig, es kann sich nicht besinnen, abstrakte Schlüsse und Folgerungen ziehen, mit einem Worte: das Tier ist nicht vernunftbegabt, es hat bloß einen mehr oder weniger klaren Verstand.

Monogenesis oder Polygenesis.

Was die zweite Frage anbelangt, ob nämlich das Menschengeschlecht bloß von einem oder aber von mehreren Menschenpaaren abstammt, so hat diese Frage insoferne an Wert eingebüßt, als die entscheidende Hauptfrage nach der Einheit der menschlichen Spezies von der Beantwortung der Streitfrage nach der Abstammung des Menschengeschlechtes gar nicht abhängt. Unter Einheit des letzteren ist natürlich bloß die Einheit der Gattung gemeint, und ebensogut wie bei jeder anderen zoologischen Gattung könnte es mehrere oder viele Arten (oder Spezies) Urmensch gegeben haben. Jene Gattungseinheit aber scheint absolut feststehend zu sein. Das Menschengeschlecht ist eine Einheit. Die gewordenen Unterschiede (Rassen) sind durchaus nur das Resultat weit auseinandergehender Entwicklung, beeinflußt durch klimatische, Boden- und sonstige Verhältnisse, die jedoch nur äußerliche oder Grad-, aber keine Gattungsunterschiede sind.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Natur, kraft der Produktivität ihrer organischen Gebilde noch heute zur Erhaltung der Art einen kolossalen Luxus entfaltet, indem Millionen von Samenkörnchen nutzlos vergeudet werden, bis eines zur Befruchtung führt, und ebenso eine relativ große Zahl von Eiern verloren geht, bis eines befruchtet wird. Wenn aber die Natur heute noch, also zu einer Zeit, wo doch die Fortdauer der Lebewelt bereits völlig gesichert erscheint, noch immer einen solchen unverhältnismäßigen Auf-

wand treibt, so ist es um so sicherer, daß in jener Periode, in der die organischen Urkeime, welche natürlicherweise auf dem ganzen Erdball und nicht bloß auf einem einzigen Orte sich zerstreut befanden, diese Keime auch nicht an einem Orte allein, sondern an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten zu lebensstoffartigen Zellen der betreffenden organischen Arten und Spezies sich zu entwickeln suchten. Es ist ganz unlogisch, sich vorzustellen, daß die Natur bloß die Kraft und Eignung hatte, eine einzige Ahnenzelle der oder jener organischen Spezies zu schaffen, und ebenso unlogisch ist es, zu denken, daß sie sich mit der Schaffung eines einzigen ersten Menschenpaares begnügt habe, wo sie sich doch sonst so außerordentlich verschwenderisch erweist. Desgleichen ist es einleuchtend, daß die zeitlich und örtlich verschiedenen und unter den differentesten Verhältnissen schaffenden Naturkräfte aus dem Protoplasma nicht eine einzige, allenthalben gleiche Ursprungsform herstellen konnten, sondern daß sie Unterschiede erzeugen mußten, die sich der entstehenden Zelle, und in weiterer Folge auch dem entstehenden Tierreiche und dessen höchster Entwicklungsstufe, dem Menschen, aufdrückten, und in diese im vorhinein gewisse unterscheidende Merkmale hinein verlegten. Beim Menschen kommen nun diese bereits ursprünglich mit zur Welt gebrachten Unterschiede am grellsten in den weitabstehenden Rassen zum Vorschein.

Wir müssen daher vernünftigerweise annehmen, daß die fünf Menschenrassen des Erdballes nicht durch »Anpassung« nach der Schöpfung, sondern durch Ursprungsanlage während der Schöpfung, beziehungsweise kraft derselben entstanden sind. Es besteht auch heute kein Zweifel mehr, daß der europäische Urmensch in Europa entstanden, daß er autochthon ist; die Lehre von seiner Einwanderung aus Asien ist wissenschaftlich bereits abgetan. Wohl hat es Wanderungen gegeben, bei denen oft viele ansässige Rassen vernichtet worden sein dürften; aber diese Wanderungen können es nicht entkräften, daß an zahlreichen Orten zahlreiche Menschen ursprünglich entstanden und vorhanden waren. Ebenso wie die Lehre von der Entwicklung des Lebens auf

der Erde aus einer einzigen organischen Urform, aus einer einzigen Ahnenzelle, dem klaren naturwissenschaftlichen Denken nicht mehr Stand halten kann, hat auch die Lehre über die Abstammung des Menschen von einem einzigen Urmenschenpaare alle Berechtigung verloren.[1])

Die klimatischen Gegensätze, wie sie auf der Erdoberfläche zu beobachten sind, bieten der Verbreitung des Menschen an sich keine unüberwindliche Schranke dar; aber durch ihre Verhinderung des Pflanzenlebens, beziehungsweise durch ihren vielfach örtlichen Wassermangel, schließen sie indirekt tatsächlich weite Räume von dauernder Besiedlung aus. Der Mensch ist für seines Lebens Notdurft auf Wasser und gewisse Lebensmittel angewiesen, und wo er diese nicht finden kann, da ist seines Bleibens nicht. Der unmittelbare Einfluß des Klimas auf Verbreitung und Entwicklung des Menschengeschlechts ist wegen des vielseitigen Hineinspielens anderer Elemente sehr schwer genau festzustellen. Tatsächlich beobachtet man, daß der Mensch unter den verschiedenartigsten Wärme- und Feuchtigkeitsbedingungen gedeihen und sich wohl fühlen kann. Aber es sind doch immer nur mehr oder weniger kleine Bruchteile der Menschheit, die sich diesen oder jenen klimatischen Bedingungen angepaßt haben; versetzt man sie plötzlich in ein fremdes, gegensätzliches Klima, so werden sie in ihrem Gedeihen wesentlich zurückgehen, und es braucht viele Generationen, ehe sie sich den neuen Verhältnissen völlig anzupassen vermögen; oft aber sagen ihnen die neuen Bedingungen so wenig zu, daß sie schließlich langsam dem Untergang entgegengehen. In unserer Zeit, wo alle Kulturnationen sich bestreben, Landbesitz tropischer und subtropischer Gebiete sich politisch anzueignen und zu kolonisieren, ist diese Frage besonders wichtig geworden. Es hat sich aber gezeigt, daß Mittel- und Nordeuropäer wohl in den Subtropen, nicht aber in dem regenreichen warmen Tropengebiete dauernd wohnen und lebenskräftige gesunde Nachkommenschaft hervorbringen können, sondern daß ihr Aufenthalt dort nur ein vorübergehender sein kann, wenn schädliche Rückwirkungen

[1]) Derselben Ansicht ist auch Professor *Dr. M. Benedikt* in seinem Werk: »Das biomechanische Denken in der Medizin und in der Biologie«.

auf dem Organismus ausbleiben sollen. Die Südeuropäer (Spanier, Portugiesen, Italiener) sind dem feuchten Tropenklima schon mehr gewachsen, aber wirklich wohl fühlen sich dort eben nur die Eingeborenen oder die Einwanderer, die aus ähnlichen Klimastrichen stammen.

Alter des Menschengeschlechtes

Was das Alter des Menschengeschlechtes anbelangt, so haben sich die Ansichten hierüber in den letzten Dezennien gegenüber den älteren gründlich geändert. Während man früher die Existenz des Menschen auf der Erde mit 6000—8000, höchstens aber mit 10.000 Jahren annahm, ist man in jüngster Zeit zur Überzeugung gelangt, daß das Auftreten des Menschen mindestens in den Beginn der Eiszeit [1]) oder der quäternären Periode hinaufgerückt werden müsse, das ist ein Zeitraum von Jahrzehntausenden, während man für die Entwicklung der Organismen überhaupt Hunderttausende, ja sogar Millionen von Jahren annimmt. Übrigens ist irgend eine sichere Zeitberechnung für vorhistorische Perioden nicht möglich. Die geologischen Tatsachen, die das Hauptfundament für derlei Berechnungen bilden sollen, lassen keine konstante Abschätzung zu, da eine gleiche Menge von Sediment in sehr verschiedener Geschwindigkeit, demnach in höchst ungleichen Zeiträumen sich ablagern kann. Daher die geradezu kolossalen Differenzen in der Zeitabschätzung verschiedener Gelehrten. Worin aber alle Wissenschaften — Anthropologie, Geologie, vergleichende Anatomie, Sprachkunde, Archäologie — übereinstimmen, ist, daß für das Alter des Menschengeschlechtes ein bedeutend hoher Zeitraum angesetzt werden muß. Und

[1]) Es gab, soweit es bis jetzt sicher zu erkennen, nicht eine einzige »Eiszeit« auf der Erde, sondern Eiszeiten, richtiger Gletscherzeiten, bald für diese, bald für jene Gebirgs- und Erdgegend, je nach den Witterungs- und Erwärmungsverhältnissen der betreffenden Länder, der Höhenlage ihrer Gebirge usw., und zwar erst seit der Zeit, da Eis auf der Erde oder auf den Gebirgen überhaupt existieren konnte. Aus der genaueren Untersuchung der diluvialen Gesteinslager im Umkreise der Alpen ist hervorgegangen, daß es in den Alpen nicht erst einmal, sondern mindestens schon viermal solche Eiszeiten, beziehungsweise sehr ausgedehnter Vergletschungen während der Diluvialzeit gegeben habe, welche durch eine Zwischenzeit geringerer Vereisung (Interglazialperiode), ähnlich der heutigen, voneinander getrennt gewesen sind. Jeder dieser Eiszyklen wird von den Geologen mit 20.000—40.000 Jahren berechnet.

trotzdem, wie jung ist nicht unser Geschlecht, wenn man die ungeheueren Zahlen in Betracht zieht, welche die Erdbildung und ihre großen Umwandlungen forderten! »Die das erste Erscheinen des Menschen bezeichnende Zeit, so weit unsere Untersuchungen vorgedrungen sind, ist außerordentlich jung in Vergleich zu der lebenden Pflanzen- und Tierwelt oder selbst zu der Zeit, da die meisten der lebenden Arten von Pflanzen und Tieren ihre jetzige geographische Verbreitung erhielten« (*Lyell*). Und vollends die historische Zeit, wie verschwindend klein ist sie zum Alter unseres Geschlechtes? Denn daß der Mensch als der höchste Organismus auf Erden auch deren jüngster sein müsse, das folgt aus dem organischen Entwicklungsgesetz. —

Das erste wirklich sichere Auftreten des Menschen in Europa wird in die Zeit gesetzt, da sich die ungeheueren Gletscher, in die Gebirgstäler zurückzogen. Unser Erdteil mag um die Zeit annähernd seine jetzige Gestalt angenommen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß zwischen (vielleicht schon während) der ersten gewaltigeren und der zweiten milderen Eiszeit der Mensch in Mitteleuropa bereits gelebt hat. Hierfür zeigen außer den aufgefundenen Skeletteilen (Schädeln) auch die Spuren seiner Tätigkeit, wie Waffen und Werkzeuge, bearbeitete Knochen, Speisereste u. dgl. In der quaternären Periode war das Menschengeschlecht bereits über den größten Teil der Erde ausgebreitet. [1])

Wie haben wir uns nun diesen Urmenschen zu denken? Nach den leider nur in spärlicher Zahl gefundenen Schädeln

[1]) Ob der Mensch bereits in der Tertiärperiode aufgetreten sei, ist eine noch immer bestrittene Frage. Man meint, die allerältesten Menschenspuren in der oberen Miozänschichte jenes Zeitalters aufgefunden zu haben. Dagegen schließt *Boyd Dawkins:* »Der Mensch könne nicht außerhalb der in der Paläontologie deutlich erkennbaren Reihenfolge von Säugetieren fallen.« Nun haben sich aber von plazentalen Säugetieren keine einzige Art aus dem Miozän bis heute erhalten, wogegen von pliozänen Arten nur ein paar der heutigen Lebewelt angehören; daher reiche auch das Menschengeschlecht kaum bis zum Miozän hinab. In jüngster Zeit wurde wohl in der Anthrazitgrube Eaglehill (bei Pottswill in Pennsylvanien) inmitten fossiler Schlämme und Farne der unzweifelhafte Abdruck eines Menschenfußes gefunden, was der erste positive Beweis dafür ist, daß der Mensch zur Zeit der Bildung der Kohlenflötze bereits existiert hat.

zu urteilen, stand er entschieden auf einer sehr tiefen Stufe der körperlichen Entwicklung. »Die Fähigkeit zum aufrechten Gang war zwar vorhanden, aber die mechanische Festigung des Skeletts, die wir als eine Folge der Streckung des Rumpfes bei den höheren Rassen der Gegenwart antreffen, war erst in den Anfängen begriffen. Wir werden daher der ältesten Menschenhorde schlanke Arme, wenig muskulöse Beine und einen schmächtigen Rumpf zuzuschreiben haben. Daß auch der Kopf sich noch auf einer niederen Stufe befand, lehren uns die aus einer viel späteren Zeit stammenden Fossilreste durch ihre überraschende Ähnlichkeit mit Pithecanthropus. Nehmen wir die niedersten Befunde der jetzigen Menschheit (bei Australiern) hinzu, so bleibt kein Zweifel, daß unsere Ahnen in der Zeit der Menschwerdung ein ziemlich langes und breites, aber sehr niedriges Schädeldach mit mächtigen Überaugenwülsten besessen haben. Ohne daß eine Zahngruppe besonders stark ausgebildet gewesen wäre, also ohne ein Vorwiegen des Eckzahnes, muß dennoch das Gebiß im ganzen sehr kräftig und die Kiefergegend vorspringend gewesen sein«. [1])

Aber alle diese sogenannten Diluvialfunde [2]), anderseits die Knochenhöhlen [3]), Torfmore [4]), Küchenabfälle [5]), Gräberfunde [6])

[1]) *Hans Kramers*, Weltall und Menschheit. II, S. 196. Hierzu bemerkt muß werden, daß zu La Naulette und in der Grotte von Arcy-sur-Aube völlig affenähnliche menschliche Kiefer aufgefunden wurden. Dagegen wurden auch Skelette aufgefunden, welche verhältnismäßig großen und dabei sehr muskelkräftigen Menschen mit Anschluß des Knochenbaues an den Affentypus und mit Prognathismus (Schiefzähnigkeit), aber doch mit relativ guter Gehirnentwicklung angehört haben müssen.

[2]) Dieselben bestehen in rohen Steinwaffen, welche man in quaternären Schichten zusammen mit den Knochen zweifellos fossiler Tiere fand (Mammut, wollhaariges Nashorn, Höhlenbär, Höhlenhyäne).

[3]) Unter den menschlichen Knochenresten, die den Höhlen entstammen, haben einige eine gewisse Berühmtheit erlangt, indem man in ihnen die Vertreter der ältesten Menschenrasse sah: So der Schädel vom Neandertal, von *Fuhltrott* (1837) bei Düsseldorf gefunden und von *Schaaffhausen* genauer untersucht, dessen typische Bedeutung indeß durch den von *Virchow* geführten Nachweis pathologischer Bildung beeinträchtigt wird; ferner der Schädel von Engis, von *Schmerling* (1833) bei Lüttich entdeckt, dessen paläolithische Natur aber bezweifelt wird. Beide Schädel gehören, ebenso

und Pfahlbauten [1]), sprechen nicht für die darwinistische Theorie. Man ist bisher noch auf keine sicheren Spuren einer vorhistorischen Rasse gestoßen, die den Übergang zu den zweifellos nächsten Verwandten des Menschen, den anthropoiden Affen (Gorilla, Schimpanse, Orang) darstellt. »Der Proanthropos (oder Affmensch) ist noch immer zu suchen« (*Kollmann*). Anderseits finden sich vielleicht am menschlichen Skelett gewisse Abweichungen von der Norm, die man als Kennzeichen einer niederen, beziehungsweise affenartigen Bildung aufzufassen berechtigt ist. Auch in dieser Beziehung ist eine erfreuliche Ernüchterung eingetreten, namentlich auch in der Frage der sogenannten Mikrokephalen-, d. h. Idioten- oder

wie jener von Cio-Magnon (im Vezèrtal 1858 gefunden), einer dolichokephalen (langschädeligen) Rasse an.

[1]) Die Torfmoore, namentlich in Dänemark stark vertreten, lassen erkennen, daß daselbst der Vegetationscharakter dreimal gewechselt hat: Auf Nadelhölzer folgten Eichen und schließlich Buchen. Bereits zur Zeit der ersteren wohnten, wie die zwischen den Stämmen aufgefundenen Steinwaffen zeugen, Menschen in jenen Gegenden, zu einer Zeit, die man mit Hilfe der Dicke jener Torfe auf 10.000—12.000 Jahre zurückberechnet.

[2]) Unter solchen versteht man vorgeschichtliche Muschelhaufen vom Strande des Meeres, Reste von Mahlzeiten der Strandbewohner, zwischen denen sich Säugetier-, Vögel- und Fischknochen befinden. Die meisten sind in Dänemark an der Ostseeküste. Solche Steinwaffen, Hirschfanggeräte, plumpe Topfscherben gestatten in Verbindung mit anderen Funden den Schluß, daß jene Menschen sich von Jagd und Fischfang nährten und bereits den Hund als Haustier kannten.

[3]) Die historische Anthropologie hat nächst den menschlichen Überresten ihr Augenmerk namentlich auf die verschiedenen, den Toten beigegebenen Geräte (Waffen, Schmucksachen, Gefäße, Münzen) gerichtet. Je nach dem Material, aus dem erstere gefertigt, unterscheidet man bekanntlich ein Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter, dessen Kulturträger jedesmal ein anderes Volk gewesen sein soll. Diese von nordischen Anthropologen gemachte strenge Sonderung der Epochen und Rassen wird jedoch von deutscher Seite zurückgewiesen.

[1]) Dieselben, 1853 und 1854 von *F. Keller* im Züricher See entdeckt, sind reich an prähistorischen Funden, aus denen sich ein ziemlich vollständiges Bild der Lebensweise ihrer Bewohner ergibt. Immerhin bewegen wir uns aber hier, wenigstens zum Teile, auf bereits historischem Boden, wenn auch vielen Seedörfern ein weit höheres Alter zukommt. Die Tier- und Pflanzenreste beweisen, daß die damalige Fauna und Flora der unseren ziemlich gleich war.

Kretingehirne, in welchen *K. Vogt* einen Atavismus, einen wieder zum Durchbruch kommenden affenartigen Typus sah, während die heutige Auffassung der Mehrzahl der Anthropologen dahin geht, daß man es diesbetreffend mit einer rein krankhaften Hemmungsbildung zu tun habe. Eine eigenartige Gestalt des Schienbeines, in einer auffallenden Abplattung desselben bestehend (Platyknemie), die sich sowohl bei den alten Höhlenbewohnern als bei manchen jetzt lebenden wilden Völkern, z. B. der Südsee, findet, ist, da sie bei keinem Affen vorkommt, keine affenartige Bildung, sondern steht wahrscheinlich in Zusammenhang mit der Muskelentwicklung und -Wirkung. [1])

Ich will auf die *Darwin*sche Deszendenzlehre hier nur insoferne eingehen, als deren letzte Abstammungskonsequenzen, angewandt auf den Menschen, zur besseren Beurteilung der Streitfrage von nöten sind. **Darwinsche Deszendenzlehre.**

Bekanntlich gipfelt die Lehre *Darwins* (in ihrem einen Teil eigentlich schon von dem großen französischen Naturphilosophen *Lamarck* aufgestellt, aber unbeachtet geblieben, weil ihr die natürliche Erklärung noch abging) in folgendem: Es gibt keine festen Typen; die Organismen wandeln sich allmählich und unmerklich um; die ganze Entwicklung der organischen Welt ist nichts anderes als die Ausbildung und sanft graduelle Vervollkommnung der ursprünglichen einfachsten Formen, nirgends ein Sprung. Wie aus den wenigen niederen Formen die höheren hervorgingen, so jene selbst

[1]) Ein sehr wichtiger Unterschied zwischen Mensch und Affe liegt in den menschlichen Lippen vor. Kein Menschenaffe, ja kein Affe und kein Säugetier überhaupt, besitzt den roten Lippensaum, der — eine unbedingt nur dem Menschen, und zwar stets zukommende körperliche Eigentümlichkeit — als ein Umschlag der Lippenschleimhaut angesehen werden muß. Bei den Affen reicht die behaarte Haut bis zum Mundrand. Auch der Menschenfuß ist für unser Geschlecht unbedingt charakteristisch. Niemals in der Tierreihe kehrt die Einrichtung wieder, daß die erste Zehe, den anderen an Stärke überlegen, zu einer Stütze des Körpers geworden ist. Nur von einer einzigen Tierform kann man sagen, daß sie diesbetreffend etwas ähnliches zeige, wie der Mensch, es ist der Bär. Auch bei ihm ist die erste Zehe an die anderen herangerückt und ist an Länge ihnen gleich geworden, jedoch hat sie nicht die Verstärkung wie beim Menschen erfahren.

aus einer niedrigsten ursprünglichen Lebensform der Zelle. Höher und höher steigend, gelangen wir auch zum Menschen; er ist ein Entwicklungsglied in der Reihe wie die anderen, nur das oberste; sprungweises Abbrechen der natürlichen Folge ist hier ebenso wenig zu notieren wie auf unteren Stufen. Geht man in frühere Epochen der Schöpfungsgeschichte zurück, so stößt man auf wenige und ganz einfache Formen der Tiere und Pflanzen, aus denen die höheren Formen herausgewachsen sind; und dieser Prozeß, der alle Gebirgsformationen durchläuft, liefert einen unendlich verästelten Stammbaum. — Die Art und Gradation des Gebrauches der einzelnen Organe, vom Nichtgebrauch bis zur höchsten Kraftäußerung, macht einen wichtigen Faktor aus in der Bildung unserer Formen. Den Gebrauch bedingen die äußeren Lebenselemente und Umgebungen; er selber aber macht gradweise die Organe sich verändern, entweder sich entwickeln und vervollkommnen oder verkümmern und absterben. Ganz ähnlich geht es den intellektuellen Fähigkeiten und Instinkten, d. h. der Tierseele.

Trotz dieser seiner Theorie drückt sich *Darwin* über den Ururerzeuger des Menschen und dessen geologische Stellung viel vorsichtiger aus als manche unter seinen Jüngern. Er macht sich von demselben etwa folgendes Bild: Ohne Zweifel waren die Urahnen des Menschen mit Haar bedeckte Vierfüßler, beide Geschlechter hatten Bärte, ihre Ohren waren spitz und konnten bewegt werden, und der Körper war mit einem Schwanz versehen, welcher die geeigneten Muskeln besaß. Leib und Glieder hatten damals noch viele Muskeln, welche gegenwärtig nur gelegenheitlich angetroffen werden, bei den Vierhändern aber noch vorhanden sind. Die große Arterie und der Nerv des Humerus liefen durch ein suprakondyloides Loch. Zu jener Zeit, oder auch in einer früheren, hatten die Eingeweide ein viel größeres Divertikulum oder Cökum als in unserer Zeit. Der Fuß war nach der Stellung zu schließen, welche die große Zehe im Fötus einnimmt, prehensibel, konnte greifen und fassen. Ohne Zweifel lebten unsere Vorfahren noch auf den Bäumen in warmen, bedeckten Gegenden der Alten Welt. Die Männer hatte große Hunds-

zähne, deren sie sich als einer furchtbaren Waffe bedienten. Ein Zoologe, fügt *Darwin* hinzu, hätte dieses Wesen unter die Affen klassifiziert, so sicher, als es der gemeinsame und noch ältere Urerzeuger der Affen der alten und neuen Welt geworden wäre.

Darwin hat, wie ersichtlich, ungeachtet seiner Deszendenzlehre die direkte Abstammung des Menschen vom Affen nicht behauptet. Erst *Huxley* hat, gestützt auf *Darwins* Buch über das Werden der Arten, die Entstehung des Menschen vom Affen für mehr als wahrscheinlich erklärt. Seine Entstehungsweise und früheren Entwicklungszustände seien identisch mit denen der unmittelbar unter ihm in der Stufenleiter stehenden Tiere, und nach dieser Richtung, meint *Huxley*, komme der Mensch gewiß dem Affen näher, als etwa der Affe dem Hund. Die tiefe Kluft, die allerdings in der heutigen Schöpfung ohne Zwischenglied Mensch und Affe trennt, fordere uns dazu heraus, daß man einmal genau ihre Weite oder Enge untersuche. Eine ebenso scharfe Scheidung und auch ohne Mittelglied findet sich zwischen Gorilla und Orang, Orang und Gibbon, wie denn gerade die Säugetierordnung die außerordentlichste Reihe von Abstufungen aufweise.

Noch weiter als *Darwin* und *Huxley* geht *Häckel*, der aus der ontogenetischen Übereinstimmung in der embryonalen Entwicklung, (da sich nach drei Monaten der Embryo des Menschen von demjenigem des Affen nicht unterscheidet) und aus dem ganzen anatomischen Bau die Abstammung des Menschen von anderen Säugetierformen, den gemeinsamen Ursprung von einer einzigen uralten Stammform, folgern zu müssen glaubt. Diese aus der *Darwin*schen Deszendenztheorie gezogenen haltlosen Konsequenzen wurden *Häckel* mit Recht von vielen Seiten zum Vorwurf gemacht. [1])

Auch *Bölsche* geht diesbezüglich zu weit, indem er meint: »Es hat einmal eine Säugetierart auf der Erde gegeben, in welcher damals nicht bloß der »Mensch«, sondern auch Gorilla, Schimpanse, Orang-Utan und Gibbon steckte. Sie alle sind nachher aus ihr hervorgegangen, wie ungleiche

[1]) Siehe: Weltall und Menschheit. II, S. 25.

Söhne des gleichen Vaters. Jedenfalls stand im ganzen dieses Wesen damals den heutigen Menschenaffen näher als den heutigen Menschen und am nächsten dem heutigen Gibbon. Will man dieses Wesen von damals darum, weil doch der echte Mensch von ihm herstammt, und auch wegen dieser starken Menschenmerkmale im allgemeinen bereits als »Mensch« bezeichnen, so ließe sich für die heutigen Menschenaffen sagen, daß sie vom Menschen abstammen«, anstatt daß umgekehrt wohl in Laienkreisen behauptet worden ist, der Mensch stamme vom Orang oder Gorilla ab«.[1])

Wenn *Darwin* die Zugehörigkeit des Menschen zum Tierreich im allgemeinen angedeutet, aber nicht bewiesen hat, indem er die Faktoren zu ergründen suchte, die unsere Vorfahren zur Kultur antrieben, so hat er dabei große Gebiete gar nicht berührt, die jetzt wichtige Quellen der Erkenntnis des Werdeganges der Menschheit bilden. Das gilt in erster Linie von der Lehre des prähistorischen Menschen. Wo die Schrift schweigt, weil sie noch nicht vorhanden war, da fangen die Steine zu reden an; sie verkünden uns von langen, sehr langen Entwicklungsperioden unserer Vorfahren in der Neuzeit. Einzelne Lichtblicke erhellen das große Dunkel, daß sich vor der knappen Spanne Zeit der Erdgeschichte ausbreitet, die Pfahlbauten und riesenhaften Steindenkmäler tauchen auf, und darüber hinaus — viele Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung — sehen wir den Menschen in einer fremdartigen Umgebung, in Klima, Tier- und Pflanzenwelt verschieden von der Gegenwart, im Kampfe mit den Elementen und gewaltigen Raubtieren.

Die Anschauungen über die kulturlosen, sonach »tierischen« Vorläufer unseres Geschlechtes haben erst in neuester Zeit eine Klärung erfahren, und *Darwins* und seiner Anhänger Versuche einer allzu einseitigen und darum falschen Anschauung der Affenabstammung oder Verwandtschaft des Menschen, wurden neuerdings als nicht stichhaltig erkannt. Das Problem der Bindeglieder zwischen Mensch und Tier, über die sich der Laie vielfach nur unklare, ja falsche Vor-

[1]) *Wilhelm Bölsche*, Die Abstammung des Menschen. S. 32.

stellungen macht, ist, so lückenhaft auch die Urkunden über die vermutlichen Ahnen unseres Geschlechtes in früheren Erdperioden sein mögen, in neuester Zeit erheblich geklärt worden. Die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie, der Entwicklungsgeschichte und der Patäontologie, welche uns die Bahnen zeigen, auf denen die Menschheit aus ganz niederen tierischen Zuständen zur Beherrscherin der Erde emporgestiegen ist, haben uns der Wahrheit nähergeführt. Mehr und mehr bricht sich die Anschauung Bahn, daß unser Geschlecht nicht die Zickzackwege tierischer Umformungen durchgemacht hat, als deren Endglieder die Vertreter der jetzigen Säugetiergeschlechter uns erscheinen. Aus diesem Grunde können auch die heutigen Affen nicht als Vorbilder unserer Ahnenform gelten, sondern sie stellen, ebenso wie die anderen Säugetiere, lediglich Seitenzweige jener Entwicklungsrichtung vor, die von der Wurzel des Säugetierstammes zum Menschen führt. Nicht durch Erwerbung natürlicher Waffen, sondern allein durch die hohe Entfaltung des Gehirnes hat sich der Mensch über seine tierischen Brüder und Vettern erhoben, wobei er in vieler Hinsicht sich weit mehr ursprüngliche Merkmale bewahrte als jene.

Die Deszendenzlehre hat ihre Folgerungen auch aus der Gleichartigkeit der Geschöpfe im Embryonenzustand gezogen, da die Embryone von Säugetieren, Vögeln, Eidechsen, Schlangen schon in der ersten Zeit im ganzen sowohl als in der Bildungsweise ihrer einzelnen Teile außerordentlich ähnlich sind, so daß man sie nur an ihrer Größe erkennen kann. Das bezieht sich auf die Bildungsweise von Kopf und Rumpf so gut wie auf die Extremitäten. Von einem Embryo, der noch seine Kiemenspalten hat, sei absolut nicht auszusagen, ob er einem Vogel, Reptil oder Säugetiere angehöre. »Die Beine der Eidechsen und Säugetiere, die Flügel und Beine der Vögel nicht weniger als die Hände und Füße des Menschen: sie alle entspringen aus der nämlichen Grundform« *(E. v. Baer)*. Daraus und aus dem weiteren Umstande, daß durch ganze Klassen hindurch mancherlei Gebilde nach einem gemeinsamen Grundplane gebaut sind, schließt *Darwin*, daß seine Deszendenzlehre mit allmählicher Abänderung alle

Glieder der nämlichen Klasse umfasse. Die Tiere mögen von höchstens vier oder fünf, und die Pflanzen von ebensovielen oder noch wenigeren Stammformen herrühren. Noch weiter zu gehen und anzunehmen, daß alle Tiere und Pflanzen aus einer einzigen Urform entsprungen seien, möchte, meint *Darwin*, das gewagte Werk der Analogie sein.

Zugegeben, daß diese Emporentwicklung vom einfachsten einzelligen Urwesen durch immer vollkommenere, kompliziertere Tierformen bis zum Menschen als dem zentralen Aste in der Tat stattgefunden hat, so wäre sie nur möglich gewesen, infolge eines Werde- und Steigerungsgesetzes, das diese Entwicklung innerlich beherrscht und bestimmt hat. Denn wieso käme es sonst, daß die Urzelle nicht in alle Ewigkeit eine solche geblieben, daß sie aus eigenem Antriebe höhere organische Gebilde produziert hat? Warum sind eine gewisse Anzahl ihrer Sprößlinge immer höher und höher gestiegen bis zur höchsten irdischen Organisationsstufe des Menschen hinauf? Dieses Steigerungs-, beziehungsweise Entwicklungsgesetz muß doch schon im Keim der Urzelle als Potenz enthalten gewesen sein, als ein Urgesetz alles Lebens auf der Erde und in weiterer Folge auch im ganzen Weltall. Die von *Darwin* versuchte Erklärung dieser Tatsache durch das »bessere Angepaßtsein« an die neuen äußeren Verhältnisse, um existenzfähig zu sein, sich zu erhalten und fortzupflanzen, dann durch die »natürliche Auslese« und den »Kampf ums Dasein«, beantwortet vorstehende Frage durchaus ungenügend. Denn es ist unverständlich, wie diese Faktoren als treibendes Prinzip zu Steigerungen auf der organischen Stufenleiter und der allgemeinen Leistungsfähigkeit führen, d. h. eine Vervollkommnung der Lebewesen von niederen Stufen zu höheren bewirken könnten.

Es muß daher logischerweise angenommen werden, daß das Entwicklungs-, beziehungsweise progressive Steigerungsprinzip im ganzen Kosmos seit Ewigkeit vorherrscht, daß es vom Schöpfer den Lebewesen sozusagen mit auf den Weg gegeben wurde. Selbst *Darwin* nimmt dies an, indem er gelegentlich Besprechung der »Entstehung der Arten« wörtlich bemerkt: »Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß

der Schöpfer den Keim des Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht habe, und daß, während dieser Planet, den strengen Gesetzen der Schwerkraft folgend, sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Anfang sich eine endlose Reihe immer schönerer und vollkommenerer Wesen entwickelt hat und noch fortentwickelt.«

Aber selbst angenommen, daß die tiefe Kluft, welche in der heutigen Welt ohne Zwischenglied Mensch und Affe trennt, dereinst durch Übergangsformen, die ausgestorben sind oder deren Existenz bisher paläontologisch und geologisch nicht nachgewiesen wurde, tatsächlich ausgefüllt gewesen sei, so würde eine solche Abstammung des Menschen von den niedersten organischen Gebilden durch immer höhere Organisationsstufen bis zu seiner heutigen hohen Kulturstufe, weder seinem Ansehen Eintrag tun, noch die Annahme allweiser Pläne des Weltschöpfers alterieren. Der Mensch bleibt auch alsdann noch immer, was er ist, mag sein Urahne in unvordenklicher Zeit ein direkter Abkömmling oder Seitensprosse eines Affen gewesen sein, äußerlich die oder jene Tiergestalt gehabt haben. Die Stammbaumfrage ist für den ethischen Menschen der Jetztzeit ganz gleichgültig, weil nebensächlich; die Hauptsache bleibt, daß wir uns die Ideale erhalten, welche das einzelne Menschenleben gleichwie die wahre Bestimmung des Menschengeschlechtes wert und teuer machen, jene Ideale, deren Potenz und Antrieb schon in der Keimzelle unseres Geschlechtes gelegen sein mußten, als Vorbilder seiner künftigen Entwicklung im Sinne der »Ideen« Platos. Der denkende Kulturmensch läßt sich durch all die hypothetischen tierischen Zusammenhänge betreffend seine Abstammung in seinem sittlichen Kraftbewußtsein nicht erschüttern noch beirren, — im Gegenteil, dasselbe erstarkt und läßt ihn über seine tierische Abkunft umsomehr triumphieren und an lebendiger ethischer Kraft gewinnen, je niedriger sein Daseinsursprung angenommen wird, der sich im Verlaufe von Jahrzehntausenden zu seiner heutigen Kulturhöhe emporgerungen hat und einer noch viel höheren Entwicklung entgegen geht. — —

Entstehung der Rassen.

Die in Konsequenz der *Darwin*schen Theorie angenommene Einheit des Menschengeschlechtes und infolgedessen nur einer Rasse des Urmenschen, ist dem Vorstehenden gemäß ganz und gar unhaltbar. Die großen Rassendifferenzen in Körperbau, Gesichtsausdruck, Hautfarbe, Sprache, Geistesfähigkeit, Gefühls- und Denkreichtum, lassen sich nicht wegdisputieren und sind der Bedeutung nach als das erste große (innere) Entwicklungsgesetz zu betrachten, welche die Einwirkung der äußeren Natur in einem bestimmten Grade bedingt und modifiziert hatten. Die Rassen sind nicht durch Wanderung und nachherige Akklimatisierung entstanden, sondern autochthon. Der angeborene Rassencharakter ist eine geschichtliche Tatsache; auch Boden, Klima und Lage der Länder werden ihn nicht umbilden, sie geben ihm höchstens eine bestimmte Form der Äußerung. Aber daß sie, wie *Buckle* vermeint, Tatkraft wecken, wo sie in den Charaktereigenschaften eines Volkes nicht begründet ist, oder dieselbe ertöten, wo sie nach starker Äußerung verlangt, das ist durch die Geschichte hundertfach widerlegt. Die Rassenunterschiede sind konstante Typen, deren Grundwesen sogar der Einflüsse der Zivilisation sich erwehrt; Beweis die Chinesen, der Maure von Nordwest-Afrika, der tief drinnen im Erdteile das kaukasische Merkzeichen bewahrt, wie umgekehrt der Neger, der niemals zum Weißen wird. Weder Zeit noch Veränderung des Aufenthaltes vermögen den Rassencharakter bedeutend zu modifizieren.

Einige Anthropologen nehmen bloß drei Hauptrassen an: die weiße (kaukasische), schwarze und gelbe Rasse. Durch Wanderungen, verschiedene Nahrung, Giftstoffe, Zone, Kleidung, Fauna, Flora, Bewaldung, Flußläufe, Höhenzüge, Arbeitsteilung, vor allem aber durch die Produktionsweise und den Klassenkampf, sollen sich die vielen Typen, Unterarten, mit mehr oder weniger dauernden physiologischen und psychologischen Gruppenmerkmalen differenziert haben, welche Spielarten die Rassentheoretiker fälschlich als Rassen bezeichnen.[1])

[1]) Vgl. den Artikel: »Die Rasse« in Nr. 17 vom 21. Jänner 1905 der »Zukunft« von Professor *Dr. Ludwig Stein.*

Mehrere Forscher haben nach Hautfarbe und Schädelbildung auffallende Übereinstimmung herausfinden wollen, zwischen den äußersten Gegensätzen der Menschenrassen und denjenigen Anthropoiden (Affenmenschen), welche mit jenen Extremen gegenwärtig noch die gleichen Erdgegenden bewohnen, nehmen wir Malaien und Neger. Jene gelbrot und kurzköpfig, teilen diese Eigenschaften mit dem die asiatische Inselwelt bewohnenden Orang-Utan; diese dagegen schwarz und langköpfig wie Afrikas Affen, Chimpanse und Gorilla. Wenn man nun auch mit *Schaaffhausen* auf entsprechenden Ursprung schließt, wonach der gelbe Mensch von einer orang-ähnlichen, der schwarze von einer gorilla- oder chimpanse-ähnlichen Stammform herrühren könnte, so ist es dennoch historisch, daß die zwei letzten Rassen-Endpunkte, Äthiopier und Mongolen, sich in ihren rohen und ursprünglichen Typen bereits unter den ältesten Geschlechtern auf Erden finden, was auf verschiedenen Ursprung hinweist. —

Der Mensch in der Steinzeit.

Das tiefe Dunkel, das uns die Urgeschichte der Menschheit verhüllt, und wenig mehr als Vermutungen, Folgerungen aus der uns näherliegenden bekannten auf die völlig unkannte fernere Vergangenheit, also bloß mehr oder minder wahrscheinliche Hypothese zuläßt, wird nur durch das Dämmerlicht eines als gewiß angenommenen Steinzeitalters zum Teile aufgehellt. [1]) Dieses ist der erste große Abschnitt der Prä-

[1]) Zu dieser Aufklärung trug viel bei die von *Cuvier* begründete Paläontologie, Lehre von den vorweltlichen Lebewesen, wie sie als Versteinerungen (fossile Tier- und Pflanzenreste) in den Gesteinsschichten prähistorischer Bildung uns erhalten sind. *Cuviers* »Katastrophentheorie« allerdings wurde vom berühmten Geologen *Lyell* endgültig beseitigt und nachgewiesen, daß es auch »fossile Menschen« gibt und daß es nicht eine einmalige vernichtende riesige Überschwemmung weiter Gebiete, wie die Sintflut der Bibel sie uns vorführt, gab, sondern vielfache Ablagerungen in Flußtälern, in Seen, am Strande und auch auf den Höhen (Diluvium). Aus dieser neuen Lehre haben sich auch für die Vorgeschichte des Menschen wesentliche Konsequenzen ergeben. An zahlreichen Fundorten, besonders in Höhlen in England, Belgien, Frankreich, Deutschland, Österreich lagen die primitiven Steininstrumente so gemischt mit den aufgeschlagenen und zum Teile verbrannten Tierknochen, daß jeder Zweifel an der gleichzeitigen Existenz des Menschen mit den Diluvialtieren schwinden müßte. Die Fundstelle von Taubach (bei Weimar) lieferte sogar den Beweis für das Zu-

historie, in welchem der auf niedriger Kulturstufe befindliche Mensch den Gebrauch der Metalle noch nicht kannte und seine Geräte, Werkzeuge und Waffen aus Holz, Knochen, Horn, besonders aber aus Stein herstellte. Solche Steingeräte wurden früher als vom Himmel herabgefallene Blitzsteine oder Donnerkeile betrachtet, auch wegen ihrer Form Katzenzungen genannt. Die Steinzeit umfaßt im Gegensatze zur Metallzeit außerordentlich lange Zeiträume, innerhalb deren der Kulturfortschritt durch allmähliche Vervollkommnung der besagten Geräte sich zu erkennen gibt. Man unterscheidet die ältere (paläolithische) und die jüngere (neolithische) Periode der Steinzeit. In der älteren Periode wurden die im allgemeinen sehr primitiven Steingeräte durch Zuhauen, beziehungsweise des durch Schläge bewirkten Absplitterns geeigneter Stücke von größeren Steinklumpen hergestellt, während Waffen und Geräte der jüngeren Steinzeit durch Schleifen und Polieren ihre Form erhalten haben. Eine scharfe Grenze zwischen beiden Perioden läßt sich selbstverständlich nicht ziehen, und bezüglich einzelner Funde, wie z. B. der dänischen Küchenabfälle, ist es zweifelhaft, ob sie der älteren oder der jüngeren Periode oder einer Übergangszeit angehören.

Die ältere Steinzeit fällt im allgemeinen zusammen mit der diluvialen und eiszeitlichen Existenz des Menschengeschlechtes, die jüngere Steinzeit mit der alluvialen und nacheiszeitlichen Existenz des Menschen. Die Fundstätten, welche über die Existenzbedingungen und Lebensweise des Menschen der älteren Steinzeitperiode Aufschlüsse liefern, liegen in diluvialen Ablagerungen der Flußtäler und in den Kalkhöhlen Deutschlands, Belgiens, Frankreichs und Englands. Knochen des Höhlenbären und Höhlenlöwen, des Mammuts, Auerochsen, Hippopotamus, mehrerer Rhinozerosarten, des irischen Riesenhirschen u. a. werden mit körperlichen Überresten, Geräten und sonstigen Spuren des Menschen der älteren Steinzeitperiode auf gemeinschaftlicher Lagerstätte

sammenleben des Menschen mit dem Vorläufer des Mammut, dem alten Elefanten (Elephas antiquus), was somit die Existenz des Menschen mindestens im späteren Tertiär für unzweifelhaft ergibt.

angetroffen. Im Rheintal und in Frankreich aufgefundene Moschusochsenschädel, die hin und wieder Spuren menschlicher Tätigkeit erkennen lassen, so wie die in den Höhlen des Périgord, im Keßlerloch (Kanton Schaffhausen) und anderwärts aufgefundenen bearbeiteten Renntiergeweihe beweisen, daß der Mensch der älteren Steinzeitperiode diese Gegenden zu einer Zeit bewohnt hat, wo das Klima Nord- und Mitteleuropas ein kälteres gewesen ist als heutzutage. Während die Funde von Taubach (unweit Weimar) andeuten, daß der Mensch der älteren Steinzeit das heutige Thüringen während der den letzten Vergletscherungen vorausgehenden Interglazialepoche [1]) bewohnt hat, zeigen die Funde von der Schüssenquelle (Oberschwaben) [2]), daß der Mensch hier während der letzten Vergletscherungsepoche lebte.

Zwischen den wimmelnden Massen der Diluvialtiere war der Mensch, wo er überhaupt lebte, numerisch stets nur schwach vertreten: ein seltenes Geschöpf höherer Art, das sich erst durchzukämpfen hatte. Massenhaft angehäuft finden wir daher im besten Falle, d. h. an den reichsten (will sagen, am längsten bewohnten) Lagerstätten, nur die indirekten Zeugnisse seiner Anwesenheit, die Reste seiner Mahlzeiten und seiner handwerklichen Tätigkeit. Was wir von den Tieren fast ausschließlich besitzen — ganze Skelette und Skelettreste — das ist vom Menschen nur spärlich auf uns gekommen, läßt uns aber nicht im Zweifel, daß der Mensch mit dem, was er besaß und mit dem, was ihm fehlte, seiner Umgebung typisch angepaßt war, und wenigstens im älteren Diluvium dem Zeitalter der sogenannten »Neandertal-Rasse«, eine Wildform darstellt, die wir heute auf Erden nirgends wiederfinden. [3]) —

[1]) Das ist die zwischen zwei Vergletscherungen fallende wärmere Zwischenperiode.

[2]) Sie bestehen in einer nordische Moose enthaltenden, unmittelbar auf der Rheingletschermörane gelegenen Kulturschicht.

[3]) Der Nachweis der einstigen Existenz der »Neandertal-Rasse« ist ein lang und heftig bestrittenes, aber heute so ziemlich feststehendes Ergebnis prähistorisch-anthropologischer Forschung. Das Merkwürdigste am Neandertal-Funde war die eigentümliche flache und niedrige Bildung des Schädeldaches mit erschreckend rohen und tierähnlichen Resten des oberen Gesichts-

Die Nahrung des Menschen der älteren Steinzeitperiode bestand aus dem Fleische der vorerwähnten Tiere und aus Fischen; auch das diluviale Pferd hat, wie die Funde zahlreicher, zur Gewinnung des Knochenmarkes aufgeschlagener Pferdeknochen beweisen, als Nahrungsmittel des Menschen der älteren Steinzeit eine wichtige Rolle gespielt. Außer den Höhlen dienten ihm Erdgräben und aus Fellen hergerichtete Zelte als Wohnungen. Daß er die Felle des erlegten Wildes mit Hilfe von Tiersehnen zur Kleidung aneinander nähte, deuten die in diluvialen Höhlen gefundenen Knochennadeln an, welche durch langen Gebrauch abgenützt sind. Man fand auch Stücke farbiger Erde zum Bemalen des Körpers und zum Teile höchst primitive Schmuckgegenstände (Knochen kleiner Tiere, Schneckengehäuse und Muscheln, Plättchen von Renntierhorn). Als Material für die primitiven Geräte, welche in paläolithischen Fundstellen angetroffen wurden, dienten vorzugsweise Feuersteinknollen, die den Gegenstand eines ausgedehnten Handelsverkehres bildeten und zum Teile durch primitiven Bergbau gewonnen wurden. In der Nachbarschaft der Feuersteinberge entstanden jene Feuersteinwerkstätten, von wo aus die Umgebung mit Werkzeugen und Waffen versehen wurde. Außer dem Feuersteine fanden vorzugsweise Jaspis, Quarz, Achat, Obsidian u. dgl. für stechende oder schneidende Werkzeuge und Waffen Verwendung, während Hämmer und Äxte aus Porphyr, Basalt, Diosit angefertigt wurden. Die Werkzeuge und Waffen der älteren Stadien der Steinzeit sind von plumper Gestalt; später finden sich leichter und besser gearbeitete (rautenförmig, blattförmige oder mit Widerhaken versehene) Stücke, bis gegen Ende der älteren Steinzeit eine bedeutende Vervollkommnung in der Herstellung der Geräte und Waffen hervortritt. In Gemeinschaft mit letzteren wurden in Deutschland und Belgien (aber nicht in Frankreich und England) Scherben irdenen

skelettes. Sollte man nun diese Bildung für eine typische, rassenhafte oder für eine individuelle, vielleicht pathologische, welche zur Konstatierung einer alten Rasse nicht weiter brauchbar wäre, ansehen? Letzterer Ansicht war namentlich *Virchow*; der ersteren huldigt heute eine Reihe hervorragender Anatomen

Geschirres, die mit der Hand geformt und an der Sonne getrocknet wurden und nur geringe Kunstfertigkeit verraten, nicht selten angetroffen.

Die relativ hohe Entwicklungsstufe, welche der Mensch der jüngeren Steinzeit im Vergleiche zum Menschen der älteren Periode annimmt, äußert sich zunächst in der außerordentlich sorgfältigen und stellenweise einen nicht geringen Geschmack bekundenden Herstellung der Waffen und Werkzeuge, die zum Teile auch bedeutende Dimensionen aufweisen. So fanden sich z. B. in Skandinavien sorgfältig gearbeitete Steinäxte, welche 33 *cm* lang sind und in der Mitte eine Breite von 55—57 *mm* und eine Dicke von 35—38 *mm* aufweisen. Die Feuersteingeräte der jüngeren Steinzeit sind nicht mehr wie in der älteren Periode von Knollen abgeschlagene Steinsplitter, sondern von allen Seiten bearbeitete Steinstücke, geschliffen oder mehr oder weniger gemuschelt (d. h. es sind aus dem Feuersteine Teilchen in muschelförmigem Bruche herausgehoben). Neben einfachen, beiderseits zur Schneide konvex sich zuschärfenden Axtblättern finden sich auch Steinkelte, d. h. von der Schneide nach hinten zu schmäler werdende Geräte, die als Messer, Hacken und Streitäxte dienen, sowie lange und schmale Instrumente mit einseitig flacher Schneide, die als Meißel oder Hobel bezeichnet werden. Ferner finden sich auch steinerne Mörser und Handmühlen zum Zerreiben von Getreidekörnern, dann Schleifsteine, Hammeräxte vor. Die aus Knochen und Horn hergestellten Objekte der jüngeren Steinzeit bekunden zum Teile hervorragende technische Fertigkeit. Aus diesen Materialien hergestellte Angelhaken, Harpunen und Stechspeere für den Fischfang, ferner knöcherne Meißel, Dolche, Pfeil- und Lanzenspitzen, aus Rippen des Hirsches oder der Kuh hergestellte Kämme zum Flachshecheln und ähnliche Objekte, gehören nicht zu den Seltenheiten. Aus Holz gefertigte Gegenstände, wie Speerstangen, Bogen, Kämme aus Buchsbaumholz, aus einem Baumstamm ausgehöhlte Kähne u. dgl. haben sich ebenfalls hier und da erhalten. Die Schmuckgegenstände der jüngeren Steinzeitperiode zeichnen sich vor jenen der älteren Zeit durch größere Mannigfaltigkeit aus.

Außer in Höhlen, wohnte der Mensch der jüngeren Steinzeit auf im Wasser errichteten Pfahlgerüsten, den sogenannten Pfahlbauten. Da jedoch in solchen zum Teile, namentlich in der Westschweiz, neben Bronzewaffen und Geräten auch Eisenobjekte aufgefunden wurden, und die Fundobjekte einzelner Stationen am Bodensee nebstbei zeigen, daß die Pfahlbauten bis zur Römerzeit bewohnt waren, so müssen die Pfahlbauten als zur Bronzezeit gehörig betrachtet werden. Auch besaßen die »Pfahlbauern« bereits eine Anzahl von Haustieren: den Hund, das Rind, das Schaf, das Schwein. Sie trieben Ackerbau, Jagd und Fischfang, verstanden sich auf Töpferkunst, Korbflechten und das Seilerhandwerk.

Das Andenken seiner Toten ehrte der Mensch der jüngeren Steinzeit durch Aufwerfen von Grabhügeln, sowie durch Errichtung von Dolmen und Steinsetzungen. Ein besonders wichtiges Kennzeichen der jüngeren Steinzeit besteht darin, daß während dieses Abschnittes der Prähistorie der Mensch zuerst Tiere zähmt, daß ebensowohl die Anfänge der Viehzucht als diejenigen des Ackerbaues dieser Epoche angehören, ferner, daß der damalige Mensch aus Pflanzenfasern bereits rohe Gewebe und Gespinnste herstellt und, wie die Funde von Gefäßen und Gefäßscherben bewiesen, in der Tonbildekunst bereits erhebliche Fortschritte gemacht hat. —

Der Mensch in der Metallzeit.

Während in der Steinzeit das Metall noch völlig unbekannt war, tritt dasselbe in der zweiten Hauptabteilung der Prähistorie, der Metallzeit, unter den Geräten, Werkzeugen und Waffen unserer Vorfahren auf, jedoch so, daß diesfällige steinerne Erzeugnisse noch längere Zeit neben den metallenen Verwendung finden. Der Zeitpunkt des Ersatzes von Stein, Knochen etc. durch Metall war bei verschiedenen Völkern ein sehr verschiedener. Während z. B. in Ägypten und Mesopotamien der Anfang der Metallzeit um Jahrtausende hinter den Beginn unserer Zeitrechnung zu verlegen ist, befinden sich einzelne Naturvölker (Eingeborene Australiens, gewisse Südseeinsulaner etc.) noch jetzt in der Steinzeit. Edelmetalle, besonders Gold, sind dem Menschen schon sehr frühzeitig bekannt geworden, konnten aber, da sie lediglich zum Schmucke verwendet wurden, für die Entwicklung desselben

nicht viel leisten; dagegen bezeichnet die Benützung von Eisen, Kupfer, Bronze zur Herstellung von Geräten und Werkzeugen insoferne einen höchst wichtigen Kulturfortschritt, als durch dieselbe die Entwicklung und Vervollkommnung von Gewerben und Künsten in hohem Grade gefördert wurde.

Die Frage, welchem von den Metallen die Anciennität zukomme, ist noch nicht mit Sicherheit beantwortet. Im Gegensatze zur Theorie des Dreiperiodensystems, welchem nach auf die Steinzeit eine Bronzezeit und auf diese das Zeitalter des Eisens gefolgt sein soll[1]), hat sich in der letzten Zeit die Ansicht Geltung verschafft, daß nicht sowohl das Material der Geräte, Werkzeuge und Waffen, als vielmehr die Stilform für die chronologische Einteilung der Metallzeit in verschiedene Perioden, sowie für die Feststellung des Ursprunges der Metallgeräte der Vorzeit ausschlaggebend ist. Die Tatsache, daß in der Schweiz, in Skandinavien, in einzelnen Gegenden Norddeutschlands etc. auf die Steinzeit unmittelbar eine Periode gefolgt ist, in welcher Bronze das vorherrschende Metall war, berechtigt noch nicht zu dem Schlusse, daß überall der Gebrauch der Bronze demjenigen des Eisens vorausgegangen ist. Es steht vielmehr fest, daß die lokalen Verhältnisse auf die Entwicklung der Metallkultur einen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, daß in Ländern, wo gediegenes Kupfer und Kupfererze häufig vorkommen, der Mensch zuerst auf die Benützung dieses Metalles verfiel, daß dagegen da, wo Eisenerze mit Ausschluß von gediegenem Kupfer und Kupfererzen sich vorfanden, zuerst Eisen zur Verwendung kam. Auch beweist das Nichtvorkommen von Eisen an irgend einer Fundstätte keineswegs, daß es nie vorhanden gewesen ist; denn das Eisen wird durch Rost verhältnismäßig schnell zerstört und erhält sich nur unter exzeptionellen Bedingungen im Erdboden, während Bronze sehr widerstandsfähig ist. Auch gab man wohl lieber den Toten die goldschimmernde, wertvollere Bronze mit ins Grab als das minder wertvolle, unansehnliche Eisen.

[1]) Diese Theorie wird von der Mehrzahl der skandinavischen und britischen Forscher und auch von einzelnen deutschen Gelehrten noch jetzt aufrechterhalten.

In Asien ist das Stromgebiet des Euphrat und Tigris Sitz einer uralten Metallkultur. In diesen Gebieten waren um 4000 v. Chr. die Summerier und die Akkodier, zwei Völkerstämme, die wahrscheinlich der großen altaischen Völkerfamilie angehörten, die Begründer der babylonischen Kultur und die Erfinder der Keilschrift ansässig.

Lebensweise und Beschäftigung des Urmenschen.

Betrachten wir die Lebensweise und Beschäftigung des Urmenschen. Die Verwendung des Feuers ist ein hochbedeutsamer Faktor der Menschheit; sie bildet geradezu ein Kulturmittel, das den Menschen schroff von den übrigen Lebewesen scheidet und ohne welchem er den ursprünglichen tierischen Zuständen nicht hätte entwachsen können. Der Mensch ist auf die Idee der Bedeutung und des Gebrauches des Feuers nicht nur, wie oft angeführt wird, durch Zufall gelangt, sondern zur Erfindung des Feuerzündens intellektuell angetrieben worden. Sei es, daß den Menschen die durch den Blitz erzeugten Brände oder die beim Arbeiten in Stein und Holz entstehenden Funken, die zündeten, den ersten Anstoß zur Erkenntnis und zum Gebrauche der wohltätigen Wirkungen des Feuers gaben: jedenfalls war es sein höheres Intellekt, das ihn in diesem Elemente ein technisches Kulturmittel erkennen und ausnützen ließ. Die primitivste Art der willkürlichen Feuererzeugung, die sich noch häufig bei verschiedenen Naturvölkern (Australiern u. a.) findet, ist die durch Reiben zweier Hölzer aneinander oder durch Bohren eines Stabes in ein Brett (»Feuerbohrer«).

Bevor die Menschen das Feuer kannten, werden sie kaum stete Wohnungen gehabt haben; denn die Höhlen boten ihnen keine Sicherheit, weil solche auch von den Tieren in Anspruch genommen wurden. Erst als der Mensch einen Feuerbrand vor die Höhle zu legen vermochte, konnte er sich sicher dem Schlummer hingeben. Besseren Schutz boten die Kronen der Bäume, und daran erinnert noch heutzutage der Buschmann, der sich mit emporgezogenen Füßen in einen Klumpen zusammenziehend in einem Strauch versteckt. Auf seinen Wanderungen dürfte dem Urmenschen das erste beste von einem Tiere gegrabene Loch oder eine Felsenspalte als Obdach gedient haben, welches er durch Zusammentragen

von Gras, Moos und Baumzweigen wohnlich zu machen suchte. Ist Aussicht auf ergiebige Jagd, vermutlich die ursprüngliche Beschäftigung des Urmenschen, an einem Orte vorhanden, so führt er eine Art fester Wohnung auf, indem er Pfähle in die Erde treibt und diese mit Gesträuch, Matten und Fellen behängt. Auch die Hottentottenwohnung, aus einem Gestelle von krummgebogenen Baumästen bestehend, welches käfigartig zusammengerollt wird und wieder auseinandergenommen werden kann, mit Fellen und Matten überspannt, ist eine Nachahmung des Busches oder einer Höhle, umsomehr, da die Öffnung so klein ist, daß man nur kriechend hineingelangen kann. Dasselbe gilt von den Hütten der südamerikanischen Indianer, in denen man nur kauern kann. Daß derlei urwüchsige Wohnungen sehr lange im Gebrauche waren, beweisen die affenartig kauernden Figuren der ägyptischen Hieroglyphen, beweist auch die Gestalt der römischen Laren oder Hausgötter, die als nackte hockende Gestalten mit dem Hundefell über den Schultern dargestellt wurden, wie nicht minder die runden dänischen und indischen Grabhügel, so wie die kauernden Gerippe, welche man in den Gräbern der Bronzezeit gefunden hat.

Auch was *Tacitus* über die Finnen der römischen Zeit berichtet, weist eine überraschende Ähnlichkeit derselben mit den Buschmännern auf und läßt uns einen untrüglichen Schluß auf das Leben unserer Ahnen ziehen. »Die Finnen leben in großer Barbarei und ekelhafter Armut; keine Schutzwaffen, keine Pferde, keine Wohnstätten. Ihre Nahrung ist Kraut, ihre Kleidung Tierhäute, ihr Lager die Erde; ihr einziger Erwerb durch die Pfeile, denen sie in Ermanglung des Eisens beinerne Spitzen geben. Dieselbe Jagd nährt das Weib wie den Mann; denn sie begleitet ihn überall und spricht ihren Anteil an der Beute an. Und die kleinen Kinder haben vor Tieren und dem Unwetter keine andere Zuflucht, als daß man sie in verschlungenen Baumzweigen verwahrt. Da finden sich auch die Erwachsenen wieder, das ist der Horst der Alten.«

So wenig der Mensch des Naturzustandes, gleich dem »Wilden« der Jetztzeit, zu anhaltender Geistesarbeit fähig sein mochte, so wäre es doch unrichtig, ihn als blöde zu

denken; sein Geistesleben umfaßte wohl einen sehr kleinen Kreis, aber innerhalb desselben hatte es sich auf das schärfste entwickelt. Mit dem Affen hatte er die aufmerksame Beobachtung und die geschickte Nachahmung gemein; die Tiere, welche seine Beute oder seine Funde waren, kannte er bezüglich ihrer Lebensweise auf das genaueste und wußte sie geschickt nachzuahmen; sein Körper war durch stete Übung gelenk und flink. So vermag sich z. B. der Buschmann rasch in einen Knäuel zusammenzurollen und in einen kleinen Strauch zu verstecken, wovon er auch den Namen hat. Mit den Affen klettern die Wilden um die Wette auf den Bäumen herum, und ein in dieser Weise jagender Ätastamm auf den Philippinen ist von einer Affenschar kaum zu unterscheiden. Der Buschmann versteht es, die Strauße zu beschleichen und zu täuschen, so daß sie den Jäger kaum merken, wenn schon mehrere Stücke getroffen am Boden liegen. In ähnlicher Weise jagt der Australneger das Emu, der nordamerikanische Indianer den Hirsch, der Eskimo den Seehund. Der Buschmann schleicht zum Lager des Löwen und wirft ihm blitzschnell seine Decke, welche er um die Schulter trägt und die ihm Kleid und Bett ist, über den Kopf, während die Genossen den verdutzten König der Tiere mit ihren vergifteten Pfeilen töten. Ebensowenig fürchten die Buschmänner die Schlangen. Sie stacheln dieselben bis zur höchsten Wut, um sie möglichst viel und wirksam Gift abscheiden zu lassen, und töten sie dann nach ihrem Gefallen.

Die von Naturmenschen im Kampfe mit den Tieren an den Tag gelegte Todesverachtung kann nicht überraschen. Der Mensch gewöhnt sich an die Gefahr, wie der Soldat im Kugelregen nicht weicht. Das Leben des Naturmenschen und des Wilden überhaupt wäre nicht möglich, wenn die Furcht seinen Arm zittern machen würde: er mußte, beziehungsweise muß sein Leben einsetzen, um sich vor dem Verhungern zu schützen. Hier war und ist der Kampf ums Dasein in seiner nacktesten Form.

Waffen des Menschen in vorkultureller Zeit.

Betrachten wir die Waffen, deren sich die Wilden der untersten Kulturstufe, und dementsprechend die Menschen in vorkultureller Zeit bedienten. Als Waffe findet sich bei fast

allen wilden Völkerschaften die Keule, verbessert als Streitkolben bis tief ins Mittelalter. Erste Schutzwaffe war der Schild, zuerst einfach eine ausgespannte Tierhaut oder auch wohl ein Brett. Eine der einfachsten aber merkwürdigsten Waffen ist der Bumerang der Australneger, ein plattes, rippenähnliches Stück Holz von parabolischer oder hyperbolischer Form, das unter einem Winkel von mindestens 30—40° geworfen, in drehender Bewegung wieder nach dem Ausgangspunkte zurückkehrt. Da diese Bumerangs auch auf altägyptischen Bildern vorkommen, ja sogar in ägyptischen Gräbern vorgefunden wurden, so liegt die Annahme nahe, daß ihre Anwendung in vorhistorischer Zeit eine verbreitete war. Aus dem Bumerang entwickelten sich zwei andere Waffen: der Bogen und der oben gekrümmte Wurfstock der Hirten, welch letzterer, den Vierfüßlern nachgeworfen, sich um deren Hinterfüße legte und sie zum Falle brachte. Natürlich war, je primitiver die Waffe, desto größere Geschicklichkeit bei der Anwendung notwendig; aber die von Kindheit an gepflegte Übung vermochte auch eine Geschicklichkeit zu erzeugen, die dem Kulturmenschen, da er die körperliche Ausbildung vernachlässigt, unbegreiflich erscheint.

Diesen Waffen gegenüber steht der Speer und der Schild, welch letzterer besonders gegen die Pfeilschützen als Schutz dient. Der Speer scheint ursprünglich mehr ein Werkzeug der Fischer gewesen zu sein, zur Leitung des Floßes und zum Harpunieren größerer Fische, wir finden ihn aber auch in Afrika und anderwärts als Jagdspieß. Büffel, Elefanten und Nashörner wurden meist in bedeckten Gruben gefangen, in deren Boden wohl auch spitze Nägel angebracht waren, an denen sich die heruntergefallenen Tiere aufspießten. Solche Gruben hat man auch in den Schichten der Steinzeit gefunden. Flußpferde wurden harpuniert; die Spitze der Harpune ist in einem Holzschaft eingefügt und durch einen Strick mit dem langen Leitseil verbunden; an letzterem hängt ein Klotz von leicht schwimmenden Ambatschholze, der die Stelle andeutet, wo sich das Flußpferd in den Fluten verborgen hält. Die Harpune wird von Kähnen oder von Uferbüschen aus auf das Tier geworfen; der Schaft fällt von der Spitze ab,

wenn diese in das erschreckt in die Tiefe eilende Ungeheuer eingedrungen ist. Das Seil wird angezogen, neue Harpunen werden geschleudert, dem Tier mit einer Lanze das Rückenmark durchstochen, der Kadaver zerteilt und dessen Fleisch oft nur ganz oder halb roh verzehrt.

Diese Jagdarten haben sich in gleicher Weise viele Jahrtausende hindurch vererbt. In gleicher Weise wie die heutigen Nubier harpunierten die alten Ägypter das Flußpferd, und in gleicher Weise dürften schon die Menschen in der tertiären Periode den Kampf mit den riesigen Ungeheuern der Vorzeit unternommen haben. Zum Fischfang bediente man sich des Netzes, zu welchem die Spinne die Anleitung gegeben hat; auch die Schleuder spielte im Altertum eine große Rolle; alle Waffen übertrifft jedoch an Gefährlichkeit das Gift, dessen Erfindung einen so nachhaltigen Eindruck auf das Menschengeschlecht geübt hat, daß die Wirkung davon in mehreren Sagen zu bemerken ist. Bogen und Pfeil wären keine so gefährlichen Waffen, wenn das Gift nicht die Wirkung des Pfeiles potenzierte. Das Gift wurde aus Pflanzensäften und aus Euphorbiensaft gewonnen.

In historischer Beziehung gehört die Steinwaffe der quaternären Epoche an, während welcher sich das Menschengeschlecht, wie jetzt angenommen wird, schon über den größten Teil der Erde ausgebreitet haben mag. Die Funde der Erde geben uns keinen Anhaltspunkt zu einem Urteil über die Dichtigkeit der Bevölkerung in vorhistorischer Zeit; Erwägungen anderer Art lassen uns jedoch praktische Schlüsse fassen.

Wo die Natur in ungeschwächter Kraft schafft, ist wenig Raum für den Menschen. Wo das Wasser sich mit der Erde verbindet, entstehen Pflanzen, und die Steinkohlenzeit beweist, daß sie in einer von Wärme und Feuchtigkeit durchtränkten Atmosphäre sich sofort zu riesigen Bäumen entwickelten. Der Baumwuchs findet seine Grenze nur an dem Eise der Gebirge und an dem Salzwasser des Meeres; hier endigen auch mit dem Baumwuchse die Existenzbedingungen des *Naturmenschen*, nur der *Kulturmensch* konnte den Urwald überschreiten. Der Mensch konnte daher in der ältesten Zeit

nur im Urwalde und an den Ufern der durchströmenden Flüsse leben, aber hier sich nur sporadisch ernähren. Nur durch das Umhauen der Bäume konnte er sich Raum verschaffen, um feste Wohnsitze zu gründen, aber von selbst verfiel er nicht auf diese Idee. Wie zu den meisten seiner Erfindungen brauchte er ein Vorbild, einen Lehrmeister aus der Tierwelt, und dies war der Biber.

Der Biber ist gegenwärtig von der Kultur, die er indirekt geschaffen hat, verdrängt worden; in früherer Zeit lebte er in Europa und in Nordasien; in Nordamerika kommt er noch jetzt vor. Die Ägypter müssen ihn gekannt haben, da ihm sehr ähnliche Bilder in den Pharaonengräbern vorkamen. Auch in Indien muß er verbreitet gewesen sein, wo seine Tötung — wie überhaupt die aller Tiere — von der Religion verboten ist. Die Biber sind nämlich als Wassertiere ausgezeichnete Schwimmer und Taucher, bewegen sich aber am Lande nur ungeschickt; sie leben gesellig an Fluß- und Seeufern und bauen sich kunstreiche Wohnungen, indem sie mit ihren Zähnen Baumstämme bis zu $^2/_3$ *m* Durchmesser durchnagen (und zwar mit so genauer Berechnung, daß sie gerade ins Wasser stürzen müssen), die Stämme sorgfältig entästen und dann durch Sand und Schlamm verbinden, um so teils Dämme zu ziehen, die das Wasser zu $1\,^1/_2$—2 *m* aufstauen und künstliche Seen bilden, teils 1—$1\,^1/_2$ *m* dicke Wände für die bienenkorbähnlichen Kammern herzustellen, die bei etwa 2 *m* Durchmesser ihnen zur Wohnung dienen und ihre Eingangsöffnung unter dem Wasserspiegel haben. In Nordamerika, wo die Biber ungestört von Menschen sich entwickeln konnten, haben die Spuren ihrer Tätigkeit geradezu den landschaftlichen Charakter der Gegend verändert. Einmal sind es die quer durch die Täler hinziehenden, sorgfältig gebauten, bis eine halbe Meile langen Biberdämme, dann die durch Aufstauen des Wassers gebildeten Teiche, die 20—50, ja 100 Morgen Landes bedecken und in ihrer Gesamtfläche ein ungeheueres, durch die Tätigkeit dieser Nagetiere unter Wasser gesetztes Areal darstellen.

Den ersten Schritt zur Gewinnung von Feldern dürfte der Naturmensch damit begonnen haben, daß er die Biber **Ursprung des Feldbaues.**

erschlug und verzehrte, ihre Dämme aber, da sie hiernach ohne Pflege blieben und vom Wasser zerstört werden, gleichwie die mit Wasser bedeckte Fläche trockenlegte, auf der sich nun von selbst ein reiches Pflanzenleben entwickelte. Der Mensch grub zunächst nach Wurzeln, verschmähte indeß auch die Körnerfrüchte nicht, welche ursprünglich wohl in grünem Zustande verzehrt worden sein mochten. Späterhin suchte er die reifen Körner mittels einer steinernen Knetplatte [1]) zu zerquetschen, auf welcher mit einem konischen Reibsteine das in Wasser geweichte und damit übergossene Korn zerrieben wurde. — Viel wichtiger war jedoch die Entdeckung, daß aus dem Samen der Pflanzen neue Pflanzen entstehen, was durchaus nicht so nahe lag, als es scheint. War die Entdeckung gemacht, so suchte der Mensch diejenigen Pflanzen, die ihm am besten schmeckten, selbst zu ziehen, indem er mit einem Stock die Erde auflockerte und den Samen hineinlegte. Von da bis zum Ackerbau mittels des Pfluges ist ein weiter Weg, den viele Völker bis jetzt noch nicht zurückgelegt haben. [2])

Der Boden, auf dem der erste Feldbau entstand, war ein Schlammboden, der in der Zeit, wo die Flüsse anschwollen, für die Bewohner sehr unsicher war. Die ersten Fischräuber wohnten auf Bäumen, aber die Bäume wurden zur Zeit des Feldbaues entfernt, daher den jährlichen Überschwemmungen viele Menschenleben zum Opfer fielen, da nur einige sich in die Boote retteten. Man schuf daher künstliche Bäume, indem man Pfähle in die Erde trieb und darauf die Hütten baute. Das sind die aus der Steinzeit bekannten Pfahlbauten, deren Spuren man in den Schweizer Seen gefunden hat. Ursprüng-

[1]) Wie solche noch jetzt im südlichen Afrika im Gebrauche sind.

[2]) Bei den Basken ist z. B. der schon den Ägyptern und Griechen bekannte Pflug noch gegenwärtig nicht im Gebrauch; sie bedienen sich zur Feldarbeit einer Haue und eines eigentümlichen Werkzeuges, das ungefähr die Form einer Heugabel hat. Auch in China ist der Pflug, obgleich alljährlich der Kaiser selbst damit Furchen zieht, nicht viel im Gebrauche, er dürfte mit den Tataren nach China gekommen sein. Die heimische Art des Landbaues ist in China wie in Mexiko der Gartenbau, der sogar auf Flößen betrieben wird, indem man auf Flößen Schlamm ausbreitet und darauf Früchte zieht.

lich wurden dieselben wohl an den Flußufern errichtet, und so finden wir sie noch im ostindischen Archipel, auf Borneo, Ceylon, Neu-Guinea, Neu-Seeland, gleichwie in Afrika und in Südamerika. Sie waren also seinerzeit über die ganze Erde ausgebreitet. [1]) In den Pfahlbauten der Bronzezeit tritt uns schon eine ziemlich fortgeschrittene Kultur entgegen. Geräte aus Stein, Horn und Knochen werden in dem Maß, wie der Gebrauch der Bronze sich ausbreitet, immer seltener. Die geschmackvolle Ornamentation der Bronzeschwerter, sowie die durch Mannigfaltigkeit der Form und Schönheit der Verzierung sich auszeichnenden Bronzemesser und Dolche, die schön verzierten Gürtel und Gürtelschnallen, Arm- und Halsbänder, sowie kunstvoll gefertigte Bronzegefäße und Bronzebecher rechtfertigen vollkommen den Namen »le bel âge du bronze«, den die schweizerischen Gelehrten diesem Abschnitt der helvetischen Prähistorie beigelegt haben. Daß die steinzeitlichen Pfahlbauten und diejenigen der Bronzezeit von einem und demselben Volk herstammen, ist zwar in hohem Grad wahrscheinlich, aber doch nicht mit Sicherheit festgestellt. Die Mehrzahl der Forscher ist geneigt, das Pfahlbautenvolk als einen Zweig der großen arischen (indogermanischen) Völkerfamilie zu betrachten.

[1]) Auch *Herodot* berichtet von den in Seedörfern wohnenden Päoniern. Ausgrabungen im Züricher See ergaben 1853 eine Schicht, die in bestimmter Anordnung in den Seeboden eingerammte Pfähle und dazwischenliegende Geräte aus Stein, Knochen und Hirschhorn enthielt. Es wurden bisher über 200 solcher durch ihre Lage im Wasser Schutz gegen feindliche Überfälle und Angriffe der Raubtiere bietender vorgeschichtlicher Seedörfer (Stationen) aufgedeckt.

II. ABSCHNITT.

Kulturelle Entwicklung der Menschheit.

1. Kapitel.

Materielle (technische) Kultur.

»Wie unser Gang ein beständiges Fallen ist zur Rechten und zur Linken, so der Fortschritt der Völker zur Kultur.« *Herder.*

»Nach ewigen, ehernen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.«
Goethe, »Das Göttliche«.

Wesen und Bedeutung der Kultur.

Bevor wir auf die kulturelle Entwicklung der Menschheit näher eingehen, dürfte eine kurze Darstellung des Wesens der Kultur, deren Bedeutung und ihres Einflusses auf die soziale und geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes am Platze sein, weil wir dann die einzelnen Phasen der Kulturgeschichte besser zu verstehen und zu würdigen, und aus solchen die Aufgabe und Bestimmung der Menschheit besser abzuleiten in der Lage sein werden.

Unter dem Worte »Kultur« begreift man alles dasjenige, was durch die höheren geistigen Kräfte des Menschen geschaffen wird. Die Kultur bildet daher zur Natur — diese im engeren Sinne verstanden, als mit blinder Notwendigkeit unter Ausschluß der freischaffenden geistigen Kräfte wirkend — einen Gegensatz oder, richtiger gesagt, eine Ergänzung und Fortsetzung. Im Reiche der Natur herrscht das Gesetz einer nur beschränkten Entwicklung, einer gleichmäßigen Wiederholung derselben Formen des Seins und Lebens; im Reiche der Kultur dagegen ist das Gesetz oder der Trieb einer unendlichen, sich immer mehr steigernden, verbreiternden und mannigfaltiger gestaltenden Entwicklung oder Vervollkomm-

nung vorherrschend. Im Menschen berühren und verbinden sich diese beiden Reiche; er ist ein Naturwesen nach seiner sinnlichen, körperlichen Existenz, deren Bedürfnisse und Bedingungen; aber er ist zugleich auch ein Kulturwesen vermöge der Entwicklungsfähigkeit und des Triebes stetiger Vervollkommnung, wodurch er die Sphäre seines Genießens, Tuns und Schaffens immer weiter und weiter ausdehnt, immer mehrere und feinere, edlere und höhere Bedürfnisse kennen und empfinden lernt und diese Bedürfnisse, durch mannigfaltige Anwendung seiner eigenen, gleichwie der sich dienstbar machenden Kräfte der Natur immer vollkommener zu befriedigen vermag. Nur der Mensch hat, schafft und verbreitet Kultur; alle anderen Naturwesen nehmen daran nur insoweit teil, als sie der kulturschaffenden Tätigkeit des Menschen als Werkzeuge oder Mittel dienen.

Die Kultur ist etwas Erworbenes, sie setzt den Naturzustand voraus, aus ihm heraus ist sie von der Menschheit erarbeitet und wird noch täglich erarbeitet. [1]) Auch liegt die Sache nicht etwa so, daß der Naturzustand einfach verschwunden wäre, er ist als Grundlage und als Material noch heute vorhanden, nur von dem höheren Stockwerke der Kultur überbaut, ja er bildet sogar eine immer wirksame Schicht, aus der stets neuer Stoff entnommen und intellektuelle Arbeit der Gesellschaft in Kultur umgewandelt wird. Erleben wir doch selbst in der Kindheit eine abgekürzte, freilich durch Erziehung modifizierte Reihe von Zuständen der Naturvölker und finden doch überall, wo der Zügel der Kultur nachläßt,

[1]) Aus dem Mangel oder dem geringen Grade der willkürlichen Ordnung der Vorstellungen erklären sich die Eigenschaften der Naturvölker nach allen Richtungen ihres seelischen Verhaltens; ihr unkultiviertes Bewußtsein ist unfrei, undiszipliniert. Diese Gebundenheit der Naturvölker zeigt sich zunächst in ihrem Denken, das der Abstraktion entbehrt, was sie mit dem Tier gemeinsam haben. Weil dem Unkultivierten die Übersicht über den Zusammenhang der Ereignisse fehlt, so verhält er sich gegen Vergangenheit und Zukunft gleichgültig, und legt auf das Gegenwärtige allein Wert. Das Naturvolk kennt daher keine Geschichte und keine Sorge für die Zukunft. Erst mit dem Übergange zur Kultur erwacht die dem Menschen angeborene Fähigkeit des abstrakten Denkens, welche mit der Höhe des Kulturfortschrittes wächst.

sofort den Naturzustand hervorbrechen. Denn die Naturvölker bilden den Übergang vom Tier zum kultivierten Menschen.

Fragen wir, was den Menschen befähigt, kulturschaffend und verbreitend sich über die Sphäre der bloßen Naturwesen (Tiere) zu erheben, so ist es ganz allgemein genommen die Fähigkeit, nicht, wie diese, bloß einzelne abgerissene Vorstellungen und Empfindungen zu haben und konkrete Urteile zu bilden, sondern ganze Reihen von Vorstellungen in seinem Bewußtsein festzuhalten, abstrakte Begriffe zu bilden, aus vielen einzelnen Erscheinungen allgemeine Gesetze abzuleiten und mittels dieser wiederum Folgerungen zu machen, mit einem Worte: vermöge des höheren, vernünftigen Denkens. Unendlich gesteigert wird diese Fähigkeit des einzelnen Menschen durch das Zusammenwirken mit anderen, welches teils in mannigfachen Formen der Vergesellschaftung der nebeneinander gleichzeitig Lebenden, teils aber in der Überlieferung der Kulturerfolge des einen Geschlechtes an das andere und in ihrer Fortsetzung durch dieses letztere sich äußert, worauf eben die Kulturgeschichte der Menschheit sich gründet und aufbaut. Für beide Arten des Zusammenwirkens der Menschen für das gemeinsame große Werk der Kultur sind zwei Postulate unerläßlich: die Sprache und die Schrift. Ohne diese beiden gäbe es keine Kultur, ohne Kultur keinen Fortschritt des Menschengeschlechtes, ohne diesen wieder keine Geschichte; denn die Geschichte ist die Überlieferung des stetigen Kulturfortschrittes von Geschlecht zu Geschlecht. Wäre die Menschheit heute noch auf derselben Unkulturstufe wie vor Tausenden von Jahren, wie z. B. die verschiedenen Tiergattungen und Geschlechter noch dieselben sind und immerfort bleiben werden — mit denselben Trieben, derselben Lebensweise, derselben Art ihre Nester zu bauen, sich ihre Nahrung zu verschaffen usw. — so wäre von einer Kulturentwicklung und Geschichte der Menschheit, von einer Menschheit überhaupt so wenig die Rede, als es eine Tierheit in solchem Sinne, d. h. im Sinne eines bewußten Zusammenhanges aller Tierindividuen untereinander, oder gar eine Geschichte der Tierheit gibt. Die Kultur allein ist es, die aus einzelnen Menschenindividuen eine Menschheit, aus der bloß

äußerlichen, zeitlichen Aufeinanderfolge der Geschlechter eine innerlich verbundene, stetige Reihe, eine Geschichte schafft.

Aus dem Wesen des Geistes läßt sich a priori schließen, daß der Mensch seit seinem Eintritt in die Existenz sich nur durch den Kampf sehr allmählich aus der unmittelbaren Natürlichkeit zur Kultur hervorgearbeitet habe. Tatsächlich finden wir diesen Gang auch überall durch die Zeugnisse der Geschichte bestätigt. Die entgegengesetzte Vorstellung, welcher noch die Menschheit von einem vollkommenen Urzustand herabgefallen sein soll, ist längst als haltlos erkannt.

Es ist zweifellos, daß die verschiedenartigsten Faktoren zusammenwirken müssen, um einem Volke oder Völkerkreise eine bedeutende Höhe der Kultur zu sichern, — daß eine gewisse Dichtigkeit der Bevölkerung, eine gewisse Gunst der Ernährung und der historischen Einflüsse, eine gewisse Höhe geordneter Staatseinrichtungen und eine hohe ursprüngliche Begabung des betreffenden Volkes notwendig sind, um eine Summe von geistigen und materiellen Errungenschaften hervorzubringen, die wir unter dem Begriff einer höheren Kultur verstehen. Aber anderseits ist auch leicht zu beobachten, wie gewisse klimatische Besonderheiten auf die geistige Spannkraft der Menschen mächtig zurückwirken, wie z. B. große Feuchtigkeit in Verbindung mit hoher Wärme, namentlich dann, wenn zugleich nur geringe Wärmeschwankungen überhaupt vorkommen, die Menschen erschlafft, eine Erscheinung, die jeder Europäer schon nach kurzer Zeit an sich selbst beobachten kann, wenn er aus seiner kühlen Heimat nach den regenreichen Tropen übersiedelt. Angesichts solcher Tatsachen kann man den Einfluß des Klimas auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes sicherlich nicht ganz von der Hand weisen. Denn die Herrschaft physischer Kräfte über organische Formen ist ausnahmslos. Auch der Mensch unterliegt in seinem Dasein und seiner Entwicklung dieser Herrschaft, auch er ist ein Produkt des Klimas und Bodens, der Umgebung uhd sonstiger Verhältnisse. —

Wohin wir auch blicken, nehmen wir eine gewisse direkte oder indirekte Abhängigkeit des Menschen von der Erdrinde wahr. Die Schätze der Erdrinde sind nicht bloß

für alle Zweige der materiellen Kultur der Menschheit ungemein bedeutungsvoll und beherrschen unser modernes Leben nach dieser Seite hin, sie sind auch für unsere geistige Kultur sehr wichtig geworden. Freilich ist in dieser Beziehung der Einfluß der Erdschätze größtenteils indirekt, und daher kommt es auch, daß sich bei verschiedenen Völkern, selbst bei annähernd gleicher Entwicklung der materiellen Kultur, recht große Unterschiede in der Höhe der geistigen Kultur beobachten lassen. Auf einer niedrigeren Stufe der materiellen Kulturentwicklung erscheint die geistige Entfaltung der Völker sogar fast unabhängig von dem Grade der materiellen Kultur, wie denn z. B. das Mayavolk in Mittelamerika, obgleich es ebenso wie seine Nachbarn im Süden in materieller Hinsicht noch fast ganz im Steinzeitalter stehen geblieben war, doch in geistiger Hinsicht eine hohe Blüte erreicht hat, die sich in dem bedeutenden astronomischen Wissen und wohl entwickelten Kalenderwesen, in vorgeschrittenen Staatseinrichtungen und dem Besitz einer richtigen Hieroglyphenschrift bekunden.

Je höher die materielle Kultur der Menschheit stieg, desto größer wurde auch der Einfluß, den die Schätze der Erdrinde indirekt auf die geistige Kultur gewannen. Die erste Einwirkung der Metallwerkzeuge bestand darin, daß sie dem Besitzer desselben ermöglichte, raschere und gründliche Arbeit zu verrichten, als ihm vordem mit seinen unvollkommenen Stein-, Holz- oder Knochenwerkzeugen möglich gewesen wäre. Überall wo die Fortschritte in der materiellen Kultur langsam uud stufenweise, als Glieder einer selbständigen Entwicklung aufeinanderfolgten, wirkte die allmählich gesteigerte Zeitersparnis befruchtend auf die Weiterentfaltung der geistigen wie der materiellen Kultur ein und hob beide zu einer größeren Höhe empor. Ganz anders ist die Wirkung aber, wenn eine derartige Entwicklung fehlt und den Vertretern einer tiefer stehenden Kulturstufe plötzlich die Errungenschaften einer hochstehenden materiellen Kultur übermittelt werden; ja es ist geradezu einer der verhängnisvollsten Fehler in den Anschauungen unserer Zeit, wenn man glaubt, man hebe den Naturmenschen ohne weiters auf eine höhere Stufe der Kultur,

wenn man ihm statt seiner primitiven altgewohnten Werkzeuge neue eiserne Geräte in die Hand drückt. Es ist ja richtig, daß man ihm dadurch eine Menge Zeit erspart; denn denselben Gegenstand, welchen der Wilde zuvor in tagelanger Arbeit hergestellt hatte, vermag er nun in wenigen Stunden zu verfertigen. Mit der so gewonnenen Zeit weiß der Naturmensch aber nichts anzufangen; geistige Arbeit ist ihm fremd, körperliche verrichtet er nur, soweit ein Bedürfnis ihn dazu zwingt. Und so bringt ihm dann die Zeitersparnis keinen eigentlichen Nutzen, sondern führt ihn im Gegenteile dem Müßiggange und oft auch dem Laster zu.

Wenn demnach die unvermittelt übertragene Zeitersparnis und die Aufpfropfung einer durchaus fremdartigen Kultur den Naturmenschen vielfach zum Nachteile ausschlägt, so ist doch innerhalb einer einheitlichen Kulturentwicklung die langsam gesteigerte Arbeits- und Zeitersparnis, wie solche durch die Vervollkommnung der Arbeitswerkzeuge und Maschinen, der Transport- und Verkehrsmittel hervorgebracht wurde, ungemein vorteilhaft für die Hebung der geistigen Kultur gewesen; und wie durch Verbesserung der Arbeitsmaschinen die Leistungen der Technik immer größer wurden, so verlängerte sich anderseits durch die Vervollkommnung der Beleuchtungseinrichtungen, die in ihren modernen Gestalten wieder auf die Schätze der Erdrinde zurückgreifen, die Arbeitsdauer wesentlich, — in vielen Betrieben wird sie geradezu zu einer ununterbrochenen gemacht. Die großen Umwälzungen im Arbeits- und Verkehrsbetrieb hatten aber wieder eine ganz neue und eigenartige Organisation der Arbeitsteilung zur Folge und weisen auch der geistigen Arbeit manche neue Wege. —

Schwer war der Kampf, den das Menschengeschlecht mit Kopf und Hand seit Jahrtausenden gegen die ungebändigten Naturgewalten zu führen hatte, hart des Ringen zwischen Intelligenz und roher Gewalt, deren Kraft nach »ewigen, ehernen Gesetzen« sich stetig erneuert. Noch ist es der Menschheit nicht gelungen, Herr und Meister der unendlichen Natur zu werden, aber der Einblick in die Beziehungen des Menschengeschlechtes zum Weltall und seine Kräfte und die

allmähliche Indienststellung letzterer zeigt uns, wie sehr der Menschengeist sich nach und nach im Tempel der Kultur heraufzuschwingen wusste.

Die Entwicklung zur Kultur schafft Aktivität des Gedankens (Intelligenz) und des Willens (Ethik). Der Gesamtgewinn der Kultur aber ist eine Überwindung der Gebundenheit alles Lebens durch einen Zustand der Freiheit, welche eben die Ordnung und den Fortschritt begründet. Im geistigen Gebiete schafft sich die Menschheit die selbständige Macht der Wissenschaft. Auf dem Gebiete des Willens entsteht der Begriff einer absoluten Forderung des Sollens, ein ethisches Gebot, wodurch die Moral unabhängig wird von subjektiven Meinungen und Wünschen. Endlich wird auf dem Gebiete des Gefühles unter dem Begriffe des Ästhetischen eine selbständige Funktion des Bewußtseins abgegrenzt, die Kunst, deren Schöpfungen ihre Rechtfertigung nicht wieder auf anderem Felde, etwa in Zwecken der Belehrung oder Besserung haben, sondern ganz allein im Gefühle des interesselosen Wohlgefallens am freien Spiel der Vorstellungen überhaupt. Die Existenz dieser selbständigen Gebiete: Wissenschaft, Moral, Kunst, die ihr Recht keiner äusseren Rücksicht verdanken, sondern durchaus autonom sind, bildet das Kennzeichen der höheren Kultur. Sie sind der Ausdruck dafür, daß der undisziplinierte Vorstellungslauf sich gruppiert und konzentriert hat zu objektiven Ordnungen, die ihren Wert nicht mehr von unbestimmten Meinen, Wünschen und Begehren empfangen, sondern die ihrerseits nunmehr entscheiden, was im Menschendasein überhaupt Wert hat, und was nicht.

Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich die Kultur in eine: 1. materielle (technische), 2. intellektuelle, 3. sittliche und 4. ästhetische unterscheiden.

Betrachten wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen die kulturelle Entwicklung der Menschheit auf diesen vier Gebieten.

Anfänge der Kultur.

Die Anfänge der Kultur aufzudecken, solche in ihrer allmählichen Entwicklung (»Kulturstufen«) zu schildern und die historischen Tatsachen festzustellen, welche den Übergang von der Roheit des Naturmenschen, beziehungsweise der

wilden Völker zur fortschreitenden Gesittung bilden, ist eine der schwierigsten anthropologischen und historischen Aufgaben; das einzige Mittel, die unkulturellen Verhältnisse der grauen Vorzeit uns lebendig vor Augen zu führen, ist die Vergleichung. So wie die wilden Völker der Jetztzeit, z. B. die Feuerländer, Australier, amerikanische Indianer, waren unsere Vorfahren; das beweisen die Waffen und Gerätschaften aus der Steinzeit, welche die Geologen aus ihren vieltausendjährigen Gräbern fördern. Denn es sind dieselben Steinwaffen, deren sich noch gegenwärtig die Menschen der niedersten Kulturstufe bedienen, dieselben Knochensplitter, die sie zu Pfeilen verwenden, dieselben rohen Geschirre, welche sie ohne Töpferscheibe mit der Hand anfertigen. Stimmen aber Gerätschaften und Waffen der Vorzeit mit denen der jetzigen Wilden überein, so läßt sich auch mit Gewißheit schließen, daß die Sitten und Gebräuche dieselben sind.

Hellwald behauptet [1]), »an die Arbeit knüpft sich die gesamte Kulturentwicklung der Menschheit«. Die Arbeit, die materielle Arbeit, erheischte zuerst Tätigkeit des Geistes und mit ihrer Entwicklung mußte auch diese sich steigern. Was aber zur Arbeit trieb, war nicht, wie *Hellwald* meint, ausschließlich die Not, dieses andere völlig materielle Moment, sondern auch das Bestreben, sich das Dasein angenehmer, wohnlicher zu gestalten, wozu den Menschen schon der höhere, geistige Faktor antrieb. Das materielle Moment allein hätte die Kultur niemals hervorgerufen und sie auch nicht fördern können, wenn mit dem Erwachen und der fortschreitenden Tätigkeit des Geistes das Kulturgebiet überhaupt nicht betreten und erobert worden wäre. Der Geist, der bewußt über die Alltagsbedürfnisse hinaus sich regende und grübelnde Menschengeist, er schlummerte noch Jahrtausende bis an die Schwelle der Zeit, welche die Kultur hervorrief. Ist die Arbeit für das geistige Wesen ein Naturgesetz, so ist sie nur vermöge des höheren Denkvermögens, das ihn zur Arbeit antreibt, durch die er im Kampfe ums Leben und um dessen bessere Gestaltung Sieger wird. Die Geisteskraft ist

[1]) *Hellwald*, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung. Augsburg 1875, S. 39.

es, welche die Naturkräfte sänftigt, sie möglichst zähmt und dem Menschen dienstbar macht. Damit tritt eine ungemeine Verbesserung in der Lebenshaltung der Menschen und in ihrer Zivilisation ein. Schön hat sich darüber *John Stuart Mill* ausgedrückt: »Geistesherrschaft über Naturherrschaft« — das ist die große zivilisatorische Entwicklungslinie, auf der die jüngeren Generationen rascher emporstreben als auf den Errungenschaften vorausgegangener Geschlechter. Die Energie der menschlichen Denkkraft und infolge dessen fortschreitende geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes: das ist der ausschlaggebende Kulturfaktor, durch sie wird die Natur korrigiert, eingedämmt, beherrscht! Den Naturgewalten gegenüber, die sich immer gleich bleiben, machen die unerschöpflichen Hilfsquellen des Geistes im Laufe der Kulturgeschichte ihr Übergewicht geltend. Betrachten wir dies an der Hand der kulturellen Entwicklung der Menschheit näher.

Jagd und Fischerei.

Es ist zweifellos, daß die Jagd und die Fischerei die untersten Kulturstadien der Menschheit bezeichnen.[1]) Denn unter welchem Himmelsstriche immer, ob in der Ebene, am Wasser oder auf Bergen das Dasein fristend, überall war der Mensch vom Tierreich umgeben, das er erlegen mußte, um es zu seiner Nahrung, Bekleidung (Felle des erlegten Wildes) und durch Bearbeitung der Tierknochen auch zu seinem Hausgeräte und als Waffen benützen zu können. Der Mensch auf der untersten Kulturstufe war ein geistbegabtes Raubtier,

[1]) Die Spärlichkeit der bis jetzt gefundenen Skelettreste gestattet noch nicht, etwa den körperlichen Umbildungsvorgang vom »Urmenschen« zum »Normalmenschen« zu verfolgen, auch nicht festzustellen, ob nur eine oder mehrere »Rassen« Mitteleuropa bewohnt haben. Aber das eine sehen wir deutlich: Der Mensch bleibt während dieser unendlich langen Zeit in den Fesseln seiner Jägerkultur eingeschlossen und vermag sie nach keiner Richtung hin zu durchbrechen. Weder lernt er auch nur eines der Jagdtiere (Pferd, Renntier, Büffel, Mammut, Hund etc.) zu zähmen, auf denen doch seine ganze Existenz beruht, noch seine Steinwaffen anders als durch Schlag zu vervollkommnen. Die Benützung der Metalle bleibt ihm ebenso fremd, wie die Verwendung des gebrannten Tones. Keine Pflanzen macht er sich durch Kultur dienstbar, er findet keine dauernde Wohnstätte. Seinen Toten bereitet er keine besondere Grabstelle und gibt ihnen weder Nahrung noch Andenken auf die große Reise mit.

das seine tierische Umgebung bezwingen, töten mußte, um leben und sich allmählich zu einer höheren Kulturstufe emporschwingen zu können. Daß der Jäger vorzugsweise den Wald aufsucht und bewohnt, liegt auf der Hand, weil sich hier zumeist das reichste Tierleben entfaltet. Das wellenförmige Hügelland und die bewaldeten Gebirgsläufe · dürften daher die Urstätten der Menschen gewesen sein; die Kultur ist nicht in den Tiefen entstanden, sondern ein Kind der Gebirge. »Der Wald, das Bergland ist die Wiege der Geschichte; der weiße Menschenstamm ist erwiesenermaßen ein Sohn des Hochgebirges. Die Völker der Hochebene schleichen still und langsam wie Steppenflüsse ein geist- und tatloses Leben dahin; aber die gewaltigen Ströme der Weltgeschichte stürzen sich von den hohen Gebirgen herab. Die Ebene erzeugt Völkerrassen, die Berge Männer. Wie der Blick von Bergesgipfeln in die Weite schweift, das Land beherrscht, den Geist emporträgt und kräftigt, das Gefühl der Freiheit und der Macht in ihm erweckt, so wird in den Bergländern das ganze Volksbewußtsein gehoben, das Streben in die Weite, nach Beherrschung der Welt wird mächtig. Der bei den früheren Völkern am Boden dahinschleichende Geist erhebt sich mit kräftigem Flügelschlage über den Boden der Natur und der Schöpfungsmorgen der Weltgeschichte leuchtet glühend erst von den Hochgebirgen herab.« [1])

Man kann mit *Ernst Grosse* niedere und höhere Jägervölker, Viehzüchter und Ackerbauer unterscheiden. Doch stehen die einzelnen Typen nicht streng gesondert nebeneinander, sondern sind durch zahlreiche Übergangsformen miteinander verbunden. Die niederen Jäger stehen auf der untersten Stufe der Entwicklung. Das war die Wirtschaftsform der ältesten Menschen, von denen die Urgeschichte aus Höhlen und diluvialen Bodenbildungen Kenntnis gewinnt. Heute bilden die niederen Jäger nur einen ganz geringen Bruchteil der Menschheit als numerisch schwache, kulturell armselige in Urwälder und Wüsten zurückgedrängte Reste einst ausgedehnter Völkerschaften. Es gibt heutzutage noch

[1]) *Heinrich Wuttke*, Geschichte des Heidentums Bd. I, S. 52.

in allen Erdteilen, mit Ausnahme Europas, niedere Jäger.[1]) Die niederen Jäger sind mehr als alle anderen Gruppen der Menschheit häufiger Wiederkehr bitterer Notstände unterworfen. Buschmänner und Australier kennen den Hungergürtel, der die Qualen des leeren Magens lindern soll. Alle diese Völker kennen aber auch die aktive und passive Beschränkung der Volkszahl und besonders stark grassiert unter den Australiern das Laster des Kindesmordes.

Bei der Zerstreuung der Menschen in zahlreiche kleine Horden fehlt auf dieser niedersten Kulturstufe jedes Stammesbewußtsein und damit jede Möglichkeit der Entstehung größerer staatlicher Verbände; die Sprache zerfällt in zahllose kleine Familiendialekte und es gibt keine andere Berufsteilung als die von der Natur selbst geschaffene zwischen Mann und Weib. Sonst existieren keine Stände, daher auch keine Industrie. Es gibt weder Handwerker noch Krieger, weder Gelehrte noch Künstler, sondern jeder ist alles zugleich und bei keinem findet sich eine besondere Geschicklichkeit für diesen oder jenen Beruf. Meister sind die niederen Jäger nur in der Erfindung und Anfertigung primitiver Jagdwaffen und Fangwerkzeuge, im Belauern und Beschleichen des Wildes. Überlegen sind sie den Kulturmenschen in der Ausbildung der Sinnesorgane und der Körperkräfte zu den Zwecken der Jagd, in den Vorzügen, die auch das Raubtier vor dem Kulturmenschen besitzt. Dadurch, daß keiner auf den anderen angewiesen ist, sind sie unabhängiger als alle übrigen Menschen, und wahre Freiheit ist nur bei ihnen zu finden. Höchst merkwürdig ist bei manchem dieser Stämme (sowohl bei ausgestorbenen als auch bei noch lebenden) der Scharfblick und die künstlerische Auffassung für die Formen der Tierwelt, welche in mehr oder minder frappant ähnlichen Zeichnungen

[1]) So in Afrika die Buschmänner der Kalabari-Steppe und die Pygmäenstämme der zentralen Waldgebiete; in Asien die Weddas auf Ceylon, die Mincopies auf den Andaman-Inseln, die sogenannten Negritos auf den Philippinen, auf Sumatra und in Malaka. Die Buschwüsten des inneren Australien sind ausschließlich von solchen niederen Jägerstämmen bewohnt. In Südamerika vertreten diese Form die Feuerländer, Botokuden und Bosoro, in Nordamerika die Zentralkalifornier, Eskimos und Aleuten.

und Schnitzereien wiedergegeben werden. Darin sind die Jägerstämme, welche in der älteren Steinzeit Frankreich bewohnten, allen anderen vorangegangen. Aber auch von Buschmännern, Eskimos, Australiern der Jetztzeit kennt man solche Äußerungen urwüchsiger Kunstbegabung.

Der Individualbesitz dieser unsteten Menschen kann nur in den unentbehrlichsten Waffen und Gerätschaften bestehen; ihr wertvollster Besitz, der Jagdgrund, ist gemeinsames Eigentum der ganzen Horde. Alle Männer einer solchen Horde sind gleich arm und gleichberechtigt. Sie besitzen keine Sklaven und oft nicht einmal Häuptlinge. Wo Anführer vorkommen, sind sie ziemlich machtlos; eher sind sie geneigt, geistlichen Führern zu gehorchen, Zauberpriestern, wie solche keinem primitiven Volke fehlen. Diese sind Lehrer und Richter in Sachen des Glaubens, der sich ausschließlich auf die Furcht vor den Geistern der Verstorbenen gründet. Die niederen Jägervölker schmachten in den Banden des finstersten Aberglaubens. Blutrache ist ihnen heilige Pflicht, ebenso die Verpflegung der Geister nach dem Tode durch Opfer; aber noch heute findet sich bei ihnen kein geregelter und dauernder Ahnendienst.

Das höhere Jägertum [1]) ist charakterisiert durch größere Sicherheit und Stetigkeit des wirtschaftlichen Lebens. Hier ist Nahrungsmangel seltener, die Kopfzahl der Stämme größer und man wohnt wenigstens während des Winters in Dörfern, welche eine größere Geschlossenheit der Gruppen begünstigen. Die Winterhütten sind meist gut gebaut; im Sommer wird ein Wanderleben in Zelten oder leichteren Hütten geführt. Noch ist die Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib wie bei den niederen Jägern: der Mann besorgt die Fleischkost,

[1]) Dasselbe entwickelte sich unter besonders günstigen Verhältnissen, wie sie z. B. die reichen Jagd- und Fischgründe Nordamerikas darboten, entweder aus dem niederen Jägertum oder aus dem Stadium des niederen Pflanzenbaues. Solche Stämme finden sich noch heutzutage an der Westküste Nordamerikas von Südkalifornien bis hinauf nach Alaska vorwiegend als Fischervölker, dann in den Hinterländern dieses ganzen Gebietes und in den Landschaften zwischen den großen Seen Nordamerikas und dem Reviere der Eskimos. Zahlreiche höhere Jägerstämme beherbergt auch das nordöstliche Asien.

das Weib die Pflanzennahrung; aber daneben blühen schon allerlei Künste und Gewerbe. Industrielle Geschicklichkeit und relativer Wohlstand erzeugen Überproduktion, die den Handel hervorruft; es entwickeln sich die ersten Vermögensunterschiede. Jetzt gibt es arme und reiche Leute, Herren und Sklaven, Ungleichheit von Rang und Macht, zunächst in der Form einer Plutokratie, welche den Adel in den Reichtum setzt. Der Reichste ist erblicher Häuptling, so lange sein Vorzug währt, was aber nicht Macht, sondern bloß Rang bezeichnet. Es gibt nebstbei oft besondere Kriegshäuptlinge, aus hierzu fähigsten gewählt. Die politischen Verbände sind noch schwach und klein, da der Stamm nur ein loses Gefüge zeigt. —

Neben der Jagd war die Fischerei eine der ersten Kulturerscheinungen, die dem Menschen zu seinem Lebensunterhalte diente und ihn zum geselligen Verkehre antrieb, da der Fischer nebst dem Kampfe gegen das Tierreich auch jenen gegen die Naturmacht des Wassers aufnehmen mußte, daher bei der Tücke des zu bekämpfenden Elementes auf gegenseitige Hilfeleistung angewiesen war. Auch war die Fischerei, namentlich wo sie an der Seeküste ausgeübt wurde, die Ursache zur Heranbildung der Schiffahrt, wenngleich anfänglich in ihren rohesten Uranfängen.

Das natürliche Resultat der Arbeit war das Erworbene, das Eigentum, das durch die Besitzergreifung gebildet wurde und auf dem Prinzipe des Vorgreifens, der Eroberung beruhte, daher sein Entstehen in eine rechtlose Zeit fällt. Zustände, wo unter Menschen Eigentum nicht unterschieden worden wäre, liegen jenseits der Grenze unseres Forschens[1]. Obwohl gegenwärtig selbst unter den auf tiefster Kulturstufe stehenden wilden Volksstämmen einige, wenn auch noch so grobe Rechtsbegriffe herrschen, so kann es doch nicht bezweifelt werden, daß es eine Zeit gegeben hat, wo selbst die gröbsten Rechtsbegriffe fehlten. Das »Recht« ist nämlich rein menschlich, von selbst herausgewachsen aus der Gruppierung der gesellschaftlichen Gemeinschaft. In der ganzen Natur

[1] So auch *Peschel*, Völkerkunde, S. 521.

ist dem Recht ähnliches nicht vorzufinden; das Recht ist ausschließlich Produkt der menschlichen Kultur. In der Natur herrscht nur ein Recht, welches kein Recht ist, das Recht des Stärkeren, die Gewalt. Die Gewalt ist aber auch in der Tat die ursprünglichste Rechtsquelle, da ohne sie keine Gesetzgebung denkbar ist. Das Recht des Stärkeren hat in der Menschengeschichte zu allen Zeiten seine Gültigkeit bewahrt, es ist das Resultat des Kampfes ums Dasein, der unter stets veredelnden, wenn auch mit der fortschreitenden Kultur veredelten Formen die Menschheit in Atem hält und sie zu immer höheren Kulturstufen antreibt. Eine dieser Formen, und zwar die akuteste, ist der Krieg, dem wir schon auf der untersten Stufe der Gesittung bei den Jägervölkern begegnen. »Hier lodert der Kampf ums Dasein so recht zu hellen Flammen auf; hier bricht die Gewalt mit Gewalt sich Bahn, hier springt die Rechtlosigkeit des Eigentums, des Besitzes grell in die Augen. Dem Sieger, dem Stärkeren verbleibt die Beute als Eigentum« (*Hellwald*). —

Die nächste Kulturstufe ist das Hirtenleben, der Herdenbetrieb, die Viehzucht überhaupt, durch welche das Tier nicht mehr getötet, sondern als lebendes Wesen dem Menschen erhalten und dienstbar gemacht wurde. Ein kleineres Gebiet, nicht mehr wie bei der Jagd ein ausgedehntes, genügt für die Bedürfnisse des einzelnen und der Familie. Der Mensch wird durch die Zähmung und Pflege der Tiere milder, sein Gemüt sanfter, seine Neigungen wenden sich namentlich den milchgebenden Tieren zu, die seinen Reichtum bilden und deren Zucht ihn vermehrt. Damit ist der erste Schritt zur Milderung der Sitten geschehen. Mit dem Hirtenleben ist das Nomadentum innig verwebt. Denn der Hirte muß die abgeweideten Triften verlassen und für seine Herden neue Nahrung suchen; er kehrt aber wieder dahin zurück, sobald der Nachwuchs stattgefunden und verläßt ein gewisses Gebiet nicht. Der nomadisierende Hirte, fast stets ein Sohn der Steppe, ist eine der alten Welt allein eigentümliche Kulturerscheinung. Die amerikanischen Völker haben die Milchwirtschaft und daher das Hirtenleben nie gekannt; desto ausgebreiteter waren die Nomadenstämme Asiens, wo sie noch

Das Hirtenleben.

heute weite Gebiete innehaben[1]. Im allgemeinen erscheint das Leben der Nomaden in der Steppe einförmig; es bewegt sich lediglich um zweierlei Dinge: um die Herden und um den Kampf. Denn der Wanderhirte ist stets auch ein wehrhafter Mann; am Kampfe liegt ihm nichts, er will nur Beute machen, so viel Vieh als möglich forttreiben. Wenn auch viele Hirtenvölker Nomaden sind, so wäre es doch unrichtig, anzunehmen, daß ihm der Begriff der Heimat unbekannt sei; im Gegenteil unterscheidet sich ihre Seßhaftigkeit von der des Feldbauers nur durch den größeren Raum, den sie umfaßt. Sie müssen ihrer Herden wegen den Aufenthalt ändern, einen anderen im Sommer, einen anderen im Winter nehmen; denn in den heißen sumpfigen Strecken würde ihr Vieh durch Insekten und Seuchen umkommen, in den kalten Höhen erfrieren, während die Gebirge einen angenehmen Sommeraufenthalt, die Ebenen einen milden Winteraufenthalt gewähren.

Es wird oft die Frage aufgeworfen, ob Ackerbau oder Viehzucht älter sei, die schon die Alten viel beschäftigte. Daß sich neben dem Jägerleben auch die Fischerei entwickeln konnte und auch entwickelt hat, ist bereits erwähnt worden. Daß die Fischerei zum Ackerbau führte und der Jäger bewogen werden konnte, sich ansässig zu machen, ist leicht begreiflich; aber wie aus einem Jäger ein Hirt werden konnte, ist schwer faßlich, da der herumschweifende Jäger das Wild wohl erlegt, sich aber nicht die Mühe nimmt, es zu züchten. Dagegen mußte der Ackerbau zur Viehzucht führen, erstens weil die Fülle der Gewächse die grasfressenden Tiere anzog, und zweitens, weil in Gegenden, wo keine Überschwemmung den Boden düngte, die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens erschöpft wurde. In ältester Zeit scheint in diesem Falle eine weitere Ausrodung der Wälder stattgefunden zu haben, während der früher bebaute Boden noch Futter genug für das Vieh gab. So folgte also der Hirt dem Ackerbauer auf dem

[1] In der weiten Steppe, die zwischen dem Don, der Wolga, dem Kaspischen Meere und dem einstigen chinesischen Dsaissang-See sich über fast 700 geographische Meilen erstreckt, ist die Vegetation dieser bisweilen hügeligen und durch Fichtenwälder unterbrochene Ebene gruppenweise viel mannigfaltiger als die der Lianos und Pampas von Caracas und Buenos Aires.

Fuße, dieser die Wälder lichtend und die Erde aufreißend, jener mit dem vorlieb nehmend, was ihm die Natur freiwillig bot.

Wie sich zwischen Jägern und Fischern kein scharfer Unterschied machen läßt, so auch nicht zwischen Ackerbauern und Hirten. Beide beruhen auf einer Erfindung. Kühe, Eselinnen, Ziegen, Stuten haben von Natur aus nur soviel Milch, als sie zum Säugen ihrer Jungen brauchen. Selbst gegenwärtig liefern die Kühe der südafrikanischen Rassen nur spärlich Milch und diese meist nur zu jener Zeit, wo sie das Kalb säugen. Die Hottentotten nötigen daher die Kühe durch eingeblasene Luft bei gleichzeitigem Melken, die im Euter vorhandene Milch von sich zu geben. Nur durch unausgesetztes Melken konnte man die oben genannten Tiere gewöhnen, jederzeit Milch zu liefern. Das Melken war somit eine Erfindung, und die Bibel nennt sogar den Namen desjenigen, der das Melken erfunden haben soll, als er Esel in der Wüste hütete (Anan). Daß diese Erfindung in der Wüste gemacht wurde, deutet darauf hin, daß auch hier die Not die Mutter der Erfindung war. Es dürfte jedoch kaum das Rind das erste Tier gewesen sein, welches gezüchtet wurde, denn die nordamerikanischen Büffeljäger sind nie Rinderhirten geworden, eher dürften die Schafe oder die Ziegen und die Schweine die ersten von Menschen gehüteten Viehherden gewesen sein, da insbesondere die erstgenannten ihrer sanften Natur nach sich am meisten zur Viehzucht eigneten und überdies durch ihre Wolle zur Kleidung sich nützlich erwiesen; erst später fing man auch andere Tiere ein und züchtete selbe.

Da sich die Viehzucht aus der Jagd entwickelt, ist sie, wie diese, ein ausschließliches Geschäft der Männer. Den Frauen obliegt, wie auf der Jägerstufe, das Einsammeln eßbarer Pflanzen, das Kochen, der Hüttenbau und alle häuslichen Verrichtungen. Sogar die Feldarbeit liegt in den Händen der Weiber, das Aufhacken des Bodens, das Säen und Ernten. Schon aus diesem Grunde wird der Pflanzenbau geringgeschätzt und mit geringer Intensität betrieben. Erst mit der Einführung des Rinderpfluges, der auch das beliebteste Zuchttier des Menschen in den Dienst der Feldarbeit stellt, wird der männ-

liche Hirt Ackerbauer und legt die alte Verachtung der Bodenkultur ab.

Das Leben der Viehzüchter ist weit besser gesichert als das der Jäger. Im Vergleiche zu diesen führen sie ein reiches und behagliches Dasein, wie es einer höheren wirtschaftlichen Stufe entspricht. Aber noch ist die Viehzucht eine verhältnismäßig schmale wirtschaftliche Grundlage; denn sie steht unter der beständigen Gefahr des Herdenverlustes, durch Raubtiere, menschliche Räuber, Kälte und epidemische Tierkrankheiten. Das meist unstete Leben der Viehzüchter gestattet keinen Aufschwung der auf Seßhaftigkeit beruhenden Künste und Gewerbe; bloß Erzeugnisse des Nomadismus: schöne Gewebe und Filzarbeiten, Lederwaren, Teppiche und allerlei Schmucksachen werden produziert oder eingehandelt.

Der Ackerbauer steht nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, an sich höher als der Hirt. Es gibt freilich keine höhere Kultur ohne Ackerbau, dagegen aber viel Ackerbau ohne höhere Kultur. Wer wollte zweifeln, daß Viehzüchter von so gewaltiger historischer Bedeutung wie die Mongolen und Araber auf einer höheren Stufe stehen als die vom Pflanzenbau lebenden Naturvölker Zentralbrasiliens. Der niedere Ackerbau war und ist auf der Erde stärker vertreten als die Vorherrschaft der Viehzucht, und natürlich noch weit stärker als das reinste Jägertum. Die meisten Afrikaner, zahlreiche Südasiaten, alle Indionesier und Ozeanier, sowie endlich alle jene amerikanischen Völker, welche nicht einerseits im Jägertum stecken geblieben oder anderseits zum höheren Ackerbau emporgestiegen sind, können zu den niederen Ackerbauern gerechnet werden. Da seßhaftes Leben den uralten Gewohnheiten der primitiven Menschheit widerstrebt, so geschieht der Übergang zum Pflanzenbau nur schwer, und niedere Ackerbauer sind oft noch halbe Nomaden, d. h. sie haben den wesentlichsten Vorzug ihrer neuen Produktionsform noch nicht völlig erworben.

Während der niedere Ackerbau dadurch charakterisiert ist, daß alle arbeitsfähigen Personen am Betriebe der Naturproduktion tätigen Anteil nehmen, ist es auf der Stufe des höheren Ackerbaues nur mehr eine Klasse der Bevölkerung,

welche den Boden kultiviert. Die übrigen Schichten widmen sich anderen Erwerbszweigen, und diese Teilung der Arbeit ist die erste Vorbedingung jeder höheren Kultur. Zwischen den Stufen des niederen und höheren Ackerbaues gibt es natürlich zahlreiche Übergänge. Somit ist diese wirtschaftliche Stufe nur uneigentlich als eine Ackerbaustufe zu bezeichnen, und da sich ein großer Teil der Bevölkerung nicht mit der Bodenkultur, sondern mit der Industrie beschäftigt, so könnte man sie füglich »Kulturstufe der Vorherrschaft der Industrie« nennen.

Eine weitere Bereicherung des menschlichen Haushaltes war die Züchtung von Zug- und Reittieren. Bei den Völkern, welche keine Haustiere besaßen, waren es die Weiber, welche die Gerätschaften tragen mußten, und von ihnen rührt auch die Erfindung her, die Lasten auf die Tiere zu übertragen, daher der Pallas Athene sowohl die Zügel der Rosse wie das Joch der Stiere und der Wagen zugeschrieben wird. Der Wagen selbst lehnt sich in seiner ältesten Konstruktion an das Boot. Auf gleicher Konstruktion beruht der Renntierschlitten, und mit dieser Schlittenform mag es wohl zusammenhängen, daß bei den Babyloniern und Äggyptern das Pferd nicht zum Reiten verwendet, sondern vor den Kriegswagen gespannt wurde. Vorbild des Rades war die Sonnenscheibe, und dementsprechend wurde die Sonne später als Wagen gedacht, der, von Rossen gezogen, den Himmelsraum durchrollt. Im Süden treten Esel oder Kamele als Lasttiere an die Stelle der Wagen.

Durch die Bändigung und Zähmung der Rosse gewannen die Hirten einen bedeutenden Vorteil über die Fußgänger, welcher sich namentlich im Kampfe (Schlacht) kundgab. Ein mit feurigen Rossen bespannter Kriegswagen riß einen Haufen kämpfender Fußtruppen nieder. Ein nicht minder wichtiger Gefährte des Menschen wurde durch die Zähmung des Rindes gewonnen, wodurch der Ackerbau einen großen Aufschwung nahm.

Dem Hirtenleben verdanken wir neben der Erfindung der Milch auch jene der Butter, indem Schläuche mit Milch beim Reiten an die Pferde gebunden wurden, worauf durch

den scharfen Ritt die Absonderung der Butter erfolgte. Im Altertum war die Butter bei den Skythen und Germanen im Norden und bei den Indiern und Äthiopiern im Süden in Gebrauch; die Griechen kannten sie anfangs nicht und verwendeten sie auch später nicht so wie die Barbaren als Speise, sondern als Salbe und Opfer. Auch die Brunnen sind eine Erfindung der Hirten. Denn je mehr sie sich mit ihren Herden von den Flüssen entfernten, desto mehr machte sich der Mangel an Wasser fühlbar; die Hirten konnten sich wohl mit der Milch ihrer Herden nähren, aber diese gingen ja selbst aus Mangel an Futter zugrunde. Wie nun der Ackerbauer durch die Sorge um die Zukunft genötigt worden war, Vorräte für die Zukunft anzulegen, indem er anfangs das Getreide in die Gruben verwahrte, so legten auch die Hirten Gruben an, um Vorrat an Regenwasser zu gewinnen (die bekannten Zisternen). Hierbei wurde nun die Erfahrung gemacht, daß der Boden an manchen Stellen unter der Oberfläche Wasser hatte, welches nicht zur Oberfläche gelangte, wodurch das Suchen nach Brunnen bei den Hirten eifrig betrieben wurde. —

Durch die Hirtenstufe hatte die materielle Kultur der Menschheit bedeutend gewonnen. Das Leben ist ein vielbeschäftigtes geworden, die Bedürfnisse haben sich gemehrt, der Mensch hat erlernt, sich ein luftiges Haus zu bauen, dem freilich noch der Mangel der Stetigkeit anklebt. Während die Jäger sich wegen der ungeheuren Ausdehnung der Landstrecke, die zur Ernährung eines einzelnen Menschen erforderlich ist, im günstigsten Falle in kleine Stämme von mehreren Hunderten oder höchstens Tausenden zusammenfinden, vereinigen sich die Hirten schon zu Hunderttausenden unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, welchem sie, gerade wie die Jäger ihren Häuptlingen, der Natur der Dinge nach eine despotische Gewalt einräumen, weil in dieser Entwicklungsperiode die Gewalt des gemeinsamen Oberhauptes über Leben und Tod das festgegliederte Gesetz ersetzen muß. Der Besitz, das Eigentum hat konkrete Formen angenommen, und in der natürlichen Fruchtbarkeit der Herdentiere war auch die Vermehrung des Besitzes eingeschlossen. Daß die astronomischen Grundbegriffe und Erkenntnisse der Menschheit dem Hirten-

leben, das sich Tag und Nacht unter dem freien Himmel abspielt und den Menschen zur Beobachtung desselben Himmels und zur Beobachtung der verschiedenen Tages-, Wochen- und Monate-Gestirnkonstellationen zwingt, ist einleuchtend.

Der Naturmensch hatte anfänglich seinen Leib nicht verhüllt und noch heute gehen viele Naturvölker nackt oder fast nackt. Die Schamhaftigkeit war nicht die erste Ursache zur Entstehung der Kleidung; denn auch bei alten Kulturvölkern, wie den Hellenen, und nicht bloß bei Naturvölkern, hat die Nacktheit keinen Anstoß erregt. Die Schamhaftigkeit in bezug auf die Nacktheit ist schon teilweise eine Folge der Bekleidung. Diese ist auf zweifache Weise entstanden. In kälteren Gebieten naturgemäß aus dem Bestreben, sich vor den Unbilden des Klimas zu schützen. Das gilt zum Teile auch für warme Gegenden, wo einzelne Hüllen gegen die Wirkungen der Sonne, des Regens bei den empfindlicheren Bewohnern genommen werden müssen. Vielfach dient aber die Bekleidung ursprünglich nur als Schmuck, zur Erhöhung des Ansehens der Persönlichkeit oder als Zeichen der Stammeszugehörigkeit. Durch eine Motivverschiebung erhält die Kleidung später als wichtigsten Zweck den Schutz des Körpers, gleichwie dessen Bedeckung, da infolge der veränderten Verhältnisse und des Kleidertragens selbst die Enthüllung des Körpers nunmehr als anstößig erscheint. Den Charakter des Schmuckes und den der sozialen Auszeichnung behält aber die Kleidung teilweise auch auf den höchsten Kulturstufen, so namentlich als Uniform, Priestergewand, Frack etc. Ursprung der Kleidung.

Was die Spuren der Kleidung anbelangt, so lassen sich solche schon im Fischerleben erkennen. Das sich im Baume verbergende Weib wählte wohl auch Baumrinde zu ihrer Kleidung, wie noch jetzt im Monbuttureiche längere oder kürzere Mäntel und Lendentücher aus der geklopften Rinde einer Feigenbaumart verfertigt werden. Aus Baumrinde waren auch die ersten Schilde gemacht, mit denen man sich vor den Pfeilen schützte (vgl. Pallas Athene). Später zog man den feinen weichen Bast der Bäume vor. Die faserigen Stoffe der Papyrusstaude konnten den vorhistorischen Menschen auch nicht verborgen bleiben, und wenn man sich in ältester Zeit

damit begnügte, Schürzen von Blättern zu tragen, so ging man nach und nach dazu über, die Fasern zu verwenden. welche zuerst nur geflochten wurden, bis man das Weben erfand. Ein Fortschritt in der Kleidung geschah dadurch, daß man sich in Tierhäute hüllte. Um aber das Leder geschmeidig zu machen, mußte man es gerben. Die Entdeckung des Gerbstoffes scheint das gleichzeitige Tragen von Baumrinde und Fellen verursacht zu haben. Durch das Gerben wurden die Haare von den Fellen beseitigt; aber sie selbst lieferten wieder ein Kunstprodukt, den Filz, zu welchem das menschliche Haar selbst die Anleitung gab; denn indem man bemerkte, daß durch Unreinlichkeit die Haare zu einer dichten Masse sich verhärteten, so lag es nicht ferne, auch die tierischen Haare künstlich zu dichten Stoffen zu verarbeiten.

Die Ureinwohner Amerikas haben Seehunds- oder Renntierfelle und Vogelbälge zur Bekleidung benützt, wie dies die Eskimos noch jetzt tun. Auch Ledermäntel, welche von den Weibern in kunstvoller Weise mit Vogelfedern besetzt sind, werden von den nordamerikanischen Indianern getragen. Hervorgehoben muß werden, daß bei zunehmender Kultur die Bekleidung eine große Rolle spielt; sie gibt in den meisten Fällen Aufschluß über das innere Wesen der Menschen. Verschieden war bei den verschiedenen Völkern und zu den verschiedenen Zeiten die Bekleidung. Daß die Frau überall anders als der Mann sich kleidet, dieser im allgemeinen einfacher, jene bunter, beruht außer auf dem sinnlichen Grunde auch auf dem tiefen generellen Unterschiede der kühleren Vernunft und der glühenderen Phantasie.

2. Kapitel.

Intellektuelle Kultur.

Sprache und Schrift.

Sprache. Von grundlegender allgemeinster Kulturbedeutung ist jenes echt menschliche Attribut, die Sprache; sie ist der tatsächlichste Beweis, daß auch der sogenannte »Wilde« als Intelligenz weit über das Tier erhaben ist; sie ist zugleich das bedeutsamste Hülfsmittel für die Kenntnis der Menschen-

stämme und Völkerrassen, ihrer Verwandtschaft und Entwicklung. »Daß wir Menschen miteinander reden«, sagt *Cariere*, »gehört zu den größten Wundern des Daseins, die geheimnisvoll offenbar uns umgeben, in denen wir weben und wirken, neben deren ordnungsvoller Herrlichkeit alle vermeintlichen und außerordentlichen Mirakel erblassen und verschwinden.« Die Kulturarbeit beginnt nicht mit dem abstrakten, rein begrifflichen Denken; diesem geht ein primäres, ja primitives, ganz konkretes, am einzelnen Haftendes und von diesem wieder zu einem kleinen Kreise von einzelnen weitergehendes, von »zufälligen« Vorstellungsverbindungen (Assoziationen) abhängiges, noch recht phantasiemäßiges Denken voran. Dieses Denken ist es, das die Sprache hervorruft und durch sie sich weiter entwickelt. Die Sprache ist organisch erwachsen; sie entsprang den Trieben und Bedürfnissen des Menschen und hat in den »Tiersprachen« ihre Vorläuferinnen. Sie ist eine hochentwickelte Form der Ausdrucksbewegungen, in denen sich Gefühle, Affekte und Denkmomente unwillkürlich entladen.

Nachdem die Sprache aus dem Bedürfnisse des Menschen, sich mit seinen Mitmenschen zu verständigen, entstanden ist, so ist es natürlich, daß die Menschen schon in irgend einer Form zusammengeschart gewesen sein müssen, als die Sprache entstand. Da es — wie an anderer Stelle gezeigt wird — ursprünglich keine Völker oder Volksstämme, sondern bloß Rassen gab, so war die Rassenbildung schon lange vollzogen, ehe die Sprache und die mit ihnen sich zusammenballenden Völker entstanden sind. Die Gebärdensprache war wohl die ursprünglichste; sie besteht in pantomimischen, darstellenden und hindeutenden Bewegungen, verbunden mit gewissen entsprechenden artikulierten Lauten oder Ausrufen von Freude, Schmerz, Kummer, Vergnügen, Bedürfnis, wie sie auch das Tier kennt. Hierdurch werden Gefühle und Vorstellungen, beziehungsweise Gegenstände und Ereignisse, die jene hervorrufen, symbolisiert. Welcher Vervollkommnung diese Art der Sprache fähig ist, zeigt das Beispiel der Taubstummen in der Neuzeit. Wenig kultivierte Völker machen auch noch heutzutage von der Gebärdensprache reichlich Gebrauch, ja es

gibt Stämme, die sich bei aller ihrer Verwandtschaft ohne dieselbe nicht verständigen können.

Mit der größeren Ausbildung des Gehirns und der Sprachorgane entstanden allmählich die »Lautgebärden« (Laute, Wörter) und aus deren Zusammensetzung mit der Zeit die Laut- oder Wortsprache. Erst diese bildet ein dem Fortschritte des Intellektes wahrhaft dienendes Instrument; denn die Bildung und Gliederung der Worte und Sätze ermöglicht erst die Emanzipation des Geistes von der Gegebenheit, d. h. die Entwicklung des abstrakt-begrifflichen Denkens, sowie das genauere Verständnis des von anderen Mitgeteilten. »Affekte und Gefühle, Triebe und Bedürfnisse lösen zuerst die Lautsprache aus, ein korrektes bildliches Denken führt mit seiner eigenen auch zur Differenzierung der Sprache, und die entwickeltere Sprache fördert wiederum das Denken, die Vernunft. So stehen Denken und Sprechen in steter Wechselwirkung miteinander, die Sprache erscheint zugleich als das Kleid und als ein Instrument des Denkens. Ohne Sprache hätte der Mensch aber schon deswegen keine höhere Vernunft, keine Wissenschaft gewinnen können, weil durch sie erst die Mitteilung der Erfahrungen und Gedanken ermöglicht, das Zusammenwirken vieler am Baue der Wissenschaften gezeitigt wird« *(Dr. Eisler)*.

Die Hypothese einer gemeinsamen Ursprache, die von einigen Seiten angenommen wurde, ist bereits aufgegeben worden. Denn da die Rassentrennung vor die Entwicklung der verschiedenen Sprachstämme fällt, müssen für die Ableitung der Sprachen mehrere Bildungszentren angenommen werden, worauf an sich schon die großen Verschiedenheiten der wirklich ausgebildeten Sprachen weisen. Wohl aber läßt sich, wie schon vorerwähnt, in der Gebärdensprache ein formell gleicher Ursprung annehmen. Denn der menschliche Geist in seinem Mitteilungsbedürfnis sucht überall gleichmäßig dieselben Mittel.

Die Vorbedingungen der artikulierten Sprache sind: ein bereits organisiertes Zusammenleben und die aufrechte Körperhaltung bei zweibeiniger Gangart, weil diese eine Voraussetzung gegliederter Stimmgebung und passender Ausbildung

der Sprachorgane bilden. Entscheidend ist dabei die Rückwirkung auf den Ausbau der Lunge und die Ausatmung der Luft, wodurch erst fein nuancierte und modulierte Sing- und Sprachtöne möglich werden. Mit dem Aufrechtgehen hängt auch das zweite Haupthilfsmittel menschlicher Intelligenz zusammen, die Handgeschicklichkeit. Die Stimme erschien dem Menschen nach *Whitney* schon deshalb als das brauchbarste Mitteilungswerkzeug, weil sie mit dem geringsten Kraftaufwand arbeitet, Hände und Glieder für andere gleichzeitig zu vollziehende Tätigkeiten freiläßt und am leichtesten die Aufmerksamkeit erregt.

Die Sprache ist ein dem Menschen angeborenes reines Naturprodukt, das sich naturnotwendig gleich einem selbständigen organischen Gewächs entfaltet; sie wird, wächst, steigt auf und dann wieder ab, bis sie in völliger Umbildung eine neue geworden ist oder aber ganz abstirbt. Deshalb ist die von verschiedenen Autoren (auch von *Darwin*) versuchte Ableitung der Sprache des Menschen aus der Nachahmung tierischer Laute eine leere Hypothese, für die nichts spricht. Der dem Menschen als geistigem und geselligem Wesen innewohnende Mitteilungstrieb war zweifellos die Quelle und der Motor der Entwicklung der Sprachfertigkeit, welche wiederum ihrerseits die Geisteskraft des Menschen hob. *Wilhelm v. Humboldt* dagegen hält dafür, daß die Sprache dem Menschen weder angeboren noch anerschaffen sei, sondern eine zum Zwecke des Denkens von ihm selbst geschaffene Geistestätigkeit, kein ruhendes und fertiges Ding, sondern etwas in jedem Augenblicke Werdendes, Entstehendes und Vergehendes, — eine Wirksamkeit, Arbeit des Geistes. Wenn wir aber auch die Mitwirkung der zweckbewußten Reflexion noch so hoch anschlagen, so können wir dennoch in der Sprache einen bloßen Akt der menschlichen Erfindung nicht erblicken. Denn »wenn die Sprache Erfindung wäre, so müßte die Weisheit der Menschen vor ihrer Erfindung unendlich größer als die gegenwärtige sein ... Wir können in ihr, wie auch in der Schrift, nur eine jener instinktiven Schöpfungen des menschlichen Geistes erblicken, welche obzwar Produkte einer vernunftlosen Entwicklung, doch die

höchste, bewunderungswürdigste Vernunft, eben wie die Wunder der Natur um uns, in sich tragen« *(Ludwig Noiré)*.

Es ist keine Frage, daß der Mensch erst dann »Mensch« wurde, als er die Gabe der Mitteilung an seine Artgenossen, wie beschränkt und dürftig diese auch anfänglich sein mochte, gewonnen hatte. »Der Mensch ist nur Mensch durch das Mittel der Sprache; aber um die Sprache zu erfinden, mußte er schon Mensch sein« *(W. v. Humboldt)*. Es ist und bleibt eine metaphysische Fundamentalfrage: ob der Mensch, wenn ihm wirklich alle Mittel äußerer Mitteilung fehlen würden, denken könnte. Durch die Erfahrung ist jedenfalls soviel bewiesen, daß der Ideenvorrat sich eben in dem Maße vermindert, als einzelne und Völker nur unvollkommene Ausdrucksmittel haben, daß sonach Ausbildung des Geistes und der Sprachfähigkeit parallel laufen. Der Gebrauch der Sprache wirkt auf das Gehirn zurück, und diese Wirkung wurde eine vererbte; umgekehrt trug die allmähliche Gehirnausbildung wieder zur Vervollkommnung der Sprache bei. *Lazarus Geiger* geht wohl zu weit, wenn er behauptet, »die Sprache hat die Vernunft geschaffen, vor ihr war der Mensch vernunftlos«; man muß vielmehr *Rousseau* beipflichten, daß, wenn die Menschen das Wort nötig hatten, um denken zu lernen, sie noch vielmehr des Denkens bedurften, um die Kunst des Wortes zu finden. Wenn man auch dazu käme, zu begreifen, wie die Töne der Stimme als die konventionellen Ausleger unserer Gedanken gewonnen wurden, so bliebe immer noch zu erforschen, welches denn die Ausleger dieser Übereinkunft selbst waren für Gedanken, die, da sie keine Sinnesobjekte hatten, nicht durch die Gebärde noch durch die Stimme angezeigt werden konnten, so daß man schließlich kaum haltbare Konjekturen aufstellen kann über das Entstehen der Kunst, seine Gedanken mitzuteilen und einen Verkehr zwischen den einzelnen Geistern herzustellen.

Alles Denken ist gedachtes Sprechen (mit sich selbst), ebenso Sprechen gesprochenes Denken (mit anderen). Damit will nicht die Einheit und Identität von Denken und Sprache ausgedrückt werden, sondern bloß die Unzertrennlichkeit von Denken und Sprechen, und auch diese nicht unbedingt, da

sichere Tatsachen die Trennbarkeit beider beweisen, wobei wir schon vom Tiere ausgehen dürfen, welches konkret denkt, ohne zu sprechen. *Jakob Grimms* Satz: »Der Mensch spricht, weil er denkt«, ist absolut wahr.

Langsam und schwer war die intellektuelle Entwicklung des Menschengeschlechtes, bis die klare Beziehung der äußeren Welt zur inneren durch das natürliche Band des Wortes hergestellt war. Welch eine Reihe von Prozessen und eine Ausbildung des Gehirnes mußte vorausgehen, ehe zur Tatsache, verknüpfend und sie zum Wissen erhebend, der Begriff hinzutrat! Die menschliche Vernunft von heutzutage ist nicht dieselbe, wie sie im Gehirne unserer Ahnen denkend gearbeitet und sich im Laufe von Jahrzehntausenden zu ihrer heutigen Intensität herausgebildet hat. Wir haben keine Ahnung von den psychologischen Wandlungen und Fortschritten, welche die menschliche Vernunft im Verlaufe ihres Werde- und Entwicklungsprozesses durchgemacht hat, denn wir können uns nie und nimmer in das Geistesleben des Naturmenschen, gleichwie in jenes der verschiedenen aufsteigenden Kulturepochen hineindenken. Mit der geistigen Entwicklung der Menschheit hielt auch ihre sprachliche Entwicklung, beziehungsweise Vervollkommnung gleichen Schritt. Über den Begriff und seine Wandlungen in der Sprache sagt *Lazarus Geiger*, er habe allmählich einen Weg zurückgelegt, der demjenigen des Lautes in der Ableitung entspricht. Der den Wurzeln zunächst und an sich zukommende Sinn sei stets und überall der eines Zeitwortes; alle Gegenstände führen den Namen nach ihre Eigenschaften, die selbst als im Tun oder Leiden aufgefaßt sind. Dieses tausendfach an seinen Wirkungen nachweisbare Gesetz spreche deutlich für eine wirkliche Entwicklung des Begriffsvermögens, eine Vermehrung der Begriffe innerhalb der Geschichte und staunenerregende Armut vor derselben.

In der Natur ist begründet, daß wohl anfänglich nur Empfindungs- oder Gefühlslaute gebildet worden seien, wozu dann bald durch Nachbildung von Tönen der äußeren Natur die Nachahmungslaute (Naturlaute) traten. Daraus läßt sich das Vorhandensein einer nicht geringen Anzahl von Wörtern

erklären, die so ziemlich in allen Sprachen gleichbedeutend und auch gleichlautend sind. Für die Entwicklung der Lautsysteme gilt als Gesetz, daß im allgemeinen das System, welches die größte mechanische Anstrengung beansprucht, als ursprüngliches zu betrachten sei. Jede Sprache entwickelt sich aus einer gewissen Zahl von Wurzeln oder Urwörtern, deren Zahl sehr verschieden geschätzt wird (von 200—1000). Wir besitzen übrigens ebensowenig die Urwurzeln der Sprachen wie ihre Entwicklung. Selbst die kunstvollsten Sprachen (so das Chinesische, Sanskrit, Hebräische) lassen sich auf eine relativ sehr geringe Wurzelzahl zurückführen. Ein Menschenstamm oder eine Sprache schaffen ihre Wurzeln nur in ihrer Kindheit, mit dieser erlischt die Fähigkeit dazu. Wie die Sprachwurzeln entstanden sind, woher sie kommen: darüber sind die Sprachforscher nicht einig.

Der Prozeß des Herausentwickelns aus bloßen Interjektionen zu organisch gegliedertem Baue, welcher den Völkern die mündliche Darstellung der in ihr Bereich fallenden Begriffe und Begriffsverbindungen möglich machte, brauchte sehr lange Zeit, deren Dauer übrigens nie erforscht werden wird. Während einige Sprachforscher für die Entwicklung der jetzt vorhandenen Sprachen 12.000 Jahre beanspruchen, meinen andere, daß die Abwägung des Zeitraumes, welcher für die Bildung und verschiedenartige Entwicklung der sogenannten altweltlichen Sprachen notwendig war, für die Epoche der Menschwerdung mindestens 100.000 Jahre erfordere.

Man unterscheidet bekanntlich isolierende, agglutinierende und flektierende Sprachen. Unter den isolierenden Sprachen haben die einsilbigen den Charakter, daß einsilbige Worte einfach aneinandergereiht werden und nur Wortfolge (Wortstellung) und Betonung den besonderen Sinn der Satzes konstituieren. Daß mit solchen Mitteln relativ viel geleistet werden kann, zeigt das Chinesische. Die agglutinierenden Sprachen haben ihren Namen daher, daß bei ihnen an die Wortwurzel Vor- und Endsilben (Prä- und Suffixe) angefügt werden, ohne daß eine Wortbeugung besteht. Die flektierenden Sprachen endlich haben, wie es ihr Name besagt, eine mehr oder minder vollkommene Beugung (Flexion)

(als da arische und semitische Sprachen). Drei Viertel aller bekannten Sprachen gehören den agglutinierenden an. Sie scheiden sich in zwei große Klassen: Mit Suffixen, das sind die ural-altaischen Sprachen, oder mit Präfixen wie die südafrikanischen.

Der Begriff »Sprachstamm« bezeichnet die materielle Verwandtschaft derart, daß eine Reihe von Sprachen die gleiche Vorstellung ursprünglich mit demselben Laute bezeichneten. Solcher Stämme sind bis jetzt mit Sicherheit nur drei aufgestellt: der indogermanische, semitische und finisch-tatarische oder ural-altaische. Der indogermanische Sprachstamm spaltet sich wieder in drei große Hauptabteilungen: Asiatische (arische), nordost- und südost-europäische, jede mit zwei Hauptgruppen. Für die anderen Stämme sind die Verwandtschaftsgrade der einzelnen Sprachen oder Gruppen noch nicht so bestimmt, daß sich ein sicheres Teilungsschema aufstellen ließe. Gemeinsame Sprache beweist noch nicht gemeinsame Abstammung, und umgekehrt können verwandte Völker verschiedene Sprachen reden. Nach *O. Henne am Rhyn* [1]) haben z. B. in Vorderindien der ganze Norden und die Mitte des Landes von den arischen Einwanderern, denen nur die höheren Kasten angehörten, die im ganzen eine kleine Minderheit bildeten, deren Sprachen angenommen, während die große Masse der Bevölkerung ursprünglich den sogenannten drawidischen Stämmen angehörte, deren Sprachen nach dem Süden des Landes verdrängt wurden. In Europa hat der größte Teil der Iberer die spanische oder französische Sprache angenommen und nur ein kleiner Teil die baskische behalten. Die Kelten fügten sich meist der französischen oder englischen Sprache und behielten nur in der Bretagne, Wales, West-Irland und Nordschottland die ursprünglichen Mundarten. Namhafte Teile der Deutschen stammen im Westen und Süden von Kelten, im Norden und Osten von Slawen. Die ursprünglich finischen Bulgaren sprechen dagegen jetzt slawisch. Die Sprache der Sieger und Herrschenden verdrängt oft diejenige der Unterworfenen; sind aber letztere höher gebildet, so ge-

[1]) Allgemeine Kulturgeschichte. I, 80 ff.

schieht das Umgekehrte. Die Goten in Italien und Spanien, die Franken in Gallien, die Mongolen und Mandschus in China lernten die Sprachen ihrer kulturreicheren Besiegten.

Schrift Die Schrift [1]) hat sich aus primitiven Gebilden allmählich zu einem allgemeinen Kulturfaktor herausgebildet; ihr Besitz verrät schon ein nicht unbeträchtliches Maß von Kultur, daher es viele Naturvölker gibt, die keine Schrift ihr eigen nennen. Die niedrigste Vorstufe der Schrift ist das Tätowieren als Vorbereitung zur Ätzschrift; eine Vorstufe anderer Art sind die Knotenschnüre, Wampum (Muschelschnüre), Quipu (Schnurschrift), dann das Kerbholz. Eine höhere Stufe in der Entwicklung zur Schrift ist die Bilderschrift (Ideographie), die in zwei Formen auftritt: zuerst als reine Bilderschrift (so bei den Australiern, Indianern, im alten Mexiko u. a.), welche Gegenstände und Vorstellungen von solchen direkt durch Bilder ausdrückt; dann aber auch als Wort und Silbenschrift, wie in China und Ägypten, wo sie zur Lautschrift wurde (Hieroglyphen). »Je mehr der Mensch begriff, desto mehr lernte er unterscheiden, desto nachhaltiger und individualisierender wurden seine Zeichen, desto mehr unterschied und bildete er seine Laute. Wäre diese Entwicklung gleichmäßig und ungestört erfolgt, so hätten sich die Zeichen und Laute ins Endlose vermehrt wie die Begriffe der Menschen; und in der Tat haben wir in der Bilderschrift den Anfang zu einer unbeschränkten Vermehrung der Zeichen, und in der chinesischen Sprache den Ansatz zu einer Lautmodulation, die unsere europäischen Sprachbegriffe verblüfft« (*Faulmann*). In der Buchstabenschrift erhält das Streben nach Fixierung der Gedanken und Worte die höchste Ausbildung, da für jeden Laut ein Zeichen gegeben ist. Über den neuesten Prozeß einer Entstehung der Buchstabenschrift werden wir nie vollständig ins Klare kommen, noch weniger als über das Werden der Sprache. Auch ist das Feld verhältnismäßig erst von wenigen bebaut.

Die drei wesentlichsten, von einander völlig unabhängigen Schriftursprungszentren der Kulturwelt auf dem alten

[1]) Literatur: *H. Wuttke*, Geschichte der Schrift und des Schrifttums. 1872. *Faulmann*. Das Buch der Schrift. 1880.

Kontinente sind: die chinesische, eine west-asiatische (mesopotamische), auf welche die verschiedenen Keilschriften zurückzuführen sind, und die ägyptischen Hieroglyphen mit ihren Verkürzungen. Von einer der zwei letzteren Quellen sind die europäischen, die semitischen und alle ihnen irgend wie verwandten Schriften Asiens und Afrikas abzuleiten; die bedeutendsten Kulturvölker der alten Geschichte bezogen ihre Schrift aus Ägypten. Es sind etwa 400 alte und neue Alphabete bekannt, die durchaus semitischen Ursprunges sind. Das Uralphabet, aus dem alle bekannten durch Umwandlung herausgewachsen sind, ist altphönizisch und althebräisch. Aus jener Urschrift sind erwachsen die griechische, lateinische, kyrillische (altslawische) Schrift und die nordischen Runen; aus einer aramäischen Urschrift entstand die arabische, persische und armenische Schrift und aus einer äthiopischen die indischen Schriften.

Obgleich es bestritten worden, übt die Schrift entschieden eine zusammenhaltende Wirkung auf die Sprache aus, schneidet ihr fortwährendes Zersplittern in Mundarten ab und hemmt das unsichere Umbilden der Formen, die sich in ihr (nach *Wuttkes* zutreffendem Ausdrucke) »kristallisieren«. Deshalb redet fast jede Indianerhorde, die der Schrift entbehrt, eine andere Sprache. Mit der Erfindung der Schriftkunst, ihrer Verbreitung im Druck, in der Stenographie und der elektro-magnetischen Telegraphie, hat der Mensch seine Macht über das Maß der natürlichen Ausstattung erhöht.

3. Kapitel.

Ethische Kultur.

1. Die Religion.

Ein grundlegender Kulturfaktor ist die Religion im ethischen Sinne; denn in der Unkultur liegen weder dem sozialen noch dem religiösen Verhalten sittliche Werte zugrunde. Die Führung des Lebens beruht in der Unkultur nicht auf sittlichen Idealen, sondern lediglich auf der Furcht und dem Egoismus. Das also ist auf religiös-sittlicher Seite der wesentlichste Kulturfortschritt: die Existenz ethischer Ideale.

Der Begriff der Religion ist schwer zu definieren, weil sie individuelle Gemütssache, innere Erfahrung ist. Eine allgemein angenommene und ausreichende Definition der Religion gibt es nicht. Das ungeheuere Gebiet, welches sich in der vergleichenden Religionsgeschichte öffnet, ist noch keineswegs so allseitig bebaut und durchgearbeitet, daß es heutzutage möglich wäre, über Fragen, wie: welches ist die primitivste Gestalt der Religion, ob Fetischmus, ob Ahnenkultus, ob Himmelsanbetung, dann welches der Ursprung des Heidentumes hier, des Monotheismus dort, etc. einen auch nur einigermaßen gesicherten und allgemein anerkannten Bescheid zu erteilen. Gerade der Verlauf dieser geschichtlichen Forschungen ließ daher, indem er neben dem objektiven Unterschiede des geistigen Gehaltes der Religionen die Selbigkeit und Einheit der subjektiven Funktionen des religiösen Geistes zum Bewußtsein brachte, das Bedürfnis nach einer Ergänzung erwachen, welche von der Philosophie herkommen und darauf gerichtet sein mußte, die Religion vor allem als eine psychologische Tatsache, als eine konstante, der Erklärung bedürftige und fähige Erscheinung des menschlichen Seelenlebens zu begreifen. Daher die angestrengten Bemühungen um die Entwicklung des Begriffes der Religionen in unserer modernen Philosophie und in der Theologie.

Die Frage nach dem Wesen der Religion als einer eigentümlichen Erscheinung im menschlichen Geistesleben ist eine durchaus moderne. Im kirchlichen Altertume taucht diese Frage, obwohl die apologetische Aufgabe dahin hätte führen müssen, höchstens bei einzelnen, wie bei *Augustinus* auf. Die Scholastiker nehmen Religion identisch mit »Christentum« an; man betrachtete offenbar die Religion nur von der objektiven Seite, wie sie in Lehren und Gebräuchen geschichtlich geworden und als sogenannte positive Religion innerhalb einer Gemeinschaft überliefert ist. Die subjektive Seite der Religion, das innere religiöse Erleben, wurde durchwegs vernachlässigt; nur die Mystik beschäftigte sich mit solcher. Auch der Protestantismus erfaßte das Wesen der Religion nicht; für ihn ist die Religion »die Weise, Gott zu erkennen und zu verehren«, ohne daß die volle Mitte, der

Kern der Sache begriffen worden wäre. Auf Aneignung und persönliche Erfahrung drang zwar der Pietismus, aber ohne das rein subjektive Wesen der Religion theoretisch erfassen und begründen zu können. Für *Lessing* ging die Religion fast ganz in Sittlichkeit auf; am konsequentesten aber hat *Kant* den moralischen Standpunkt für die Beurteilung der Religion behauptet, indem er diese als »die Anerkennung unserer Pflichten als göttlicher Gebote« definierte.

Die Fundamentalfrage, ob irgendwo auf Erden ein Volksstamm ohne religiöse Vorstellungen jemals angetroffen worden sei, wird in der neuesten Zeit zumeist verneint, so von *Roskopf, Edward B. Tylor, A. de Quatrefages, Oskar Peschel, Thiele* und *L. v. Schröder*. Letzterer bezeichnet die Religion als ein »Universalphänomen der Menschheit« [1]). Die heutigen Ethnographen betrachten als Wurzeln der Religion entweder die Naturverehrung oder den Seelenkult, oder aber beide in wechselseitiger Verschlingung. Professor *Schröder* aber führt in diesem Punkte die Forschung weiter; er verweist auf die bisher nicht genügend gewürdigte merkwürdige Tatsache, daß gerade in den Religionen der primitiven und primitivsten Völker der Glaube an ein höchstes gutes Wesen begegnet, das meist schöpferisch gedacht wird, das selbst gut ist und auch von den Menschen fordert, daß sie gut, gerecht, moralisch, in mancher Beziehung selbstlos und aufopfernd handeln. Dieser Glaube findet sich bei Völkern, die noch gar keine oder doch keine intime Berührung mit Europäern und Mohammedanern gehabt haben, die sich vor solcher Berührung ängstlich hüten, ja sie verabscheuen, wie Australier und Andamanesen, anderseits aber auch in den alt-arischen und den semitischen Religionen. Daher erblickt *v. Schröder* in diesem Glauben die dritte mächtige Wurzel der Religion, deren innige aber im einzelnen sehr verschiedenartige Verbindung mit der Naturverehrung und dem Seelenkult er nachweist. Hier ist der Religionswissenschaft ein neues höchst wichtiges Problem gestellt. Namentlich wird es sorgfältiger

[1]) In seiner Abhandlung über Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung, enthalten in den »Beiträgen zur Weiterentwicklung den christlichen Religion. München 1900. Lehmanns Verlag.

Untersuchung bedürfen, ob der Glaube an ein gutes, über den Menschen waltendes göttliches Wesen aus der Erkenntnis der ethischen Grundforderungen herausgewachsen ist, oder ob diese nicht vielmehr erst eine Folge solchen Glaubens sind.

Schwer, sehr schwer ist es, den psychischen Wurzeln der Religion nachzugraben. Daß alle Religion gröber oder feiner eingekleideter Anthropomorphismus ist, und die religiöse Kunst mit, das hat schon lange vor *Feuerbach* der griechische Philosoph *Xenophanes* eingesehen. Dieses Anthropomorphisieren der Göttergestalten ist aber bei den Naturvölkern nicht der erste Schritt zur Religion. *E. v. Hartmann* hat in überzeugender Weise nachgewiesen, daß ihm durchwegs ein Versinnbildlichen der göttlich erachteten Naturkräfte in der Form unorganischer oder doch amorpher (formloser) Naturprodukte vorausgeht, wonach erst eine zoomorphische (tierbildende) Phase sinnlicher Vorstellungen folgt. Alle Religion ist urspünglich Animismus, Glaube an Willenskräfte, an »Geister«, die der rohe Naturmensch durch seine Phantasie allen ihm auffallenden Naturobjekten unterschiebt. Seine eigene Seele, sein Fühlen und Wollen spiegelt sich in den Dingen. Da der Mensch auf dieser niedrigsten Stufe der Unkultur noch keine Ahnung von der strengen Naturgesetzlichkeit hat, so wittert er in allem Weltgeschehen Dämonen, Geister, die ihm gut oder übel gesinnt sind, je nach den Dingen und Kräften, in denen er sie vermutet. So kommt es allmählich zu einem System des Polydämonismus.

Die primitiven Entwicklungsstufen der Religion sind folgende: Fetischmus, deren niedrigste Stufe, dann Natur- und Geisterverehrung, vor allem Sonnendienst. Naturdienst ist die Verehrung der Naturkräfte und Elemente, am mächtigsten entwickelt der Feuerkult; dahin fällt auch die Verehrung der Steine und Berge, der Bäume und Haine, stehenden und fließenden Gewässer, die alle beseelt werden, dann der Tiere. Der Gestirn- und Sonnenkult sind am ausgebildetsten in den Sonnenländern (Indien, Ägypten und Peru). Indem die Geister immer mehr menschliche Züge annehmen und aus bloßen Naturprinzipien zu Repräsentanten auch sozial-sittlicher Ideale

werden, modifiziert sich der Polydämonismus zum Polytheismus. Am weitesten war wohl in uralter Zeit der Sabäismus (Sterndienst) und der Sonnendienst über den Erdball verbreitet; mußten doch früher schon die ewigen Leuchten des Himmels den Blick auch der rohen Naturvölker auf sich ziehen und ihre Verehrung herausfordern. Der Gestirndienst hat sich bei den unkultivierten Völkern sehr verschieden gestaltet und entwickelt. Nicht immer war die Sonne, das leuchtendste und den höchsten Segen spendende Gestirn, wie namentlich in Peru und Mexiko, Gegenstand der Verehrung; auch der mysteriös anziehende Mond, ja selbst einzelne Sterne und besondere Sterngruppen oder eine verschwommene allgemeine Himmelsanbetung, waren hie und da in der Verehrung bevorzugt.

Das eigentlich Theoretische der Religion bildet der Mythus. Er umfaßt die Vorstellung, die in betreff der Geister und Götter die religiöse Phantasie und das bildliche Denken erzeugen, er deutet die Naturphänomene in anthropomorpher Weise, verfolgt in der Phantasie die Taten und Schicksale der Gebilde dieser in eigenartiger Konsequenz. In Theogonien und Kosmogonien, in Vorstellungen über das Leben nach dem Tode kommt die mythenbildende Phantasie zur Entfaltung. Die mythische Götterlehre und der Mythus überhaupt trugen sich auf die älteste Sternbeobachtung über und schufen die prophetische Astrologie. Die Kosmogonien und Theogonien, als ein letztes und allmählich in Geschichte übergehendes Produkt der Mythenbildung, gingen durchwegs aus von den Gegensätzen des Lichtes und der Finsternis. Die Götter wurden als Erzeuger (Weltschöpfer) gedacht, aus dem Chaos (der absoluten Finsternis) und dem im Dunkel liegenden Wässern heraus schaffend durch ihr Machtgebot oder ihre Wunderkraft.

An den Fetischkult knüpft alles an, was ins Bereich der Traumdeuterei, Wahrsagerei und Zauberei fällt. Alle diese Erscheinungen, an das Traumleben sich anlehnend, treten mit stärkster Gewalt unter ungefähr gleichen Formen auf bei den nomadischen Steppenstämmen, den Jäger- und Fischervölkern und den Polarmenschen; am ausgebildetsten waren sie bei

den mongolischen und finnischen Völkerstämmen. Von den alten Naturvölkern Europas und Asiens sowie den jüngeren Amerikas wissen wir, daß sie narkotische Mittel gebrauchten, um den Traumverkehr mit ihren Verstorbenen oder mit den Göttern zu befördern. Uralt und auch noch den Kulturvölkern anhaftend ist die Wahrsagerei aus den verschiedensten Zeichen, unter denen der Vogelflug der bedeutendste war, in dessen Auslegung bekanntlich die römischen Auguren stark waren. Die Wahrsager sind am nächsten den Zauberern verwandt und verwandeln sich leicht in solche. Die Schamanen in Nordasien, Angekoks in Grönland, Medizinmänner in Nordamerika, Piaje in Südamerika, Maganga in Südafrika: sie spielen alle die gleiche Rolle. Als ein Beweis, wie sehr die Zauberkünste mit der Kindheit der Menschheit zusammenhängen, sind fast zutreffend die fast überall von den Zauberern in gleicher Art verwendeten kindischen Instrumente der Klapper und Trommel angeführt worden. —

Der wesentlichste religiöse Grundbegriff ist die Gottesidee.[1] Mit ihrem Ursprunge verhält sichs ganz so wie mit denjenigen des religiösen Gefühles überhaupt. Schon *Lukretius Carus* meinte, daß die Furcht die Götter gemacht habe, indem der gänzlich unwissende Naturmensch, aus Unbekanntschaft mit den natürlichen Ursachen der ihn bedrohenden Übel, übernatürliche Urheber derselben erdichtet hat. Über den Ursprung der Gottesidee gehen die Ansichten beziehungsweise Hypothesen der Religionsphilosophen, Ethnographen und Kulturhistoriker sehr auseinander. Nach der supernaturalistischen Hypothese ist die Gottesidee dem Menschengeschlecht durch göttliche Uroffenbarung zugekommen; nach der rationalistischen Hypothese ist die Gottesidee angeboren; die naturalistischen Erklärungen besagen, daß der Glaube an Götter eine Erfindung und Einführung der Gesetzgeber, Machthaber und Priester sind, um hierdurch ihre Autorität zu befestigen, ihren Nimbus zu verschärfen. Andere behaupten, daß der Götterglaube aus dem Ahnenkult herstamme, wieder

[1] »Es gibt kein so ungezähmtes und wildes Volk, das nicht wüßte, daß man einen Gott haben müsse, obwohl es nicht weiß, was für einen Gott« *(Cicero)*.

andere, daß die Not die Mutter aller Religionen sei. Der Hypothese des Naturismus zufolge suchte und fand der Naturmensch unwillkürlich nach Analogie seiner eigenen empfindenden und wollenden Seele das Göttliche in den ihn umgebenden Dingen, wobei er diese als lebendige Wesen nach seiner Art vorstellte. Auch der vorerwähnte »Animismus«, dann der »Totemismus«, welchen nach jeder einzelnen Volksstamm mit einer bestimmten Tiergattung durch ein Verhältnis physischer Verwandtschaft und religiöser Verpflichtung verbunden zu sein glaubt, wird als Grundlage der Religionen zu erweisen gesucht.[1])

Da die Religion nichts anderes ist als die Offenbarung des Wesens Gottes für den und in dem Menschen, so ist auch die Gottesidee der Kern, an welchen alles religiöse Bewußtsein, aller religiöse Kultus und alle Entwicklung der Religionsform sich ansetzt und fortbildet. Das religiöse Gefühl ist gleich dem Gefühle für das Wahre und Schöne, gleich dem Gewissen und dem Bedürfnis der Liebe, in der prinzipiellen Anlage der Menschenseele begründet. Der Mensch hat in sich etwas, was dem »Ewigen«, »Allmächtigen«, »Unerforschlichen« zustrebt; er empfindet eine geheime Verwandtschaft mit dem absoluten Wesen, und dieses Gefühl entwickelt sich in dem Maße, in welchem er erkennt, wie eng begrenzt sein eigenes Wesen ist. Dieser Gegensatz zwischen den Grenzen seiner Natur und der göttlichen Größe, dieser mehr oder minder klar begriffene Gegensatz, verbunden mit der Abhängigkeit, in welcher der Mensch sich von ihm unbekannten aber ihn überlegenen Kräften befindet, weiters die Sehnsucht, die er fühlt, seinen Ursprung zu ergründen und mehr noch sein zukünftiges Schicksal zu erforschen, endlich aber die wunderbaren und erhabenen Schauspiele der Natur, die sich vor ihm aufrollen: dies alles veranlaßt den Menschen auf jeder, selbst der niedersten Kulturstufe, Gott zu suchen. Der Mensch wird lieber das erste beste zu seinen Gott machen und es anbeten, als auf einen Gegenstand seiner

[1]) Das nähere hierüber kann aus meinem Werk: »Die Gottesidee in religiöser und spekulativer Richtung«, erster und zweiter Abschnitt, entnommen werden.

diesfälligen Anbetung einer unerforschlichen Weltenallmacht zu verzichten. Die Behauptung, daß es Völker ohne Religion gegeben habe und gebe, ist willkürlich und falsch; denn selbst bei den rohesten und wilden Völkern findet man, ob in der oder jener Form, Ansätze einer religiösen Idee, und aus einem vollständig nicht religiösen Zustande könnte auch die höchste intellektuelle Entwicklung zu einem religiösen Zustand nicht hinüberführen, wenn die religiöse Idee nicht in der Natur des Menschen gelegen wäre. [1])

Das Menschengeschlecht ist im Fortgange seiner kulturellen Entwicklung auf dem religiösen Gebiete in dem Maß fortgeschritten, als es die Idee Gottes reiner, wahrhafter erfaßte und erkannte. Mit jedem Schritt, den die Menschheit auf der Bahn der Kultur und Zivilisation macht, tritt das wahre Wesen des Ewigen, All-Einen klarer, überzeugender im menschlichen Bewußtsein zutage, desto geläuterter, mit der Wissenschaft übereinstimmender wird auch seine Religion, die aus einem bloßen »Glauben an Gott« zu einem begründeten »Wissen von Gott« fortschreitet. Denn zur Religion gehört nicht bloß das Gefühl des Glaubens, der Andacht, der Erhebung zum »Ewigen« und des Zusammenschlusses mit ihm im Kultus, es liegt, wie *Hegel* so richtig hervorhebt, innerhalb der Religion auch die Bestimmung der »Vernunft«. »Die menschliche Vernunft, das Bewußtsein seines Wesens ist Vernunft überhaupt; das Göttliche im Menschen und der Geist, insoferne er Geist Gottes ist, ist nicht ein Geist jenseits der Sterne, jenseits der Welt, sondern Gott ist all-

[1]) Die niederste Religionsstufe nehmen die Australier und südamerikanischen Waldindianer ein. Aber auch bei derselben findet sich eine, wenn auch schwache Spur von Religion vor. Allerdings haben die Australier keinen Begriff von der Schöpfung, weder Gebete noch religiöse Gebräuche, keine heiligen Handlungen und keinen Gottesdienst, überhaupt keinen Glauben an die Existenz eines Gottes. Aber sie haben Furcht vor ungewöhnlichen, übermenschlichen Wesen, welche sie sich teils in Wolken und Unwettern, teils in düsteren Höhlen wohnhaft denken. So auch einen Todesgott, Koppa, der in finsterer Nacht herumgeht und dessen Nähe das Rauschen des Windes in den Bäumen verkündet. Durch Aufstellen von Speeren glauben sie den Koppa abhalten oder besänftigen zu können. In dem allen liegt schon der Ansatz zur Religion, wenn auch in der Richtung eines Dämonismus.

gegenwärtig und als Geist in allen Geistern. Gott ist ein lebendiger Gott, der wirksam und tätig ist. Die Religion ist ein Erzeugnis des göttlichen Geistes, nicht Erfindung des Menschen. Der Ausdruck, daß Gott die Welt regiert, wäre vernunftlos, wenn wir nicht annehmen, daß er sich auf die Religion beziehe, und der göttliche Geist sie in den Völkern hervorgebracht habe«. [1])

Die praktische Seite jeder Religion ist der Kultus. Er besteht in einer Reihe von Handlungen, die den Zweck haben, zwischen den Menschen und den Geistern oder Göttern heilsame Beziehungen herzustellen und zu unterhalten. Ursprünglich sind es insbesondere die Geister der Verstorbenen, die man fürchtet und die man auf alle mögliche Weise für sich gewinnen will. Opfer [2]), Beschwörungen, Gebete und Zeremonien aller Art sind die Form, die das Streben nach der Gunst und Hilfe der gefürchteten und verehrten Mächte zeitigt. Während in den älteren Zeiten der Kultus überall in lebendiger Beziehung zu den religiösen Meinungen der Menschen steht, tritt später oft eine Erstarrung des Zeremonialwesens ein, toter Formelkram macht sich breit, um auf einer höheren Stufe allmählich einem symbolischen, einfach-natürlichen Kultuswesen zu weichen.

Mit der Religion und deren Kultus standen seit altersher die Lehre von der Seele und der Unsterblichkeitsglaube, dann die Vorstellungen vom Jenseits im Zusammenhang. Die Seelenvorstellungen sind wechselnd je nach den Völkern, den Zeiten und Kulturphasen. Nach dem Begriff der niederen Kulturrassen ist die persönliche Seele oder der persönliche

[1]) *Hegel*, Religionsphilosophie. S. 22.

[2]) Die Tiere wurden ursprünglich als Opfermale geschlachtet und den Göttern als Speise dargeboten. Anfangs glaubte der wilde Naturmensch, daß die Geister wirklich die ihnen dargebotenen Speisen verzehren; bald jedoch macht er die Bemerkung, daß die geopferten Tiere nicht verschwinden und er behilft sich mit dem Gedanken, daß der Geist nur den geistigen Teil der Schlachtopfer esse, den stofflichen Teil dagegen seinen gläubigen Anbetern zurücklasse, daher sie solchen selbst aufzehrten. Das nämliche Gefühl, welches zur Opferung von Tieren führte, hatte seinen Gipfelpunkt in den Menschenopfern erreicht, das wir, weil es von einem tiefen, ernsten religiösen Gefühl zeigt, fast über die ganze Erde verbreitet finden.

Geist ein dünnes, körperloses menschliches Bild, seiner Natur nach eine Art Dampf, Häutchen oder Schatten, die Ursache des Lebens und Denkens in dem Individuum, das es bewohnt; es hat unabhängig von dem letzteren das persönliche Bewußtsein und den Willen seines früheren oder jetzigen Bewohners; es vermag den Körper weit hinter sich zu lassen, um schnell von Ort zu Ort zu eilen; es kann auch in den Körper anderer Menschen, Tiere und selbst Dinge eindringen, sie in Besitz nehmen oder beeinflussen. Die Vorstellung der vom Körper trennbaren Seele ist überall konsequent der Anschauung des Todes entwachsen. Alle Völkerstämme auf Erden, soweit wir sie kennen, haben sich zu einer gewissen, wenn auch höchst unklaren Vorstellung von der Seele erhoben. Die primitivste ging vom Feuer und seiner Wärme aus, daher das ursprüngliche Bild von der Seele als einem »feurig rauchenden Atemdampf«, der beim Tode den Körper verlasse und erkalte. Die Vorstellung von dem Feuer als dem Lebendigen im Menschen kehrt in den Mythen der verschiedensten Völker mit Übereinstimmung und Bestimmtheit wieder. »Die Lebenskraft war gebunden an ein Licht, eine Kerze, ein Scheit, mit deren Vergehen der Tod erfolgt« (*J. Grimm*). Erst auf höherer Kulturstufe tritt das Auslösen dieses luft- und feuerartigen Elementes vom Körper in das Begriffsvermögen des Menschen ein und damit auch erst die richtige Todesvorstellung. Die Anschauungen von Gespenstern, Geistern und Dämonen, von den Manen und Engeln kommen damit in Ausbildung. —

So vieles im einzelnen hinsichtlich der Anfänge der menschlichen Religion uns bisher noch dunkel ist und ungeachtet aller geistreichen diesfälligen Hypothesen wahrscheinlich immer dunkel bleiben wird, so vermögen wir doch mit einiger Sicherheit den allgemeinen Charakter der ältesten Religionsstufen im Unterschied von den folgenden zu erkennen. Der entscheidende Punkt, auf den es dabei ankommt, ist nicht der Begriff vom Wesen der Gottheit — denn einen solchen konnte der rohe Naturmensch überhaupt nicht haben — sondern ist die Art, wie die Menschen in den verschiedenen Kulturstadien ihr Verhältnis zu ihrer Gottheit auffaßten und betätigten. Dieses Verhältnis war in der Urzeit sicherlich ein

ganz naturalistisches, das heißt, es beruht ausschließlich auf dem natürlichen Band der Blutsverwandtschaft zwischen der religiösen Gemeinschaftsgruppe und ihrem Verehrungsobjekt. Zwischen dem Stamm und seiner Gottheit besteht ein Verhältnis wechselseitiger Verpflichtung: die Gottheit schützt und fördert die Erhaltung und das Gedeihen des natürlichen Lebens der ihrigen, das ja zugleich ihr eigenes ist, dafür nimmt sie aber auch teil an allen Genüssen und Erfolgen der ihrigen; von jedem gemeinsamen Mahl, von jeder Jagd- und Kriegsbeute und von jedem Ertrag des Landes bekommt sie ihren rechtmäßigen Anteil; auf alle für die Lebenserhaltung des Stammes bedeutsamen Ereignisse, also besonders Geburt, Eintritt ins mannbare Alter, Eheschließung erstreckt sich ihre Fürsorge in Form strenger Bräuche; wo aber das Leben eines der ihrigen gewaltsamen Todes erlag, da war es heilige Pflicht der Gemeinschaft gegen die Gottheit, das vergossene Blut zu rächen. Gewiß eine noch sehr rohe Form der Gottesverehrung; und doch wäre es sehr irrig, wenn man ihr alle sittliche Bedeutung absprechen wollte. Denn in dieser niederen Form der Religion wurzeln bereits die Keime von jedem höheren Bewußtsein und aller Gesittung; Ehrfurcht und Pflichtgefühl binden den einzelnen an die höhere, unfaßbare Macht, in der sie die Einheit, Ordnung und Wohlfahrt ihres sozialen Gemeinschaftskreises begründet und verbürgt sehen.

Zur höheren Stufe erhebt sich die Religion überall dort, wo mit der aufsteigenden Kultur die Menschen zu Bürgern eines staatlich geordneten Gemeinwesens werden. Wenn über der Besonderheit der blutsverwandten Stämme sich die höhere Einheit einer durch gemeinsame Regierung, Gesetze und Rechte verbundenen Volkes bildete, so konnte die Religion dieser einen sozialen Gemeinschaft nicht mehr dieselbe bleiben wie früher, aus dem einfachen Grunde, weil ein Volk, in dem verschiedene Stämme künstlich vereinigt waren, nicht mehr in einem Verhältnis der Blutsverwandschaft zu seiner höchsten, über das Ganze herrschenden Gottheit stehen konnte. Es ist nicht etwa der Machtbereich der Gottheit gewachsen, sondern es ist das religiöse Verhältnis prinzipiell ein anderes geworden; es beruhte nicht mehr auf dem physischen Band der

Blutsverwandschaft wie in den Stammreligionen, sondern auf dem rechtlichen Band der bürgerlichen Volksgemeinschaft. Weil die Wohlfahrt des bürgerlichen Gemeinwesens wesentlich auf der Begründung und Aufrechthaltung der Rechtsordnung nach festen Gesetzen beruht, so erfüllt sich jetzt natürlich auch die Vorstellung der nationalen Gottheit mit der Idee einer rechtschaffenden und rechtschützenden Macht. Allerdings bleibt auch die versittlichte Volksreligion, so hoch sie über der naturalistischen Stammreligion stehen mag, doch immer nur eine niedere Stufe der Entwicklung, weil eine durch den Volksgott beschränkte staatliche Religion die individuellen Bedürfnisse der einzelnen Menschen unberücksichtigt läßt, und weil mit der wachsenden Kultur der Blick des Menschen über die eigenen engen Volksschranken hinaus auf andere Völker sich ausdehnte, wodurch die Idee der Menschheit als die höhere über die niedere Idee des besonderen Volkes aufzudämmern begann. Mit dem Zerfall der nationalen Staaten am Ausgang der alten Geschichte entwickelt sich daher im Christentum eine Menschheitsreligion, die mit einer neuen Gottesauffassung an Stelle des rechtlichen Bandes bürgerlicher Volksgemeinschaft das sittliche Band rein menschlicher Geistesgemeinschaft setzt, und damit ein neues religiöses Verhältnis des Menschen zu Gott sowie zu anderen Mitmenschen statuiert.

Mit der Zeit bilden die Moralbegriffe eine würdigere Idee der Gottheit, deren Allmacht mit der Güte zusammenfällt, und verwandelt die gefürchteten Götzen entweder in böse Gegensätze, wie Czernobog dem Bielbog gegenüber, oder in aktive Energie, gleich Schiwa in der Trimurti. Die Lamaisten stellen zornige Wandlungen Buddhas auf. Mitunter wurden entgegenstehende Götter gleichzeitig verehrt. Das Hervortreten der guten Gottheit in der religiösen Verehrung wirkt veredelnd auf das Gemüt des Menschen. Sie zieht ihn aus seinem feindlichen Gegensatze heraus, sie führt ihn zum Naturgenuß und weckt in ihm die Neigung, sich an Kunstgebilden zu erfreuen. Wo die Grundbedingungen der Zivilisation sich ohne irgend einen entsprechenden Zuwachs an wissenschaftlicher Erkenntnis entwickelten, wie z. B. in Mexiko

und Peru, da führte eine unrichtige Auffassung der göttlichen Macht, der jede beglückende Einsicht in das Wesen der Gottheit fehlte, zu einer Religion des Schreckens, welche schließlich zu einer entsetzlichen Geißel für das Menschengeschlecht ausartete.

Allmählich jedoch erweiterte eine ausgedehntere Kenntnis der Naturgesetze das Gemüt des Menschen. Anfangs meinte er, die Gottheit habe die Erde gebildet, indem sie dieselbe aus dem Wasser erhob und sie zu einer Wohnstätte für Menschen bereitete; später entstand die Annahme, daß das Land samt dem Wasser durch göttliche Kraft erschaffen sei. Nachdem er anfänglich alle Geister für böse gehalten, erhob er sich mit der Zeit zum Glauben, der nicht nur böse, sondern auch gute Geister umfaßte; nach und nach ordnete er die ersteren den letzteren unter und betete nur die guten als Götter an, während die bösen zu Dämonen herabsanken. Von einer auf Geister sich beschränkenden Vorstellung kam er allmählich zur Erkenntnis, daß er eine Seele habe; schließlich brachte er diese Überzeugung in Verbindung mit dem Glauben an eine wohlwollende und gerechte Gottheit, und verknüpfte dadurch die Sittlichkeit mit der Religion. Es ist dies ein Schritt von der allergrößten Wichtigkeit für den Menschen als »moralisches Vernunftwesen«.

So sehen wir denn die Religion in ihren wahren Bedeutung mit der wachsenden Zivilisation fortschreiten. Jede Erweiterung der Wissenschaft, das heißt, jeder Zuwachs an positivem durchdachtem Wissen bewirkt eine Veredlung der Religion, welcher Fortschritt sich nicht bloß auf die niedrigen Rassen beschränkt, sondern die Menschheit überhaupt umfaßt. Es ist daher ein großer Irrtum, dafür zu halten, daß die Wissenschaft eine Feindin der Religion sei, sie ist bloß eine Gegnerin der religiösen Irrtümer und aller unter dem Vorwande eines Religionsgeheimnisses aufgestellten, mit der Wissenschaft unvereinbaren Behauptungen der betreffenden Religion.

2. Die Sittlichkeit.

Die **Sittlichkeit** ist ursprünglich nur eine Form der Sitte. Das Gemeinschaftsgefühl bedingt schon an sich eine

gewisse Gleichmäßigkeit im Verhalten der Horden- und Stammesglieder. »Sittlich« ist daher ursprünglich alles, was der Sitte gemäß ist, und das ist schließlich alles, was den Gepflogenheiten der Gesamtheit entspricht. Was diesen zuwider ist, wird mißbilligt, ist unsittlich, was den Zwecken der Gesamtheit besonders dienlich ist, wird nicht bloß gebilligt, sondern auch gelobt, gerühmt. Die Sittlichkeit hat daher ihren Ursprung keinem angeborenen moralischen Gefühle zu verdanken, sondern ist ein Kind der Sitte, welche durch tausendjähriges Bestehen das sittliche Gefühl erst ausgebildet hat. Der Naturmensch hat gewiß nichts getan oder unterlassen, weil es moralisch oder unmoralisch, sondern weil es für ihn zweckmäßig oder unzweckmäßig war. Diese Zweckmäßigkeit hat oft in der Folgezeit ihre Geltung verloren, nichtsdestoweniger wurde die überlieferte Sitte beibehalten und das Befolgen der Sitte wurde nunmehr als sittlich gepriesen. Daher auch die vielen moralischen Werke, die zwar öffentlich streng anerkannt werden, obwohl man innerlich sich längst über deren Wert hinweggesetzt hat, ohne dadurch unsittlich zu sein.

Je nach der Art der sozialen Organisation, der Lebensverhältnisse, der religiösen Anschauungen und der Kulturstufe (Zivilisationsgrad) sind die sittlichen Wertungen verschieden; sie unterliegen wie alles andere in der Kultur dem Wandel. Aber die Tatsache der Billigung oder Mißbilligung (des Verhaltens) selbst ist nicht erst ein Produkt der Entwicklung oder des Kulturfortschrittes, sondern liegt schon im Wesen des menschlichen Geistes, daher trotz allem Wandel der ethischen Anschauungen ein gewisser sittlicher Grundstock als Gemeinsames des Ethischen aller Zeiten und aller Völker erkennbar ist: die Achtung und Förderung des Gesamtwohles, das dem Gesamtwillen gemäße Verhalten. Erst allmählich erweitert sich der Kreis, der das Sittliche zur Norm macht.

Alle Moral ist anfänglich Horden- = Stammesmoral; der Fremde steht außerhalb der Rücksichtnahme, wird ganz anders bewertet und behandelt als der Stammesgenosse. Erst die Vereinigung einer Mehrheit von Menschengruppen

zu großen Gemeinschaften und die fortschreitende intellektuelle und ethische Reflexion läßt die sittlichen Forderungen, wenigstens der Idee nach, auf die Menschheit als solche, in welcher Gemeinschaft oder in welcher Klasse und in welchem Individuum sie auch vertreten sei, sich ausdehnen. Indem die Sittlichkeit als besonderes Gebilde sich aus der Sitte, parallel mit dem Recht und der Staatsbildung herausdifferenziert, erfährt sie eine wachsende Verfeinerung, und das ethische Bewerten erstreckt sich nicht nur bloß auf das äußere Verhalten, sondern immer mehr auf die Gesinnung. So ergänzt die Sittlichkeit die Funktionen des Rechtes, welches nur das äußere Handeln zur Domäne hat, und weiß sich alle Gebiete des Kulturlebens, Staat und Politik mit inbegriffen, unterzuordnen, gleichsam als höchste Richterin über die Kultur, von der sie einen Teil bildet. Indem die veränderten Lebensverhältnisse neue Regelungen erfordern, kommt es vielfach zu Kämpfen zwischen neuen sittlichen Ideen und dem Konservatismus der alten Sitte und Moral.

Die Erweiterung der sittlichen Gemeinschaft erfolgte Hand in Hand mit der religiösen. »Es wäre schwer zu sagen, ob es der Fortschritt der Religion sei, was den sozialen Fortschritt herbeigeführt hat; gewiß ist nur, daß beide gleichzeitig und in merkwürdiger Übereinstimmung vor sich gingen. Nur eine Macht, die stärker war als physische Gewalt oder selbstisches Interesse oder philosophische Theorie, eine Macht, die im Grunde aller Herzen gleichmäßig herrschte, vermochte die primitiven Bevölkerungen zu gesitteten Gesellschaften zu gestalten: die religiöse Idee ist das organisierende Prinzip der Gesellschaft gewesen«. [1]) Der Grund zur sozialen Gesittung lag in Motiven des religiösen Glaubens, aber keineswegs in idealen Vorstellungen von der sittlichen Natur der Gottheit; denn woher hätte man solche haben können, ehe man selbst zu einer sittlichen Lebensordnung, deren Grundlage die Rechtsordnung ist, gekommen war? Der sittlich erziehende Einfluß lag einfach in dem allen einzelnen Gliedern eines sozialen Kreises gemeinsamen Bewußtsein ihres Gebundenseins an eine höhere Macht, in der die Einheit und Dauer

[1]) *Fustel de Coulanges*, La cité antique. S. 152 ff.

des Ganzen vertreten und verbürgt ist. Welche Beschaffenheit dieser höheren Macht an sich zukomme, darauf kam es zunächst viel weniger an, als nur darauf, daß eine gesellige Gruppe ihr Zusammenleben durch das Bewußtsein der Verpflichtung gegen diese Macht regelte. Hatten sich aber einmal unter dem Einfluß dieses religiösen Motives soziale Sitten und Ordnungen befestigt, unter deren Schutz die sittliche Reflexion erwachen und zur Bildung sittlicher Idealbegriffe kommen konnte, dann war es natürlich, daß man in der Gottheit zunächst die Beschützerin der von ihr gewollten Ordnungen und mit der Zeit wohl auch das Vorbild der in der Gesellschaft als wertvoll anerkannten sittlichen Eigenschaften erblickte.

Die Religion übte demnach durch den Glauben an die göttliche Begründung des Rechtes und Vergeltung des Unrechtes einen sittlich erziehenden Einfluß, gleichwie sie wieder ihrerseits von Seiten der Moral eine Veredlung der Gottesvorstellung erfuhr. Die religionslose Moral war im Altertum wie in der Neuzeit nicht das Ursprüngliche, sondern bloß die Reaktion gegen die Einseitigkeit der unmittelbar religiös gebundenen Lebensformen, welche das Individuum mit seinem mannigfachen Wollen und Können nicht zur Geltung kommen ließen. Daraus erklärt es sich, daß die Aufklärung der alten und neuen Zeit überall zunächst von dem erfahrungsmäßigen Menschen ausging, dessen Streben im allgemeinen auf Befriedigung der Lust, des Wohlgefühles und der Glückseligkeit (»Eudämonie«) gerichtet ist. Ob dieses Streben, wie seitens der Utilitarier behauptet wird, ein Grundteil des Menschen sei, aus dem alles Sittliche abzuleiten, daher an sich alles das gut sei, was der Förderung der Glückseligkeit diene (*Bentham*), muß ernstlich bezweifelt werden. Denn bei der Vieldeutigkeit des Begriffes »Glück« ist das Utilitätsprinzip viel zu unbestimmt, als daß sich daraus allgemein gültige Regeln des Handelns ableiten ließen. Auch beruht der Satz, daß das Streben nach Lust der Grundtrieb des Menschen sei, wie der scharfsinnige Psycholog *James* richtig bemerkt [1]), auf einer

[1]) Psychology. II, S. 556.

Verwechslung der erstrebten Lust mit der beim Streben nach irgendwelchen anderen Zielen erfahrenen Lust. Wir fühlen einen Impuls, gleichviel woher entsprungen, und schreiten zur Handlung; finden wir uns in dieser gehindert, so fühlen wir Unlust, sind wir erfolgreich, so fühlen wir Lust. Daraus entnimmt der Eudämonist die Behauptung, daß wir um der dadurch erzielten Annehmlichkeit willen handeln, was ein Fehlschluß ist.[1]) Sagt man einmal dem Menschen, daß das Glücksstreben der oberste Bestimmungsgrund des Handelns sei, so kann man keinem verwehren, seine Glückseligkeit in der Befriedigung der Triebe zu suchen, die er nun einmal als seine stärksten empfindet. Sind das zufällig die sinnlichen und selbstischen Triebe, so kann man ihn zwar wegen seines schlechten Geschmackes bedauern, aber man kann ihn dann nicht der Verletzung des sittlichen Utilitäts-Prinzips beschuldigen. —

Die Geschichte der Sittenlehre beginnt bei den Chinesen, wo *Laotse* als Ideal des Wollens das (aus Gewissenhaftigkeit) Nicht-(handeln)wollen des Weisen, *Konfuzius* als dasselbe die Einhaltung der unveränderlichen rechten Mitte aufstellte, während bei den Indern des Brahmanismus das Aufgehen in Brahma, bei jenen des Buddhismus das Aufgehen in Nichts (Nirwana) als höchstes Gut (Glückseligkeit) angesehen und daher die Sittenlehre in eine Asketik (Abtötungslehre) verkehrt wurde. Bei den Griechen entwickelte *Sokrates*, nachdem die sogenannten sieben Weisen mit kurzen Sittensprüchen vorangegangen waren, zuerst eine Wissenschaft vom Guten, welches nach ihm mit dem wahrhaft und allgemein Nützlichen zusammenfiel. Von *Sokrates* Schülern erklärte der Zyniker *Antisthenes* die Bedürfnislosigkeit, der Hedoniker *Aristippos* dagegen die Lust für das höchste Gut, während *Platon* als solches die Tugend, als Wesen derselben aber die Harmonie der (drei) Seelenteile, *Aristoteles* aber die

[1]) Es ist, wie *Dr. Pfleiderer* treffend bemerkt, derselbe Fehlschluß, wie wenn einer behaupten wollte, weil der Dampfer nie zur See gehen kann, ohne Kohlen zu verbrauchen, und weil er gelegenheitlich auch einmal zur See geht, um seine Kohlen zu probieren, so sei der Kohlenverbrauch das einzige Motiv, warum Dampfer zur See gehen.

Glückseligkeit (Eudämonie) und als Richtschnur des Handelns die Mitte zwischen den Extremen bezeichnete.

Die Stoiker waren die ersten, welche der Moral einen selbständigen, uneigennützigen Halt verliehen. Nicht darauf, sagten sie, kommt es an, ob irgend eine Handlung für die Welt zu verrichten sei, sondern alles bewegt sich darum, was das eigene Innere des Menschen, dessen moralischer Trieb, will und tut. Das Laster müsse als solches unbedingt vermieden werden, obgleich es vor den Augen der Götter und Menschen verborgen wäre. »Nichts der öffentlichen Meinung, alles der Überzeugung wegen tun«: das war der Grundsatz der Stoiker. Die Tugend ist Selbstzweck und außer ihr gibt es kein Gutes. Die Stoiker erhoben das sittlich Gute über alles andere und erklärten es für das einzige, was erstrebenswert ist. Die stoische Sittenlehre übte über ein halbes Jahrtausend auf die antike und mittelalterliche Welt den größten Einfluß aus. Die Ansichten der Stoiker über die Tugend waren für alle folgenden Moralphilosophen mehr oder weniger maßgebend.

Die epikureische Schule sah in der Tugend nur ein (allerdings das gewisseste) Mittel zur Glückseligkeit, in dieser selbst aber den höchsten Zweck und stellte den Grundsatz höchstmöglicher Selbstbeglückung (selbstsüchtigen Lebensgenusses) auf. Gegen Ausgang des Altertumes hielten die an Zahl wachsenden Skeptiker an dem Grundsatze der Erhaltung der Gemütsruhe (Ataraxie) als des höchsten Gutes fest, während die Neuplatoniker unter dem Einflusse orientalischer emanatistischer Weltauffassung die Glückseligkeit in dem Einswerden mit Gott und die (asketische) Tugend in der Abstreifung der sinnlichen Natur fanden. Wie sich im Mittelalter unter dem Einflusse des Christentums die Sittenlehre gestaltete und wie späterhin mit dem Wiederaufleben des klassischen Altertums auch die Ethik in der ursprünglichen (platonischen, stoischen, epikureischen) Form wieder hervortrat, dann wie sie von den neueren Moralphilosophen aufgefaßt und gelehrt wurde, wird im V. Abschnitte des näheren erörtert werden.

4. Kapitel.

Ehe und Familie.

Die Begriffe Ehe und Familie sind dem Menschen als Gattungswesen keineswegs an- oder eingeboren, sondern nur mit der Kultur gekommen, und überdies noch vielfach bei ziemlich hoher Kultur (so im Orient) durch die Polygamie verwischt und verderbt geblieben. Auch die Achtung der Frau ist, ein Produkt der Bildung, erst mit der Zeit entstanden. Die Frage, ob die ältesten Menschen paar- oder herden-(horden-)weise lebten, und ob die Ehe oder ein unterschiedsloser Geschlechtsumgang uranfänglich geherrscht habe, ist überhaupt schwer zu entscheiden. Die tiefstehenden Rassen der Jetztzeit kennen keine eheliche Verbindung, wahre Liebe kommt bei ihnen fast nie vor, und die Ehe in ihren niedrigsten Phasen ist keineswegs eine Sache der Neigung oder Kameradschaft [1]. Manche Anthropologen nehmen die Promiskuität bei den kulturärmsten Menschen (so z. B. bei den niederen Jägern) an, während wieder andere schon auf der untersten Kulturstufe die festgefügte Einzel- oder Kleinfamilie als Regel ohne Ausnahme annehmen. Wir haben allen Grund zu der Annahme, daß die niedrigsten Rassen in einem Zustande leben oder lebten, der mit dem Worte »Gemeinschaftsehe« bezeichnet werden kann [2]).

Groß- und Kleinfamilie.

[1]) Die Hottentotten behandeln (nach *Kolben*) einander so kalt und gleichgültig, daß man glauben sollte, es bestehe zwischen ihnen kein derartiges Gefühl wie Liebe Die Ehe der Koussa-Kaffern entbehrt, wie *Lichtenstein* versichert, ebenfalls jeder liebevollen Empfindung. Die Tinneh-Indianer in Nord-Amerika besaßen keinen Ausdruck für »Liebe« oder »geliebt«. In Australien herrscht zwischen den beiden Geschlechtern wenig wahre Zuneigung; der Wert des Weibes wird nur nach ihren Dienstleistungen als Sklavin berechnet.

[2]) In China soll die Gemeinschaftsehe bis zu *Fohis* und in Griechenland bis zu *Kekrops* (des ersten Königs von Attika) Zeiten geherrscht haben. Die Massageten und die Ansen (ein äthiopischer Stamm) kannten, nach *Strabos* Aussagen, keine Einzelehe. Auch in einigen der peruanischen Stämme vor der Zeit der Inkas soll (nach *de la Vega*) kein Mann eine ihm allein gehörende Frau besessen haben. In seiner Schilderung der Eingeborenen der Königin Charlotte-Inseln sagt *Poole*, daß »diesen einfachen, in primitivem Zustande lebenden Menschen die Satzungen der Ehe vollständig fremd sind.

Eine umfassendere Form ist die Großfamilie, welche mit den Eltern und Kindern auch die Frauen und Kinder der Söhne und etwa noch die der männlichen Kindeskinder vereinigt, also drei bis vier Generationen umschließt. Diese patriarchalische Familienform herrschte meist in den Ländern der altklassischen Kultur und herrscht noch heute im ostasiatischen Kulturkreise. Eine dritte, noch umfassendere Form der Familie ist die in der Sippe, welche sich von den beiden vorhergehenden dadurch unterscheidet, daß sie nicht die Abkömmlinge eines noch lebenden Familienhauses, sondern alle durch gemeinsame Abstammung verbundene Personen einschließt. Die Sippe gründet sich entweder auf die Gemeinschaft des väterlichen Blutes (nach einem gemeinsamen Ahnherrn) und heißt dann Vatersippe, wie die Gentes der Römer, die Sippen der Kabylen Nord-Afrikas oder der Batta auf Sumatra, oder sie beruht auf der Gemeinsamkeit des mütterlichen Blutes (nach einer verstorbenen Ahnfrau) und heißt dann Muttersippe, wie z. B. bei manchen Malaienstämmen der Sunda-Inseln, so wie meist bei den Irokesen Nord-Amerikas. Wachsen die Sippenverbände (Haus-, Dorf- oder Gaugemeinschaften) stark an, so zerfallen sie in Teilsippen. Aus diesen und den Sippenverbänden setzen sich die Stämme und aus diesen die Völker zusammen. Bei allen höheren Kulturvölkern ist die Sippe der Familie unterlegen.

Sippe.

In der primitiven Horde kann von einer »Familie« im engeren Sinne des Wortes noch nicht die Rede sein. Die Sonderfamilie ist schon das Produkt einer Differenzierung der Sippe oder der »Großfamilie«, die eine Reihe von Generationen oder Verwandtschaftstufen umfaßt. *Mac Lennan* meint in seinen Untersuchungen über die Anfänge der Ehe, daß der gesellschaftliche Urzustand des Menschengeschlechtes ein jedes ehelichen Lebens barer Hetärismus gewesen sei, weil alle zu einer kleinen Gemeinschaft gehörenden Männer und Weiber sich als gleichmäßig untereinander verheiratet betrachteten. Weibergemeinschaft findet sich auch heute noch

Sonderfamilie.

Die Frauen scheinen fast sämtliche Männer ihres Stammes als ihre Gatten zu betrachten.« Die Gemeinschaftsehe wurde allmählich durch die auf Weiberraub gerichtete Einzelehe verdrängt.

auf den Andamanen und Nikobaren, in einzelnen Strichen von Neu-Seeland und Süd-Amerika.

Der Anthropologe *Ernst Grosse* hat gezeigt, daß Wirtschaft und Familie in den innigsten Beziehungen zu einander standen und jeder Wirtschaftsform ein besonderer Typus der Familie entspricht. So wenig als die Wirtschaftsformen, sind die Formen der Familie Stufen einer einzigen Entwicklungsreihe. Doch zeigt uns der Begriff der Familie im weitesten Sinne eine Reihe von sozialen Erscheinungen, welche vom einfach andauernden Zusammenleben zweier Personen verschiedenen Geschlechtes bis an die Schwelle der Staatenbildung hinaufreicht. In ihrer engsten Gestalt als Sonderfamilie oder Kleinfamilie umfaßt die blutsverwandte Gruppe mit den in dauernder Ehe verbundenen Eltern und deren Kindern bloß zwei Generationen, und das ist die uns vertraute, nach allem Wechsel der Erscheinungen jetzt in Europa herrschende Form der Familie.

Wirtschaftliche Veränderungen, Anwachsen der Kopfzahl, erwachender Individualwille rufen den Zerfall der Sippen oder Großfamilien hervor, von »Hausgemeinschaften« in eigentlichen Familien, die aber in älteren Zeiten (z. B. bei den Römern) auch Sklaven und Diener einschließen. In der Sonderfamilie ist es der Vater, der an der Spitze steht, und der in früheren Zeiten zugleich der Herr und Eigentümer des Familienverbandes ist. Aber der »patriarchalische« Zustand ist nicht die älteste Organisation, sondern es geht ihr vielfach die »matriarchalische« Organisation voraus, wobei innerhalb der Sippe die Mutter das Hauswesen leitet, in dem der Mann oft nur Gast ist, und wo die Kinder nicht dem Vater, sondern der mütterlichen Sippe angehören.

Die Ehe der Viehzüchter ist eine Kaufehe, häufig in Verbindung mit einer Raubzeremonie, welche aber nicht als Rest einer alten »Raubehe« aufzufassen ist, sondern sich vielmehr aus dem natürlichen Widerstande der Braut und aus dem ehrenvollen Charakter der Frauenzueignung mit Gewalt erklären läßt. Die Mehrweiberei der Viehzüchter ist oft nur wenig von der Monogamie unterschieden, da nur eine Frau als rechtmäßige Gattin galt. Bei den Ackerbauern ist nicht

die Kleinfamilie, sondern die Sippe mit Vater und Mutterfolge voran, und hier ist diese eine Lebensgemeinschaft im vollsten Sinne des Wortes. Vermutlich ist die Muttersippe die Urform des Familienverbandes bei den niederen Pflanzenbauern; denn der Pflanzenbau ist ursprünglich eine weibliche Produktionsform und Frauen hatten das älteste Besitzrecht auf den von ihnen bestellten Boden. Die Familie der höheren Ackerbauer ist entweder Groß- oder Kleinfamilie; jene ist die altertümliche, diese die moderne Form. Jene findet sich bei allen Völkern des Altertums — Ägyptern, Griechen, Kelten, Germanen, Slawen, am strengsten ausgebildet bei den Römern — so wie noch heute bei den Kulturvölkern Ost-Asiens, den Chinesen und Japanern. Ihr Unterschied von der Kleinfamilie liegt nicht nur im größeren Umfange, sondern auch im festeren Zusammenhange, durch welchen sie einen kleinen Musterstaat darstellt; in der Machtvollkommenheit des Vaters und der Unselbständigkeit der Frau und der Kinder, welche Sklaven gleichgehalten und in gewissen Fällen vom Familienoberhaupte getötet oder verkauft werden können. Mit der königlichen Gewalt des Vaters ist die priesterliche untrennbar verbunden. Das Familienhaupt ist zugleich Herr der häuslichen Religion, Vertreter aller Vorfahren, Mittler zwischen den Lebenden und den Toten.

Die allmähliche Einschränkung der Vatergewalt, und damit die Auflösung der Großfamilie, ist ein Ergebnis des kulturgeschichtlichen Prozesses, der im westlichen Europa das Altertum mit der Gegenwart verknüpft. Schon im vorgeschrittenen Altertume hat die Staatsgewalt die Macht des Familienoberhauptes erheblich beschränkt; schon die römische Republik erlöste die Frauen und Kinder als Staatsbürger teilweise aus der »patria potestas«. Aber von größter Bedeutung für diese Unterjochten war der Triumph des Christentumes. Die Weltreligion vernichtete die Familienkulte und mit ihnen die Priestergewalt des Hausvaters. Sie stellte das Weib als gleichwertiges Geschöpf Gottes dem Manne gleich und kämpfte, wenn auch lange vergebens, für die monogame und unauflösliche Ehe und damit für eine vordem unerreichte Hochstellung der Frau.

Polyandrie.

Die Polyandrie, jener Zustand, wo eine Frau (im Gegensatze zur Gemeinschaftsehe) mehrere Männer ausschließlich für sich allein besitzt, muß als eine ausnahmsweise auftretende Erscheinung betrachtet werden, die wahrscheinlich aus Mangel an Frauen hervorgerufen wurde. Ob die Ureinwohner von Ceylon, Neu-Seeland, des Aleutischen Archipels, die Kojraken und die zaporogischen Kosaken, dann die Eingeborenen am Orinoko, einiger Teile Afrikas, die alten Britonen, die Pikten und Geten, dann einige australische und irokesische Stämme, wie *Lubbock* behauptet [1]), Polyandristen waren, mag dahingestellt bleiben. Auf Ceylon, in Indien, Tibet und bei einigen indischen Gebirgsvölkern hat die Polyandrie jedenfalls eine weite Verbreitung gefunden.

Was die Verwandtschaft anbelangt, so hing solche in ältesten Zeiten in erster Linie nicht von der Gemeinsamkeit des Blutes, sondern vielmehr von der Organisation des Stammes ab; sie wurde auf der zweiten Stufe durch die Mutter und auf der dritten durch den Vater bestimmt. Erst im vierten Stadium entstand der Familienbegriff so, wie er gegenwärtig bei uns obwaltet. Auf der Ehe ruht die Familie, ein erstes notwendiges Naturprodukt, welches die Regelung in Beziehung der Geschlechter begründet und mit der Periode des Ackerbaues unerläßlich sich feststellen mußte. Darauf folgt der Staat. Die älteste Familie, auf das unzweifelhafte Recht der Mutterschaft aufgebaut, hatte als Rechtssatz die juridische Erbfolge des Kindes nach der Mutter im Namen und Besitz. Später erst wird der Vater als leitendes Haupt anerkannt, und damit tritt an Stelle des uranfänglichen Naturrechtes das Zivilrecht. Nach dem altgermanischen Rechte wurde die Frau vom Manne gekauft und dieser konnte sein Kind durch Aufheben vom Boden dem Leben, oder durch Liegenlassen der unbarmherzigen Aussetzung bestimmen.

Wenngleich in Griechenland, namentlich in älterer Zeit das Familienleben ein reines war, insoferne der Frau strengste Keuschheit und emsigste Häuslichkeit zur Pflicht gemacht war und die Monogamie allmählich in Brauch kam, war die

[1]) Siehe: *Sir John Lubbock*, Entstehung der Zivilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes S. 116

Ehefrau dennoch nicht viel mehr als die Hörige des Mannes, die Gebärerin einer gesunden Kinderzahl, die Verwalterin des Hauses. Gleichwie im ganzen Orient, so lebte auch in Hellas und Rom die Frau abgeschlossen nach außen, ohne am Gesellschaftsleben besonderen Anteil zu haben, ohne sich frei in der Öffentlichkeit bewegen zu können, im Frauengemach (Gynaikeion). Da der Mann sich hauptsächlich dem öffentlichen und politischen Leben widmete, so kümmerte er sich um das Hauswesen und die Familie meist nur so nebenbei. Dieses oblag hauptsächlich der Frau; so die Beaufsichtigung der Mägde, die Erziehung der Töchter, die Leitung häuslich-gewerblicher Arbeiten, wie Spinnen, Weben, Kleidungsverfertigung; sie konnte sich mit Musik, Tanzen und Spielen belustigen, kam aber nicht zur Entfaltung ihrer geistigen Fähigkeiten. Ihre Individualität kam nicht in Betracht, sie hatte nicht einmal die Wahl der Eheschließung, die zu bestimmen ganz den Eltern anheimfiel.

Mit der Verfeinerung der Lebensweise, besonders seit den Perserkriegen, entwickelte sich als spezifisch griechische Institution das Hetärenwesen. Neben den gemeinen Dirnen widmeten sich solchem Mädchen der »freien Liebe« in einer Form, die Sinnlichkeit und Geist verband. Unter diesen Hetären (Freundinnen) gab es höchst anmutige, geistreiche, witzige Frauen, die das gesellschaftliche Leben ungemein belebten und den Männern das ersetzen mußten, was sie zu Hause nicht fanden.

Noch viel strenger und reiner als in Griechenland war, namentlich in älterer Zeit, das Familienleben im alten Rom. Es bestand die Monogamie; der Hausvater war unumschränkter Herr über Leben und Tod seiner Angehörigen, seiner Familie, zu der auch (in der älteren Zeit) die Sklaven und Diener gehörten und die ein rechtliches Eigentum des Hausherrn darstellte. Später wurde die Macht desselben gegenüber seinen Kindern bedeutend eingeschränkt, er durfte sie nicht mehr töten oder als Sklaven verkaufen. Auch die Abhängigkeit der Frau vom Manne wurde in der Folge eine geringere, ja die zeitlebens hochgeachtete Frau (mater familias) brachte es in der Kaiserzeit zu großer rechtlicher Selbstän-

digkeit. Der Verkehr der Frauen in der Gesellschaft war freier als in Griechenland, später sogar oft ein äußerst freier, als an Stelle strengster Treue und Züchtigkeit Verderbnis, Sittenlosigkeit bei einem großen Teile der römischen Frauenwelt Platz griff, Scheidungen etwas Häufiges waren und die öffentliche und geheime Prostitution üppig wucherte.

5. Kapitel.

Gesellschaft und Staat.

Daß der Mensch von Natur aus ein geselliges Wesen ist, daß er schon in der Urzeit in Gemeinschaft gelebt hat, ist sicher. Geschlechtliche, verwandtschaftliche und die auf dem Zuge des Gleichen zum Gleichen beruhenden Bande vereinigten die Naturmenschen zuerst zu kleinen Horden, die sich später zu Stämmen erweiterten. Diese zerfallen in eine Anzahl von Sippen (Geschlechter, Clans) und verbinden sich, unter Umständen erst flüchtig, dann dauernd mit anderen Stämmen zu einem großen Verbande. Auf verschiedene gewaltsame und friedliche Weise geht aus der Vereinigung einer Reihe von Stämmen zu einer Nation bei fester Besiedelung eines Territoriums der Staat hervor. Horden. Sippen und Stämme.

Im Staate ist ein Jeder Teil des ganzen, er hat sich in das Fortbestehen desselben eingesponnen, sein Wohlbefinden mit dem des Staates durch notwendige Gegenseitigkeit verknüpft, und wird jede Verletzung in den durcheinanderlaufenden Fäden als ihn selbst betreffend empfinden. Der mit dem Staate organisch verwachsene Bürger wird diese Verletzung schon an seinen äußersten Grenzen fühlen, und da der Stamm zu einem mächtigen Volke herangewachsen ist, so wird die Verteidigung des Eigentums für den Einzelnen überflüssig; es bedarf seines ängstlichen Schutzes nicht mehr. Die Gesetze verhindern Verletzungen oder, wenn solche eintreten, finden sich in dem künstlich konstruierten Staatsmechanismus sogleich die rechtlichen Kompensationen. Staat.

Während im Stamme das Prinzip der »Gentilgenossenschaft«, der Organisation nach Sippen unter Leitung von Ältesten besteht, löst sich im Staate diese Organisation Gentilgenossenschaft

auf, zugunsten einer Zwangsgenossenschaft, die unter der Herrschaft von festen Gesetzen und mächtigen Regenten, beziehungsweise einer besonderen Körperschaft, die verschiedensten Gruppen verbindet und gegen andere Gemeinschaften abgrenzt. Aus der anfangs fast homogenen Horde gehen durch Differenzierung, Arbeitsteilung auf Grund verschiedenfach sich entwickelnder Eigenschaften, Fähigkeiten, Macht, Besitz usw. die Individuen und auf Grund von Verhältnissen, die durch Unterwerfung fremder Gruppen sich ergeben, verschiedene Berufe, Klassen, Stände hervor. Auftreten und Ausbau des Staates geht genau parallel der sich ausbildenden Arbeitsteilung. Im Ursprung, bei noch mangelhafter Arbeitsteilung, sind nur Kleinstaaten denkbar, die dann durch meist gewaltsame Verschmelzung mehrerer an Umfang wachsen konnten. Aus dem Führer und Häuptling wird durch Usurpation der Macht oder durch freiwillige Unterordnung oder durch Vereinigung beider Momente der Herrscher, um den sich die Gruppe der durch kriegerische Eigenschaften und Erfolge Ausgezeichneten als ältester (Kriegs-) Adel schaart. Es kommt ferner zur Bildung zweier Schichten der Bevölkerung: einer Klasse der Freien und einer Klasse der Sklaven und Hörigen; letztere rekrutiert sich anfänglich und teilweise auch später aus der Reihe der Kriegsgefangenen, aber auch durch Schuldnerschaft, Selbstverkauf, Raub. Zuweilen kommt es bei der Eroberung eines Gebietes zur Kastenbildung (wie in Indien) oder zur Hörigmachung einer ganzen Bevölkerung (wie der Heloten in Sparta).

Kommune. Die politische Verfassung geht auf den primitiven Kulturstufen durchaus von der Macht und dem Gesamtwillen der Kommune aus, in welcher alle Gewalt ruht. Einen Häuptling mit anerkannter Obergewalt wählen die Stämme bloß im Falle der Notwendigkeit, und diese ist der Krieg. Erblichkeit der Häuptlingswürde wie solche des Privateigentums bezeichnen bereits spätere Stadien. So wird von den amerikanischen Indianern, so von den Eskimos, von Australiern und Buschmännern berichtet, daß sie ihren Oberhäuptern nicht mehr als einen Schatten von Macht lassen. Bei gewissen Stämmen

können auch Weiber zu Häuptlingen gewählt werden. Jäger- und Fischervölker beschränken die Macht ihrer Häuptlinge, weil in diesen Zuständen das Bedürfnis des Schutzes und gegenseitig unterstützenden Verkehres das geringste ist. Überall läßt sich nachweisen, daß die natürlich sich herausbildende, behufs des erst zu begründenden Zusammenhaltes notwendige Staatsform niederer Kulturstufen, die Autokratie (Despotie), sei's des Einzelnen, sei's der Kommune ist. Demokratie herstellen und ertragen können eigentlich nur hochentwickelte Völker, die den von ihr zur Entfaltung gebrachten Individualismus zu regeln und zu benützen verstehen.

Heute noch gilt von den unkultiviertesten Stämmen, wie den australischen und brasilianischen, daß sie sich über den Zustand des unstaatlichen Schwarmes nicht erhoben haben, oder doch nahe daran sind, wieder in solchen zurückzufallen. Die sibirischen und lappländischen Nomaden leben familienweise ohne Älteste oder ein umfassenderes Band; Kalmücken und Mongolen stehen seit ältesten Zeiten unter absoluten Stammfürsten. Ganz besonders klar wird es bei den Malaien, wie der Staat naturgemäß aus der Familie herausgewachsen ist.

Bei Völkern mit unausgebildeten Rechtsformen macht sich die Blutrache geltend, als Ausfluß des Familiengeistes; daraus entstand im Verlaufe der Zeit bei humanerer Sitte das Wergeld. Die Blutrache mag ursprünglich bei allen Völkern Rechtssitte gewesen sein, *Konfutse* schrieb sie sogar vor und die Lehre von Moses erhob sie bei den Hebräern zum Gesetz. In Europa sind noch Reste der Blutrache auf Korsika, in Sardinien und Albanien stehen geblieben; ebenso findet sich die Blutrache bei den Arabern, Hindus und Australiern, dann den Ureinwohnern Brasiliens und den Stämmen in Guyana sowie den Fidschi-Insulanern.

Schon in den ersten geordneten Staatswesen machte sich die Reibung zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht, den Stammhäuptern und dem Priesterstande geltend, die zu Kriegen, Revolutionen und Auswanderungen führte. Die Geschichte der semitischen Stämme und der Indogermanen weiß davon vieles zu erzählen.

Der kriegerische Geist und infolgedessen auch die kriegerische Kraft der Menschen ist seit den ältesten geschichtlichen Zeiten bis auf die Gegenwart stets gewachsen; die Ursache dieser Erscheinung ist klar. Die Zivilisation macht den Menschen nicht unmännlicher noch unkriegerischer als in den älteren Zeiten; Beweis dessen, daß die wilden oder minder kultivierten Völker bei der Berührung mit zivilisierten stets unterliegen. Zu jeder Zeit haben die stärkeren Nationen die schwächeren besiegt, zuweilen ganz unterdrückt, jedenfalls aber beherrscht. Dieser Rassen- und Kulturkampf hat der Menschheit durchaus nichts geschadet; im Gegenteil, sie hat durch die Mischung der verschiedenen Kräfte und Verhältnisse nur gewonnen, indem der politische, wirtschaftliche und zivilisatorische Wettbewerb zu neuen Kraftanstrengungen, zu neuen Fortschritten auf allen diesen Gebieten angespornt hat.

Die Staatsidee. Je mehr die Staatsidee als in dem menschlichen Kulturgeiste selbst wurzelnd erkannt wird, je klarer sich der Staat als das notwendige und natürliche Ergebnis der gesellschaftlichen Verhältnisse erweist[1]), desto unauflöslicher wird sich auch das Individuum mit ihm verknüpft fühlen, desto unbedenklicher sein eigenes Leben für das Staatsganze einsetzen, da es mit ihm einen Teil seines Selbst verlieren würde. Die Geschichte lehrt, daß jene Staaten die größte, dominierendste Stellung einnahmen und die einflußreichste Rolle in der Weltgeschichte gespielt haben, in denen das Individuum, beziehungsweise alle gesellschaftlichen Klassen, ganz in der Staatsidee aufgingen. Hierauf beruht die Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit der einzelnen Staatsbürger und aller Schichten derselben.

Man kann, wenn man die wesentlichsten Grundverschiedenheiten der Staaten und ihrer Verfassungen seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart ins Auge faßt, folgende vier charakteristische Perioden der Staatsentwicklung bezeichnen:

Erste Hauptperiode, Periode des Anfanges oder der Kindheit der Staatenbildungen, einer rein sinnlichen faustrechtlichen oder despotischen Kulturstufe, in der Gesetz,

[1]) *Stahl* sieht im Staate das notwendige Erzeugnis des individuellen Wesens eines jeden Volkes, vindiziert ihm daher einen göttlichen Charakter.

Recht und Staat völlig auf der Despotie beruhen. Wir finden sie z. B. noch heute bei den rohen Völkern Australiens, vieler Teile von Asien, Afrika und Amerika, so auch am Anfange der Weltgeschichte bei den Jägervölkern Nimrods und Assurs, bei Ninos und der Semiramis und ihrer von ursprünglicher Stammes- und Hordenherrschaft zu despotischen Eroberungsreichen gewaltsam ausgedehnten Macht; wir finden sie auch in den ältesten Erinnerungen griechischer und römischer Vorzeit, gleichwie beim Beginne des Lebens- und Kulturkreises der christlich-germanischen Völker. Das Grundprinzip und die Lebenskraft des despotischen Staates ist die Herrschaft der sinnlich-egoistischen Natur und ihrer Triebe.* Furcht nennt *Montesquieu* das Prinzip der Despotie. Auch müssen, wie *Aristoteles* und *Cicero* mit Recht besagen und die Geschichte sattsam erweist, diejenigen, welche durch Furcht herrschen, selbst stets fürchten, und zwar umsomehr, je reiner die eigene Unerschrockenheit und Willkür solche als das höchste Gesetz hinstellt. Gesetzlich anerkannte gesicherte, rechtliche Freiheit, festes Eigentum und freie heilige Persönlichkeit kennt das Verfassungsgesetz der Despotie nicht, da alle Menschen als Sachen und alles Grundeigentum vom Stärksten als Despoten (despotischen Eroberer, Oberlehensherrn) als sein Eigentum betrachtet wird.

Zweite Hauptperiode, Periode der Blüte (Jugendzeit) des Staates. Mittlere Kulturstufe des theokratischen Staates. Nicht sprungweise geht die irdische Lebensentwicklung von der Herrschaft des niedrigsten zu jener des höchsten Lebensbestandteiles. Die Familie, die Gesellschaft, das Staatsganze, dessen Organe, Institute und Kräfte sind, obgleich schon erstarkt und wirksamer, doch noch nicht reif zur höchstmöglichen Offenbarung ihrer Potenz, Sonderung und Selbständigkeit, zu voller Äußerung ihres Lebensprinzips gelangt. Für die gesellschaftlichen Verhältnisse ist dieses die Zeit der Vorherrschaft des blinden Glaubens oder theokratischen Gesetzes, die Zeit der fortdauernden äußeren Leitung aller gesellschaftlichen Schichten durch äußere göttliche Offenbarung, ihre Propheten, Auguren, Orakel, inspirierte Statthalter und Priester. So z. B. im alten Indien und Persien nach den Gesetzen des

Menu und Zoroaster, bei den Hebräern unter Moses bis zu den Königen, bei den Germanen seit der Bändigung der rohesten Faustrechtsgewalt durch die theokratische geistliche Gewalt und christliche Oberlehensherrschaft des großen abendländischen Christenstaates. In Rom ist dieses die mit Numa bezeichnete Zeit, aus welcher so viele theokratische Reste im Familien- und Staatsverhältnisse auch in den folgenden Perioden sich erhielten.[1]) Recht in einem theokratischen Staate kann nur sein, was dem sich äußerlich offenbarenden göttlichen Willen gemäß ist. Frömmigkeit oder Glaube, Tugend und weltliches Recht, Erkennen und Glauben verschmelzen daher, wie dies z. B. bei den Hebräern gänzlich, sogar in der Sprache der Fall war. Durch die beschränkte sinnliche Auffassung bekommt die Gottheit sinnliche Gestaltung, wird gewöhnlich auch Nationalgottheit, unmittelbar den Staat regierender König. An ihren sinnlichen Kultus, ihre Orakel und Altäre, ihre Tempel und Feste knüpft sich, wie in den theokratischen Zeiten der Hebräer, Phönikier, Griechen und Lateiner, das Gesellschaftsband. Lebenskraft dieses Staates und seiner Gesetze ist der blinde Glaube an die Vorherrschaft des durch höheres Gefühl und Phantasie geleiteten gläubigen Hingebens an das äußerlich sich offenbarende Göttliche. Der Gläubige, obwohl frei, wird doch als ein unter Vormundschaft des Staates stehender Minorenner behandelt. Das Vermögensrecht ist dem Göttlichen dienstbar, ein Lehenbesitz der Kirche, ein dem göttlichen Oberlehensherrn zehntpflichtiger, zunächst für die sacra privata und publica und, wie in Indien, für die Totenopfer dienstbarer Besitz.

Die Dritte Hauptperiode der Reife, des Mannesalters des Staates; es ist dies die Periode der vollendetsten selbstständigen Ausbildung aller Lebensbestandteile, Organe und Systeme und zugleich ihrer allseitig harmonisch geordneten Zusammenwirkung vermittels ihrer durch das selbständige Lebensprinzip erhaltenen zentralen Unterordnung unter den höheren Lebensbestandteil. In Beziehung auf das gesellschaft-

[1]) *Tacitus* klassische Stelle über den früheren despotischen Zustand Roms lautet wörtlich: »Numa populum religionibus devinxit.«

liche Leben ist es die Zeit des sittlich-vernünftigen freiheitlichen Rechtsgesetzes und des Rechtsstaates, des frei genehmigten, für alle verhältnismäßig gleichen harmonischen Rechtes, wie beispielsweise in den besseren Zeiten des klassischen Altertums und bei den heutigen freien Völkern. Das Grundprinzip und die Lebenskraft des vernunftrechtlichen freiheitlichen Gesellschaftsverhältnisses ist die freie innere Stimme der sittlichen Vernunft oder des Gewissens, zunächst als freie sittliche Achtung eigener und fremder persönlicher Würde, oder der Ehre und Freiheit. Die Grundverhältnisse des Rechtsstaates dieser Periode sind: Selbständiges und freies, aber friedliches und gegenseitig hülfreiches Nebeneinanderstehen der bürgerlichen Rechtsordnung und der Kirche, der jetzt gesonderten weltlichen und geistlichen Behörden und Gesetze, mit Unterordnung der Kirche unter den souveränen Staat in Kollisionsfällen; repräsentative kollegialische, gemischte (je nachdem monarchische, aristokratische, demokratische) Verfassungs- und Verwaltungsformen; Geschworenengerichte, Preßfreiheit, Versammlungsrecht.

Die Vierte Hauptperiode, des Absterbens des Staates, dessen Rückkehr zur Despotie. Dieses ist die Zeit des allmählichen Zurücktreten des Höheren aus dem Besonderen, des Auslaufens des Kreises in seinen Anfang. Das Höhere verliert nach und nach Bedeutung und Wirksamkeit, das intellektuelle Leben kehrt zum sinnlichen Egoismus, zur Trägheit zurück. Das Gesellschaftsverhältnis kehrt alsdann, wenn der höchst erfrischende Lebensgeist zurückweicht, wenn die Organe des höheren Lebens ohne zeitgemäße Verjüngung sich allmählich verbrauchen, verderben, erstarren, wenn sich die edleren Kräfte zersplittern und in Disharmonie geraten, zur Herrschaft der Sinnlichkeit und durch sie zum Despotismus zurück, wie bei so vielen alternden Völkern, so z. B. bei den Römern der Kaiserzeit.

Die näheren Ausführungen über die historische Entwicklung von Staat und Gesellschaft und deren soziale Bedeutung für die Menschheit werden im vierten Abschnitt folgen.

6. Kapitel.

Die Sklaverei.

Wenn man die natürliche und kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechtes in Betracht zieht und sie mit den zivilisatorischen Fortschritten und humanen Bestrebungen der neuesten Zeit vergleicht, so befremdet vielleicht keine Erscheinung in der Kulturgeschichte der Menschheit so sehr als die Sklaverei, diese älteste Einrichtung im Völkerleben. In der Vorzeit dürfte einer ihrer Hauptentstehungsgründe in der Besiegung des Feindes gelegen sein. Da die Jägervölker die besiegten Feinde, wenn sie sie zu Knechten gemacht hätten, nicht haben ernähren können, so erschlugen sie selbe. Von einem solchen Zustande zu dem des sklavenhaltenden Nomaden war gleichsam ein Humanitätsfortschritt. — Im Altertum gab es kein ackerbautreibendes Volk, das der Sklaverei entbehrt hätte, da das ganze wirtschaftliche System der antiken Welt auf der Sklaverei beruhte, indem man zur Verrichtung häuslicher und gewerblicher Dienstleistungen sich zumeist der Sklaven bediente, zu welchen seit uralter Zeit insbesondere die Kriegsgefangenen verwendet wurden.

Die Sklaverei war im Altertume eine wirtschaftliche Notwendigkeit, da es wegen der geringeren Arbeitsleistung, also geringer Zivilisation, sehr wenig bewegliches Kapital gab. Das letztere bestand vorzugsweise im Boden, im Vieh und in den Ernten. Da nun die Länder im großen damals durch Eroberung erworben und die Grundflächen unter die Sieger als Eigentum verteilt wurden, so war es für den Sklaven und späteren Leibeigenen sehr schwer, sich eine selbständige Existenz zu verschaffen. Viele, die sich sogar freigekauft hatten, kehrten nach einiger Zeit freiwillig in die Knechtschaft zurück; viele, die ursprünglich frei waren, gerieten durch Armut und Verschuldung in die Notwendigkeit, ihre Freiheit gegen den Lebensunterhalt zu verkaufen. Die wirtschaftlichen Ursachen der Sklaverei in ihrer härtesten Form fielen erst weg, nachdem infolge Herstellung guter Verkehrswege der Getreidehandel durch größere Arbeitsteilung eine rüstige Industrie hervorgerufen hatte.

So finden wir im Altertume die Sklaverei ebenso bei den Völkern des Orients wie bei den Griechen und Römern verbreitet, welch letztere die Sklaverei zu einem besonderen Rechtsinstitut ausgebildet hatten. Einen Haupterklärungsgrund für die Entstehung und das Wachstum der Sklaverei findet *Milford*[1]) in dem Übergange der kriegerischen Völker von der herumschweifenden Lebensart zu einer seßhaften. Die Beschäftigung des Ackerbaues, sagt er, paßte nicht zu dem Geiste eines kriegerischen freien Volkes; es bot sich daher die Idee, das Leben der Gefangenen im Kriege zu schonen, um sie als Sklaven zur Bebauung des Bodens zu gebrauchen und solchergestalt den Siegern nützlich zu machen, sehr leicht als eine natürliche Verbesserung jenes Gebrauches früherer Zeit, wo die besiegten Feinde immer getötet zu werden pflegten.

Die Inferiorität der meisten alten Völker in den nützlichen Gewerben und Künsten muß, wie *Mac Culloch* in seinem »Dictionary« richtig bemerkte, vorzüglich dem allgemeinen Gebrauch, sie durch Sklaven verrichten zu lassen, zugeschrieben werden. Nicht nur wurde aller Wetteifer und der Trieb, in den Gewerben Verbesserungen einzuführen, dadurch unterdrückt, sondern es war auch die Veranlassung, alle nützlichen Beschäftigungen gewissermaßen mit Verachtung anzusehen. Die Handwerke, von Sklaven betrieben, verblieben Jahrhunderte ohne Verbesserung und Vervollkommnung. Die Klagen über Nachlässigkeit, Verschwendung und schlechte Besorgung aller Arbeiten durch Sklavenhände sind so alt wie die Sklaverei selbst.[2])

Das Sklavenwesen verhindert ferner die Vereinigung der Interessen zwischen Armen und Reichen, zwischen höheren und niederen Ständen und zugleich das Aufkommen einer Mittelklasse. Der Reiche, der Sklaven im Überflusse hat, kann der Arbeit des Armen entbehren, und der letztere hat auf keine Weise Vorteil von dem Vermögen des ersteren. Wenn es unter solchen Verhältnissen auch für den freien Mann an-

[1]) History of Greece. I, Sekt. 4, Kap. 5.

[2]) Man lese nur, was schon die römischen Schriftsteller, namentlich *Columella* und *Plinius* darüber berichten.

ständig befunden werden würde, sich ähnlichen Arbeiten zu unterziehen, so würde er doch nie Gelegenheit dazu finden. Alle gedungene Arbeit fällt weg und der Unbemittelte, der keine Sklaven hat, muß auswandern oder freiwillig selbst Sklave werden. Überwindet ein Volk aus eigener Kraft diese Hindernisse, so arbeitet es sich eben damit zu freier Arbeit hindurch; unterliegt aber die Sklaverei einem Andrang von außen her, so kommt durch diesen Sieg auch die weitere Teilung der Arbeit, mit anderen Worten die volkswirtschaftliche Entwicklung zum Durchbruch.

Derjenige Gesellschaftszustand, der vor Einführung der Sklaverei obwaltete, ist heutzutage nur noch an den Indianervölkern Amerikas und etwa an einigen Südsee-Insulanern zu beobachten. Hier ist noch kein Bewußtsein des Gegensatzes zwischen Genießenden und Arbeitenden; soweit Ansätze dieser Entwicklung dennoch vorhanden sind, führen sie höchstens zu einem sklavenähnlichem Zustande der Frauen. Ihre Kriege werden ohne eigentliche Beutelust geführt, also auch ohne Bedacht auf das Einfangen vieler Gefangenen; die Skalpe sind die Hauptsache. Wo man von der Bedeutung der Arbeit eine Ahnung bekommt, findet die Sklaverei sich ein, wie bei den alten Mexikanern. Nach den Satzungen der Azteken, erzählt *Prescott*, gab es Sklaven verschiedener Art: Kriegsgefangene, die jedoch in der Regel dem grauenvollen Opfertode anheimgegeben wurden, Verbrecher, Schuldner des Staates, Arme, die sich freiwillig in Dienstbarkeit gegeben hatten, und von den Eltern verkaufte Kinder.

Vornehmlich in den Negerstaaten wird Sklaverei und Sklavenfang ganz eigentlich zur Grundlage des Staatsgebäudes. Bei den Mongolen hingegen scheint die Sklaverei bereits bis auf wenige Überreste verwunden zu sein, ein schlagender Beweis für das Alter wie für die Energie ihrer Kultur. Unter den Chinesen läßt sich die Sklaverei bis auf das XIII. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen. Im alten Indien scheint die Kastenherrschaft die Sklaverei verdrängt zu haben. Im alten Ägypten findet sich die Einrichtung der Kasten und die Sklaverei nebeneinander. Die Semiten haben den Handel zur Institution gemacht, und da sie die Sklaven als den wert-

vollsten beweglichen Besitz vorfanden, so betrieben sie den Sklavenhandel. Städte, wie Tyrus und Sidon, bestanden in überwiegender Mehrzahl aus Sklaven; auch in Karthago hatte es deren viele gegeben. Als Rohprodukt bezog man die Sklavenware großenteils aus Kappadozien und den Kaukasusländern, die wegen ihres schönen Menschenschlages seit den Anfängen der Geschichte von den Seelenverkäufern gesucht wurden. Auch von den Nordküsten des Pontus, sowie von ihren nächsten Nachbarn, den Juden, wußte sich das verfluchte Kanaan diese wertvolle Ware zu verschaffen.

Was die gesellschaftliche Stellung der Sklaven betrifft, so war dieselbe nach Orten und Zeiten verschieden. In aristokratischen Staaten wurde auf strenge Standesunterschiede gehalten; die demokratische Luft in Athen kam auch den Unfreien zugute und begünstigte zum Ärger der Aristokraten ein humanes gemütliches Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven. — Zustände, wie die der Heloten in Lakonien, haben mit der eigentlichen Sklaverei das wenigste gemein. Diese Leute waren höchstens als Sklaven des Staates zu betrachten, denn kein einzelner Bürger hatte an ihnen ein Eigentumsrecht. Als Sklaven des Staates aber war ihre Lage nicht viel anders als die der Untertanen eines Reichsherrn aus dem XVIII. Jahrhundert, deren Leiden auch mit den ihrigen eine Familienähnlichkeit bekunden. Sklaverei war in den alten griechischen Republiken nicht nur eingeführt, sondern wurde auch, soweit man sich zur damaligen Zeit überhaupt von dieser Menschenklasse ein Urteil bildete, für unerläßlich notwendig gehalten. Die Denker des Volkes traten nicht dagegen auf, waren sie doch großenteils selbst Sklavenhalter. *Platon* z. B., wiewohl er die Sklaverei für etwas dem natürlichen Gefühle des Menschen Widerstreitendes hält und für das Betragen gegen Sklaven sehr gesunde Grundsätze entwickelt, äußert doch keinen Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Sklaverei, so daß es ihm überflüssig geschienen haben mag, in eine Untersuchung über diesen Gegenstand einzugehen. Aus Patriotismus gibt er bloß den Wunsch zu erkennen, die Griechen möchten nicht gegen Griechen die Sitte, Überwundene und Gefangene zu Sklaven zu machen, in Ausübung bringen.

Auch *Aristoteles* erkennt zwar sehr richtig den Widerspruch an, der in dem Begriff von einem Menschen und einem Sklaven von Geburt liegt; aber er geht über diesen Punkt, der doch gerade der wichtigste ist, ohne alles weitere Bedenken hinweg, um sich bloß mit der Frage zu beschäftigen, ob es für manche Menschen gut sei, daß sie dienstbar seien und unter fremder Gewalt stünden. Von dem Grundsatze ausgehend, was nützlich sei, sei auch recht, sucht er dann die Nützlichkeit der Sklaverei für die Sklaven selbst zu beweisen, indem er zugleich meint, daß es Menschen gebe, die von Natur zur Sklaverei bestimmt seien. *Rousseau* bemerkt über dieses sophistische Räsonnement des *Aristoteles* treffend: »S'il y a des esclaves par nature, c'est parce qu'il y a eu des esclaves contre nature. La force a fait les premiers esclaves, leur l'âcheté les a perpetués.« *Aristoteles* hat hier nicht in Erwägung gezogen, daß das Sittengesetz kein Recht geben kann, die Persönlichkeit eines anderen aufzuheben.

Übrigens ist diese einseitige Ansicht der größten griechischen Denker bei den großen Vorteilen, welche die Sklavenhaltung den freien Staatsbürgern gewährte, erklärlich. Durch die Überwälzung der eigentlichen Arbeit auf die Sklaven und den dadurch bei den Bürgern erzeugten Müßiggang erklärt sich zum großen Teile die allgemeine Beteiligung am politischen Leben. Hätten die Griechen zur Verrichtung ihrer heute so sehr angestaunten Leistungen keine Sklavenhände besessen, sie hätten gewiß nicht so viel für die Bewunderung der Nachwelt hinterlassen. Das griechische Volk war strenge genommen ein Volk von bloßen Herren, die sich für ihren Teil die Pflege der Künste und Verschönerung der Lebensgenüsse vorbehalten hatten. Des Lebens Mühen und Plagen überließen sie den Sklaven und Metöken. Auch im alten Rom war der Sklave bloße Sache, Gegenstand des Handels; Sklavenkinder waren von Geburt an Sklaven, dem Herrn stand das Recht über Leben und Tod des Sklaven zu. Je mehr sich der Bereich der römischen Herrschaft ausdehnte, mußte sich, bei der starren Konsequenzliebe dieses Volkes und seiner Vorliebe für das Massenhafte, die Kluft und das numerische Mißverhältnis zwischen den Ständen erweitern. Die Behand-

lung der Sklaven, deren Zahl im alten Rom eine sehr große und deren Verwendung eine sehr verschiedenartige war, gab durch Willkür und Grausamkeit wiederholt zu blutigen Sklavenaufständen, beziehungsweise -Kriegen Veranlassung, zumal nachdem gegen das Ende der Republik die Sitte aufgekommen war, Sklaven zu Tierkämpfen und zu blutigen Fechterspielen zu verwenden. Namentlich war es der Aufstand des Spartakus, welcher gefährliche Dimensionen annahm.

Obgleich durch die Flucht aus der Sklaverei zum Volk geworden, trugen die Juden doch kein Bedenken, die Sklaverei in ihr Gesetzbuch aufzunehmen.[1]) Sie erkauften ihr Gesinde von allerlei Fremden. Wenn eine Stadt den gebotenen Frieden nicht annahm und erobert wurde, so wurde alles Männliche darinnen mit des Schwertes Schärfe erschlagen, Weiber, Kinder und Vieh aber verteilt. Auch kaufte der Hebräer sich leibeigene Knechte von den Fremdlingen, die als Gäste im Lande waren und von ihren Nachkommen, und hatte sie und ihre Kinder für immer zu eigen.

Mit dem Christentum und mit der Erhebung desselben im römischen Reiche zur Staatsreligion traten gewisse Milderungen der Sklaverei ein; diese selbst überdauerte jedoch die Zertrümmerung des abendländischen Reiches. Bei den germanischen Völkerschaften bildeten die aus Unterjochten und Kriegsgefangenen hervorgegangenen Unfreien einen besonderen Stand, dessen Angehörige sich im Laufe des Mittelalters in Hörige oder Leibeigene verwandelten. Einen milden Charakter hatte die Sklaverei schon im Altertume bei den Orientalen, bei denen sie aber selbst die Zivilisation der Neuzeit, und zwar namentlich in Ägypten, Arabien, Marokko, Persien und in der Türkei, nicht gänzlich zu beseitigen vermocht hat.

Als Papst *Alexander III.* im XII. Jahrhundert der Sklaverei ein Ziel zu setzen versuchte, unterschied er nicht nur zwischen dem Verkauf von Christen an Moslems und dem von Moslems an Christen, sondern auch zwischen dem

[1]) Die betreffenden Bestimmungen über die Behandlung und Freilassung der Sklaven finden sich im Pentateuch und in einzelnen Stellen des Alten Testamentes.

Verkauf von Christen an andere Christen. Im dritten Lateranischen Konzil verbot er die Sklaverei sogar förmlich; aber man widersetzte sich allenthalben seinen Exkommunikationen, und die Verbote des obersten Kirchenfürsten blieben ohne Wirkung.

Die am 1. Jänner 1863 in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas erfolgte Emanzipationsproklamation für alle Sklaven und ihre Nachkommenschaft war zunächst nur eine Kriegsmaßregel, wurde aber durch den Kongreßbeschluß vom 31. Jänner 1864 zum Gesetze erhoben und der Nordamerikanischen Verfassung einverleibt. Hieran schloß sich dann 1871 das Sklavenemanzipationsgesetz in Brasilien, und ebenso wurde auf Kuba die Befreiung der Sklaven unter harten Kämpfen durchgeführt. In den westindischen Kolonien Dänemarks, Hollands und Schwedens war die Sklaverei schon zuvor aufgehoben worden. Ist sonach in Amerika die Sklaverei als abgeschafft anzusehen, so ist dies in Asien und namentlich in Afrika keineswegs der Fall. Allerdings hat die türkische Verfassung vom 23. Dezember 1876 die Sklaverei für das ganze Osmanische Reich rechtlich beseitigt; aber tatsächlich besteht sie in den türkischen Gebieten immer noch, wenn auch in beschränkterem Umfange als früher. Islam und Vielweiberei sind eben der Sklaverei besonders günstig. In Zentral-Afrika bestehen Sklaverei, Sklavenjagden und Sklavenhandel in der abscheulichsten und grausamsten Weise fort. In Süd- und West-Afrika ist Sklaverei allerdings zum Teil beseitigt, teils wird an ihrer gänzlichen Beseitigung gearbeitet, namentlich infolge der diesfälligen Bemühungen des Kardinals *Lavigerie*.

III. ABSCHNITT.

Abriß der Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes.

1. Kapitel.

Alte Kulturgeschichte.

»Aus der natürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherin aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die tätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beiden Äußersten auszuruhen, und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Tätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Übereinstimmung wohltätig zu verbinden.«

Schiller, Kleine Schriften.

Die Kulturgeschichte ist die Geschichte des inneren Lebens der Menschheit in seiner natürlichen Entwicklung, sowohl nach der materiellen, als besonders nach der geistigen Seite; durch sie wird der Fortgang der Zivilisation von den niedrigsten bis zu den höchsten Formen dargelegt. Was die einzelnen Zeitalter und einzelnen Völker geleistet, wird durch die Kulturgeschichte zusammengestellt, beschrieben, charakterisiert und miteinander verglichen. Der wesentliche Unterschied zwischen Kulturgeschichte und Staatengeschichte zeigt sich darin, daß letztere eigentlich nur das Geschehene registriert und von einem festgefaßten, subjektiv-modernen Standpunkt aus zu erklären und zu beurteilen sucht, während die Kulturgeschichte mehr in das innere Leben der Zeit zu dringen und von innen heraus die Geschehnisse als Folge eines natürlichen Entwicklungsvorganges zu erklären und zu verstehen sucht. Der Mensch ist bei ihr nicht das unbedingt freie Wesen, sondern ein Produkt seiner Zeit, der Arm und das Sprachrohr des Zeitgeistes selber, in einem solchen Grade, daß er gewöhnlich mit seinen Mitmenschen in Konflikt gerät, Allgemeines.

sobald er aus dieser bestimmten Kulturepoche heraustritt oder seiner Zeit vorauseilt. Dieses Eindringen erfordert somit ein Hinausgehen über die schriftlichen und künstlerischen Denkmäler der Zeiten und eine Vertiefung in das gesamte soziale Leben; Wohnungsart, Hygiene, Kleidung, Ernährung, Sitten und Gebräuche. Rechtsanschauungen, Glauben und Aberglauben, beziehungsweise Fortschritt auf dem geistigen und sittlichen Gebiete der einzelnen Epochen. Die Kulturgeschichtsforschung tritt somit durchaus in keinen wirklichen Gegensatz zur Geschichtsschreibung, sie verkennt keineswegs die Wichtigkeit einer genauen Feststellung der Begebenheiten und den Wert einer unparteiischen Darstellung, sie sucht die Schlüssel zu einem tieferen Verständnis und zu einem genaueren Eindringen in die Ursachen der geschichtlichen Ereignisse zu geben und erklärt dadurch sattsam das große Interesse, welches sie in neuerer Zeit erregt.

Nachdem wir im vorigen Abschnitt die kulturelle Entwicklung der Menschheit in ihren Anfängen, namentlich auf dem materiellen Gebiete dargestellt haben, wollen wir im folgenden zu näherem Zwecke an der Hand eines Abrisses der Kulturgeschichte die weitere Entwicklung des Menschengeschlechtes, insbesondere auf dem intellektuellen, sittlichen und ästhetischen Gebiete verfolgen, weil wir hierdurch um so leichter einen Schluß auf die Aufgabe und Bestimmung der Menschheit zu ziehen imstande sein werden.

Im Altertume finden wir im Orient die vier selbständigen Kulturgebiete: China, Indien, Zentralasien und Ägypten, im Okzident aber die zwei Kulturgebiete: Griechenland und Rom, welche eine nähere Betrachtung verdienen.

China. In China ist die Achtung vor dem Wissen seit den ältesten historischen Zeiten (zirka 2500 v. Chr.) sehr groß und allgemein; der Stand der Wissenschaften im allgemeinen aber ein sehr geringer, da das Schematisieren immer hervortritt, das oberste Ziel der Darstellung die sprachlich-stilistische Wichtigkeit bildet und die unwissenschaftliche Methode eines höheren Standpunktes entbehrt. Die Sprachlehre beschränkte sich nur auf Wörterbücher; eine eigentliche Naturlehre und Geschichte wurde nicht gelehrt; dagegen scheinen die Natur-

wissenschaften seit den ältesten Zeiten gepflegt worden zu sein. Die Hauptwissenschaft war die genaue Kenntnis des eigenen Landes. In der Medizin herrschte Charlatanerie; entsprechend den damals bekannten fünf Planeten nahm die chinesische Medizin fünf Eingeweide, fünf Elemente, fünf Farben und Geschmäcke an; sie kennt weder die Blutzirkulation, noch die bezügliche Funktion der Lunge und unterscheidet nicht zwischen Arterien und Venen. Im künstlichen Kopfrechnen mit Hilfe der Finger haben sich die Chinesen seit jeher ausgezeichnet; auch haben sie das Rechenbrett erfunden. Astronomie und Kalenderwesen sind, soweit es sich um elementare Kenntnisse handelt, schon im Altertum in China ausgebildet worden. Um 1100 v. Chr. soll sich ein chinesischer Astronom zur Bestimmung der Lage der Himmelskörper des Gnomons bedient haben, welcher dann zu diesem Zwecke in Anwendung verblieb. Die tägliche Bewegung des Mondes, die Dauer seines Umlaufes, die Umlaufszeit der Planeten, die Konstellationen und Sternbilder waren bereits in alter Zeit in China bekannt, beziehungsweise benannt. Ihre älteste Angabe einer Sonnenfinsternis datiert von 720 v. Chr., gleichzeitig mit der ältesten von den Chaldäern zu Babylon beobachteten Mondesfinsternis. Ihre Zeitrechnung stellte ein Mondjahr auf, das von Zeit zu Zeit durch einen eingeschalteten Monat mit dem Sonnenjahr, welches zu 365 Tagen und 6 Stunden angesetzt war, ausgeglichen wurde. Sonnen- und Wasseruhren waren in China schon in den ältesten Zeiten üblich. Da sich China seit jeher von der übrigen Welt möglichst abschloß, so hat es trotz seiner in mancher Beziehung fortgeschrittenen Kultur auf die Kulturentwicklung der übrigen Völker Asiens dennoch keinen Einfluß ausgeübt.

Ein größerer Unterschied ist kaum denkbar, als der zwischen China und dem nächsten großen alten Kulturland Indien. Die dasselbe bewohnenden vielen Völkerschaften von verschiedenstem Stammesursprung, ebenso verschiedener Sprachbeschaffenheit und Zivilisationsstufe, ließen keinen einheitlichen Nationalgeist herauswachsen, sondern es bildete sich bloß ein strenger Kastengeist in den vielen kleinen und größeren Despotenstaaten des weiten Reiches. Indien.

Das Sanskrit, die älteste indogermanische Kultursprache und das ehrwürdigste Glied einer zahlreichen Familie, war im Altertum (zur Zeit der Veden) die Volkssprache Indiens und wurde vor zirka 2200 Jahren zur heiligen Schriftsprache erhoben, während sie im Volksgebrauch durch das Prakrit ersetzt wurde, das eine Reihe von Dialekten entwickelte.[1]) Die Literatur ist von sehr großem Umfang, zumal die poetische. Die ersten Schriftwerke reichen bis 1500 v. Chr. Als ältestes Denkmal der indogermanischen Literatur wird der Rig-Veda (Liederveda) angeführt, etwa 1000 Hymnen auf die Naturgottheiten. Die über alles Maß gepflegte Dichtung ist sehr verschiedenen Gehaltes; neben dem Üppigsten, Ungeheuerlichsten, Weitschweifenden oder trocken Lehrhaften das Lieblichste, Reizendste und Herrlichste. Die ganz ältere Dichtung ist streng brahmanisch-orthodoxen Charakters und im Grunde der Religion dienstbar. Eine Geschichtsschreibung haben die Inder nicht, weder eine pragmatische, noch eine kritische. Eine besondere Schöpfung sind die Yâtrâs oder Volksschauspiele in Bengalen, die an die griechische Komödie gemahnen. Den Veden waren ursprünglich drei, denen dann (im VI. oder V. Jahrhundert v. Chr.) der Athawa-Veda zugefügt wurde. Sie bestehen zum größten Teil aus Volkshymnen und Gebeten, allerlei Vorschriften und liturgischen Formeln. Eine ausgedehnte Literatur von ausgedehnten Werken und Kommentaren, wie die Upavegâs, Angas u. a. m. schließt sich an sie.

Die Wissenschaft ist wohl nach etlichen Richtungen vertreten, im ganzen aber schwach. Obenan steht die Sprachwissenschaft und die Lexikologie. Blühend war die poetische Naturanschauung, gering dagegen die tatsächliche Kenntnis der Natur. Immerhin wird die Erde als Sphäroid betrachtet, dessen Größe der alte indische Kalender ziemlich richtig angab. Die Fixsterne wurden als Sonnen betrachtet, das Steigen des Meeres schreibt schon der Ramjana dem Monde zu. Schon im grauen Altertum war die Vorstellung verbreitet, daß das Weltall ohne Anfang und Ende sei und der tiefe

[1]) Sanskrit und Prakrit, das Pali und das mit dem Sanskrit eng verwandte Zend, sind samt und sonders ausgestorbene Sprachen.

Azur des Himmels nicht mit Engelscharen, sondern einfach mit unzähligen Weltensystemen, ähnlich unserem Sonnensystem, bevölkert sei. In diesem unendlichen, strahlenden Weltenreich sei unsere Erde ein bloßes Atom der Atome. Die Jahreseinteilung entspricht der obersten Dreigottheit, indem sie drei Jahreszeiten zu je vier Monaten setzt, weshalb jeder der drei Götter vierarmig abgebildet wird. Drei Zeitkreise: der Sosos von 60 Jahren, der Neros von 600 und der Saros von 6000 Jahren. Erdkarten sind alt, aber durch religiös-mythische Vorstellungen entstellt. Die Mathematik war ziemlich ausgebildet. Eine reiche Literatur schuf die Medizin, insbesondere war die Lehre von der Entstehung und Diagnose der Krankheiten ausgebildet und die Chirurgie auf einer verhältnismäßig hohen Stufe.

Die Philosophie war durch die Poesie und die religiösen Mythen stark beeinflußt und lief größtenteils auf Theosophie aus. Auch bildeten abweichende Kosmogonien und unvereinbare metaphysisch-kosmische Probleme den Grundstock der indischen Philosophie. In ihr klafft der ärgste Riß zwischen Natur und Geist, das Auseinanderzerren von Körper und Seele; es ist der vollendete nihilistische Spiritualismus. Der monotheistische Pantheismus, der aus den Veden selbst hergeleitet werden soll, lautet im Hauptsatz: Alle Schöpfung ist Täuschung, das transszendentale Brahma allein das Wirkliche, aber ohne persönliche Existenz, rein in absoluter Unendlichkeit thronend. *Max Duncker* hat die indische theologische Philosophie ganz richtig als eine in die Abstraktion übersetzte Mythologie genannt, indem er bemerkt: »Der einheitlich abstrakte Gott (Brahma) neben und über der Vielheit der mythologischen Gestalten, die Erhöhung der Heiligen über die Götter und die dadurch notwendig erfolgende Entwertung derselben, die Verwischung der Grenzmarkung zwischen Himmel und Erde, das beständige Zusammenwerfen dieser beiden Gebiete, ebnete einer Philosophie die Wege, welche die Welt aus Begriffen und Gedanken hervorgehen läßt.« — Die indischen Philosophen haben auf den Neuplatonismus und auf die Hauptlehren der gnostischen und manichäischen Sekte des jungen Christentums stark eingewirkt.

Ägypten.

Ägypten ist der Zeit nach, soweit wenigstens beglaubigte Chronologie und Geschichte zurückreichen, ohne Zweifel das älteste Kulturland des alten Orients. An dieses Land und dessen Volk knüpfen sich die mächtigen Kulturfragen, welche, Griechenland und Rom ausgenommen, bis auf den heutigen Tag die Forschung der alten Welt wohl am intensivsten und vielseitigsten beschäftigen. Weder China, noch Indien, weil relativ erst später der geschichtlichen Kenntnis erschlossen, sind auf die europäische Zivilisation in dem Maße von Einfluß geworden, als Ägypten mit seiner ältesten und ursprünglichsten Kultur. Auch den anderen Nationen des Altertums hat die Kultur und der Geist der Ägypter imponiert und standen bei solchen in hoher Achtung. *Herodot* nennt sie die bei weitem unterrichtetsten Menschen, die er kennen gelernt, »indem sie unter allen am meisten für die Erinnerung (Geschichte) aufbewahrten.« In geistreicher und wahrer Weise hat *Hegel* die Sphinx als das sprechendste Symbol des ägyptischen Geistes erklärt: »Die Sphinx ist nach einem bewunderungswürdig bedeutungsvollen Mythus von einem Griechen getötet und das Rätsel gelöst worden: der Inhalt sei der Mensch, der sich frei wissende Geist.«

Schon 5000 Jahre v. Chr. bestand in Ägypten ein geordnetes Staatswesen, und es lassen sich hier die Anfänge der Geschichte und Kultur viel weiter zurück verfolgen, als bei irgendeinem anderen Land und Volk des Altertums. Denn die Funde im untersten Nilschlamm, dessen Ablagerungen das Alter des Landes genau bezeichnen, die uralten Denkmäler, wie nirgends so gut erhalten, dann die schriftlichen Aufzeichnungen, in der Neigung des Volkes begründet und durchs Klima merkwürdig gut erhalten: alles dies erleichtert und sichert die historische Forschung. Dieser zufolge hat schon im III. Jahrhundert v. Chr. in Ägypten ein monarchischer Einheitsstaat bestanden, so daß die ägyptischen Priester dem griechischen Weisen mit Recht zurufen konnten: »O Solon, Solon! Ihr Griechen seid nur Kinder und kein Greis ist unter euch; jung seid ihr alle in euren Seelen, denn ihr habt keinen von ursprünglicher Sage verbürgten alten Glauben in euch

und keine Kenntnis, die in der Zeit ergraut wäre.« *Bunsen* setzt dem alten Reich nicht weniger als 5863 Jahre vor dem ersten geschichtlichen Könige, vor dem großen Gesetzgeber *Menes*, eine Periode, in der Sprache und zum Teil auch Schrift schon da waren. Genau dieselbe Zeit war seit *Menes* bis jetzt abgelaufen, also über eine Myriade.

Ägypten hat im Altertum unter allen orientalischen Reichen den wirksamsten Kultureinfluß ausgeübt; es war schon in den ältesten Zeiten das Wallfahrtsziel der Gesetzgeber und Philosophen Europas und Asiens, und ein bekannter Stapelplatz des Welthandels aller drei Erdteile und später die Kornkammer Roms und Konstantinopels. Die Wissenschaften wurden von den Ägyptern mehr gepflegt als von irgendeinem anderen Volke des alten Orients; dazu half eine über alle Zweige derselben ausgebreitete Literatur. Die alexandrinische Bibliothek unter *Ptolomäos Philadelphios* zählte 400.000 Rollen. Auch die Volksbildung stand hoch; Lesen, Schreiben und Rechnen waren allgemein verbreitet. Die Sternkunde war stark entwickelt, das Kalenderwesen hoch ausgebildet. Das bürgerliche Jahr war nach dem astronomischen durch die Phönix- und die Sothis-(Hundsstern-)-Periode mit $365^1/_4$ Tagen bestimmt und die Ausgleichung des bürgerlichen Wandeljahres mit dem Mondlaufe geregelt. Die Planetenumläufe und Stationen, dann die Sonnen- und Mondesfinsternisse waren bekannt.

Nach Übergängen der Bilderschrift erhielt Ägypten die älteste Buchstabenschrift. Der Formen gab es vier: Hieroglyphen als Bilder-Wortschrift; erste Verkürzung ihrer Zeichen in der hieratischen als der Schnell- und Kursivschrift der Priester; zweite Verkürzung die demotische als Volksschrift; endlich die koptische, d. i. jene der von den alten Ägyptern abstammenden Christen (III.—VII. Jahrhundert v. Chr.). Oft sind auf ein und demselben Denkmal alle drei ersterwähnten Schriftarten nebeneinander angewendet. Diese Ausbildung von der ältesten Zeichenschrift an durch den Syllabismus hinauf bis zu dem im Konsonanten- und Vokalsystem durchgebildeten Buchstabengebrauch, ist eine der best zu verfolgenden, originellsten und vollendetsten Schöpfungen des ägyptischen Volkes,

des Menschengeistes überhaupt.[1]) Das älteste Buch der Welt ist der Papyrus Prisse, der bis in die Mitte des IV. Jahrtausends v. Chr. zurückreicht, welchem zufolge die monotheistische Auffassung schon damals in Ägypten die maßgebende und namentlich von den Priestern hochgehaltene war.[2])

Assyrien und Babylon.

Die vorhistorische Zeit zeigt in Mittelasien noch keine klar geschiedenen Stämme. Die Assyrer und Babylonier haben sich erst allmählich aus den unsicheren ethnographischen Elementen herausgeschält. In geschichtlicher Zeit stoßen wir fast durchgehends in Assyrien und Babylonien auf semitische Bevölkerung, deren Kultur auch das semitische Gepräge trägt. Babylonien (das Chaldäa der Griechen und Römer), dessen mythische Geschichte bis auf etwa 3500 v. Chr. hinaufgreift, war jedenfalls die Stätte der ältesten asiatischen Bildung, auf welche selbst China durch seine Sagen zurückweist.

Die ganze älteste Großmachtgeschichte von Alt-Babylonien und Alt-Syrien ist historisch bis ins erste vorchristliche Jahrtausend hinein in keiner Weise beglaubigt und viel mit Mythologie und Göttersage verflochten. Erst das sogenannte Neu-Babylonische Reich mit kurzer Blüte (606—509 v. Chr.), dessen größte Gestalt der Eroberer *Nebukadnezar* bildet, ist ganz sicher. Die neuzeitlichen Ausgrabungen bestätigen die biblischen Schilderungen von dem staunenswerten Luxus und der fabelhaften Pracht der Riesenstädte Assyriens und Babylons. Die Architektur und Bildhauerei standen auf einer hohen Stufe, ebenso die Industrie. Die härtesten wie die weichsten Gegenstände wurden gehörig bearbeitet. Die Glasbereitung, Kunst des Emaillierens, Töpferkunst, der Guß und das Hämmern der Metalle (Kupfer und Eisen) waren den Assyrern und Babyloniern nicht fremd. Infolge der entwickelten Industrie war auch der Innen- und Exporthandel lebhaft. Ninive war der Kreuzpunkt der großen Handelsstraßen Asiens, und die Schätze der Welt flossen hier zusammen.

[1]) Wir verdanken die diesfällige genaue Kenntnis hauptsächlich dem berühmten ägyptischen Altertumsforscher *Brugsch-Pascha*.

[2]) Wie ich dies in meinem Werk: »Die Gottesidee in religiöser und spekulativer Richtung«, S. 94, 95, dargestellt habe.

Die assyrisch-babylonische Kunst war in ihrer Art einzig. Die Bauwerke, groß aufgefaßt und genau ausgeführt, waren in ihrer Einfachheit originell: weder Säulen, noch Gewölbe, noch Fenster; das Licht kam von oben. Die Tempelbauten in Chaldäa, die Palastbauten in Assur sind prachtvoll. Die Basreliefs zeigen feine Ausbildung. In allen Bauwerken herrscht das Riesige, Massive vor; der Charakter des schwer Lastenden. Die Skulpturen waren wirkungsvoll, oft von sehr energischem Lebensausdruck; die Vasen, Siegel, Münzen, geschnittene Steine, Elfenbein- und Glasarbeiten mechanisch vollendet ausgeführt.

Wegen des unfesten Materials und des angreifenden Klimas haben sich keine feineren Kunstwerke, nicht einmal alte Bauten, erhalten. Die Stätte des einst stolzen Babylon bezeichnen bloß unförmliche Steinhügel und abgeflachte Schutthaufen. An Stelle des Sprachenturmes der Bibel stehen die Ruinen des von *Nebukadnezar* erbauten großen Belustempels in Borsippa. Auch die alte Herrlichkeit von Ninive ist früh und gründlich erloschen; bei der babylonisch-medischen Erhebung (606 v. Chr.) gänzlich zerstört, bot sie schon dem *Xenophon* bloß den Anblick eines Trümmerhaufens. — Von der babylonisch-assyrischen Malerei wissen wir so viel wie nichts, da absolut keine Denkmale dieser Kunst sich erhalten haben. — Auch in der Skulptur ging alles ins Kolossale. *Herodot* berichtet von einer Statue des Belus, die zwölf Ellen hoch war. Bildhauerarbeiten in Stein hat man fast gar keine mehr aufgefunden, wohl aber sehr viele geschnittene Zylinder und Steine, meist mit Götterbildern verziert. Gleichwie in Phönikien und Palästina waren Holzfiguren mit darübergeheftetem gehämmertem Metallblech gebräuchlich, worin sich eine sorgfältige Technik ausgebildet hatte.

Weit unbedeutender als die Kunst war die Wissenschaft in Assyrien und Babylonien, die ausschließlich bei dem chaldäischen Priesterstande lag. Namentlich wurde von solchem die Mathematik und Astronomie gepflegt und mit der letzteren auch die Astrologie verknüpft. Die chaldäische Himmels- und Sternkunde war für das ganze Altertum maßgebend und erhielt sich sogar bis übers Mittelalter hinaus.

Über die Gestirne als Weltkörper stellten die chaldäischen Astronomen bereits ans kopernikanische System streifende Ansichten auf und entwarfen Himmelskarten. Die Sonnen- und Mondesfinsternisse beobachteten und berechneten sie mit Hilfe ihres achtzehnjährigen Zyklus.[1])

Die babylonische Schrift war ursprünglich eine Keilschrift aus einfachen Strichen, ein Mittelding zwischen Bilder- und Lautschrift (Begriffsschrift). Ziegel und Tontäfelchen bildeten das Schreibmaterial. Das Duodezimalsystem bildete die Grundlage der Berechnungen, wobei die Zahl 60 als höhere Einheit fungierte. Die Einheit des Kreises in 360 Grade, des Grades in 60 Minuten, der Minuten in 60 Sekunden, gleichwie die Einteilung der Ekliptik in zwölf Teile, wie sie noch heute bestehen, sind babylonischen Ursprunges.

Die alten Perser und Meder.

Die alten Perser und Meder gehören der indogermanischen Völkerfamilie an, während die herrschenden Stämme der babylonisch-assyrischen Reiche semitischer Rasse sind. Das Perserreich, unnatürlich rasch kultiviert und zur Weltherrschaft großgewachsen, ist ebenso rasch wieder in Verfall geraten (558—330 v. Chr.). Volks- und Palastrevolutionen, fortwährende Unruhen, Greuel in der Regentenfamilie, Satrapenempörungen, Abfall der Provinzen, gefördert durch Soldtruppen und Weiberregiment: das alles beschleunigte den Untergang des Reiches.

Das Perserreich hat für die Geschichte des Orients die ähnliche abschließende Bedeutung wie das römische für das Altertum überhaupt. Die Nationalitäten sind aufgelöst und eine große Kultureinheit an ihre Stelle getreten. Im allgemeinen ruhte die Kultur der Perser und der mit ihnen stammverwandten Meder vielfach auf assyrischer Grundlage, welche fast ganz Vorderasien umspannte. Die Perser kannten anfänglich keine Götterbilder und erst in der späteren Zeit wurden Götter als sinnlich wahrnehmbare Wesen beschrieben. So lange der reine Ormuzddienst herrschte, war Persien eine auf

[1]) Das chaldäische Jahr bestand aus Mondmonaten, wobei zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahr ein Monat eingeschaltet wurde. Die Juden nahmen dieses Jahr während ihres babylonischen Exils an und behielten es bis auf den heutigen Tag.

die Religion Zarathustras gegründete Despotie, in welcher, bei gebrochener Priestermacht, alle Gewalt sich in der Person des Herrschers vereinigte, der als Stellvertreter Ormuzds auf Erden erschien und zugleich der Staat selbst war. Das Volk, ursprünglich Hirten und Ackerbauer, zerfiel in zehn Stämme mit Stammesfürsten, welche durch die Volksversammlung beschränkt waren. Durch Erhebung eines der Stammesfürsten zum Gesamtherrscher bildete sich, unter assyrischem Einflusse, später ein Despotismus der »Großkönige« aus, aber mit großer Selbständigkeit des Adels und der Teilfürsten oder Statthalter (Satrapen).

Durch die vielen Kriege hatte sich das Heerwesen bald hoch ausgebildet, namentlich seit Cyrus. Außer der königlichen Leibwache und den zehntausend »Unsterblichen« gab es ein großes, aus den verschiedensten Bundestruppen zu sammengesetztes stehendes Heer von Fußvolk und Reiterei, mit Panzern, Sichelwagen usw.

Auch in Persien stand (bis ins II. Jahrhundert v. Chr.) eine Art der Keilschrift im Gebrauch. Die Priester (Magier) hatten naturwissenschaftliche und medizinische Kenntnisse; aber besondere Leistungen wurden wissenschaftlich nicht vollbracht.

Auf dem religiösen Gebiete ragt die Zendavesta hervor, eine der ältesten und wichtigsten Religionsurkunden der Menschheit, die heilige Schrift der Parsen, eine Sammlung der erhaltenen Überreste der uralten Religionsbücher der alten Iranier, in denen die von Zoroaster (Zarathustra) zirka 1000 v. Chr. gestiftete Religion ihren authentischen Ausdruck fand.

Die Kunst ist wenig originell, am meisten noch in der Architektur, die eine große Regelmäßigkeit, Geradheit der Linien aufweist und zuerst von Babylonien, dann auch von Griechenland beeinflußt wurde. Es finden sich Felsengräber, prächtige Königspaläste (in Persepolis) mit reicher Säulenordnung (charakteristisch das Einhornkapitäl), Reliefs, phantastische Tiergestalten, unförmige Statuen.

Die Hebräer sind kein reiner, einheitlicher semitischer Rassentypus sondern stellen eine Mischung semitischer mit Hebraer.

arischen und anderen Elementen dar. Vermischungen haben bei diesem Volke schon seit alter Zeit stattgefunden. Die Hebräer ragen weder durch große Geschichtstaten noch durch hohe Kulturstufe, weder durch einen nennenswerten Grad der Wissenschaft noch durch bildende Kunst hervor; alles dreht sich bei diesem Volke um die Religion. Die abgeschlossene Lage des Landes, Palästina, in dem die Hebräer nach ihrer Seßhaftmachung erwuchsen, hat jedenfalls Anteil an der Exklusivität, die dieses Volk kennzeichnet, gehabt; durch die Religion ist sie erst recht ausgebildet worden. Obwohl sie auch auf dem religiösen Gebiete, wie auf anderen, manches von Babylonien und Persien entlehnt haben, bildeten sie es dennoch in selbständiger Weise weiter aus. Der Kulturwert ist im allgemeinen gering, eigentlich nur in der Religion und ihren Gesängen begründet; was sonst von Kultur bleibt, ist mittelasiatisch-ägyptisches Produkt. Handel, Gewerbe und Kunst (Bauten) waren den Phönikiern überlassen oder ihnen entlehnt, einzelnes stammt auch von den Ägyptern her.

In ältester Zeit waren die Hebräer Nomaden, Viehzüchter, gingen aber bald zum Ackerbaue über, der nach der Eroberung von Kanaan das Übergewicht bekam; auch der Weinbau wurde gepflegt. Der Handel war geringfügig; erst nach David und Salomo wurde er etwas schwunghafter betrieben, bis sich die Juden nach ihrer mit dem babylonischen Exil vor sich gegangenen Zerstreuung zu einem tüchtigen Handelsvolke herangebildet hatten. Vor dem Exil gab es nur ungemünztes Silbergeld. Die Hebräer lebten anfänglich in Zelten, später in flach gedeckten mit Höfen versehenen einstöckigen Häusern; die Reichen wohnten in prächtigen Palästen mit getäfelten Wänden, Teppichen u. dgl.

Religion und Staat sind nirgends enger verflochten gewesen als im hebräischen Palästina; es war eine ausgebildete Theokratie, in der die Religion alle Gebiete erschöpfte und beherrschte. Demgemäß entwickelte sich auch die nationale Herrschaftsidee von einem kommenden einheitlichen Gottesreiche. Der Monotheismus der Hebräer ist jedoch nichts Ursprüngliches, sondern das Produkt einer eigentümlichen Ent-

wicklung. Zuerst hatten die alten Juden eine ähnliche Religion wie alle semitischen Völker, und vom Götzendienste haben sie sich erst sehr spät freigemacht. Ausgrabungen aus jüngster Zeit haben gezeigt, daß in vielen Häusern Palästinas sich »Hausgötter« befanden. Der ursprüngliche Polytheismus entwickelt sich zunächst in einer Art Henotheismus, zur Erhebung des Stammgottes Elohim, Jahve (Jehova) zur höchsten Gottheit, die erst allmählich zur einzigen wahren Gottheit wurde, die engere Beziehung zum »auserwählten« jüdischen Volke aber niemals verlor. Der Gott der Juden ist gleichsam ein idealisierter Patriarch, der väterlich für seine Kinder sorgt, sie unterstützt und fördert, aber auch, wenn sie den »Bund« mit ihm brechen, streng mit ihnen ins Gericht geht. Der Gottesdienst fand ursprünglich auf Bergen statt. Spuren ehemaliger Steinverehrung sind vorhanden. Später gab es Tempel mit einem Allerheiligsten, in dem die »Bundeslade« sich befand. Der immer abstrakter werdende Monotheismus verhinderte die Ausbildung eines reicheren Mythus; Anfänge eines solchen enthält der Schöpfungsbericht, die Erzählung vom Paradiese, vom Sündenfall. Der Wille Gottes ist der Urheber alles gestalteten Seins; die Dinge sind Geschöpfe Gottes, nicht Emanationen oder Besonderungen der Gottheit. (Dualismus zwischen Gott und Welt.) Von den Persern beeinflußt ist der Glaube an Engel und an einen Satan. Der Unsterblichkeitsglaube ist erst späteren Datums.

In wissenschaftlicher Hinsicht haben die alten Hebräer nichts Nennenswertes geleistet. Das religiöse Denken hatte sich eben alle anderen Geistesregungen und Richtungen unterworfen. Auch die Dichtkunst ist mit der Religion eng verflochten; ihr und der Geschichte entnimmt sie ihre Stoffe. Neben einfacher, schlichter Ausdrucksweise erhebt sich die Sprache oft zu schwungvoller, lebendiger Darstellung, zu großartiger Bildlichkeit. Ein eigentliches Epos besteht nicht, doch ist die Bibel teilweise epischer Art. Die Lobpreisung Gottes ist das Hauptmotiv der Dichtung, die Natur wird nur soweit in Betracht gezogen, als sie das Objekt göttlichen Werdens ist; ein eigentliches Naturgefühl fehlt. An einem Drama fehlt es gänzlich. Didaktischen Charakter weisen

teilweise die glutvollen Reden der Propheten, ferner die Sprüche Salomonis auf.

Die seltsamsten Erscheinungen jüdisch-religiöser Literatur sind der Talmud und die Kabbala. Wenn wir unter jenem das ganze heidnische Schriftentum über die nachbiblische Entwicklung begreifen, so repräsentiert er das ausgebildetste System religiöser Knechtung des Menschen von Kindheit an. Anderthalb Jahrhunderte vor Christo entstanden, ungeordnet, im Verlaufe riesig angeschwellt, bildet der Talmud eine kompilatorische Zusammenstellung von Schriften aus den Gebieten der Moral und Exegese, des Ritus und der Legende. Die gleichzeitig entstandene Kabbala ist ein Sammelwerk aus Mythen und Sagen, Theosophie und Philosophie jüdisch-griechischen Gepräges. Der eigentümlichste Zweig spät-jüdischen Schriftentumes ist die Apokalyptik, ältestes dieser Art das kanonische Buch Daniel, aus der Makkabäerzeit das Buch Henoch und die Apokalypse Esra.

Die Musik ist nur als wesentliche Form des Kultus und Gebetes bedeutsam. Gesang einstimmig und Saitenspiel mit einfallenden Instrumentalchören, beide mit Eifer gepflegt, haben auch das Gottesbewußtsein und die Gottesverehrung zum Inhalt.

Die Baukunst war in Palästina nicht auf jener Stufe wie in Ägypten oder Babylonien. Auch der gepriesene, an Umfang bedeutende (360.000 Quadratfuß) Salomonische Tempel, — übrigens wahrscheinlich das Werk nicht jüdischer (phönikischer?) Künstler —, war doch nach Anlage und Kunst kein wahrhaft hervorragender Bau, wenn man ihn mit den ägyptisch-asiatischen Tempelpalästen vergleicht. Nur die Pracht der Ausstattung war glänzend, in welcher vieles an assyrische Dekoration und Ornamentation erinnert.

Phönikien, Syrien und Karthago.

Die Phönikier gehörten dem über Syrien ausgebreiteten semitischen Volkszweig an, der durch gemeinsame Sprache als ethnographische Einheit auftritt und der arämische heißt. Speziell kanaanitisch, nannten sie auch ihr Land Kanaan. Syrien und Arabien sind die Hinterländer ihrer Kultur. Was *Bötticher* von dem Volke der Karthager sagt, daß es nämlich mit der Willenskraft und Energie, dem Ernst und der Be-

harrlichkeit der Spartaner die Beweglichkeit, geistige Reizbarkeit und unternehmende Kühnheit der Athener verband, kann von dem allgemeinen Mutterstamme gelten. Im Unterschied von den anderen asiatischen Ländern war Phönikien keine Despotie, sondern eine Föderation von Stadtstaaten (Tyrus, Sidon, Byblus u. a.). An der Spitze derselben standen in den Einzelstaaten Könige, denen das höchste Richteramt und die Heerführung zukam (in den Kolonien »Suffeten«, ähnlich den römischen Konsuln), deren Macht aber durch die Priester sowie durch den Rat der vornehmen Geschlechter und durch die Volksversammlung beträchtlich beschränkt war, so daß diese Stadtstaaten mehr den Charakter plutokratischer Republiken hatten. Grundton des phönikischen Wesens war der einer kaufmännischen Kapital- und Grundherrschaft, Geldaristokratie, zumal in ihren schlimmen Zügen. Gewinn und Genuß war in diesen kleinen Städtestaaten das bewegende Triebrad aller Unternehmungen, keineswegs aber die Freiheit oder die Herrschaft nach außen in der Weise Roms, da selbst die Kolonien bloße Handelsfaktoreien an den Küsten blieben. An Handel und Schiffahrt knüpfte die Kolonisation, die großartigste geschichtliche Tat der Phönikier, welche durch Übervölkerung, politische und soziale Umwälzungen und Überfüllung mit Kapital gehoben wurde.

Außer Land-, Garten- und Obstbau, die in den fruchtbaren Landstrichen, so insbesondere in denen Karthagos, rationell und aufs sorgfältigste betrieben wurden, waren auch viele Gewerbe sorgfältig ausgebildet. So Purpurfärberei, Glasfabrikation, Weberei und Zeugfabrikation, Putz-, Schmuck-, Spiel- und Luxusgegenstände aus edlem Metall und Perlen, Bernstein und Elfenbein, Geschirre aus Kupfer und Bronze. Von den Phönikiern ist der Schiffbau zu den Römern gekommen, ebenso die Straßenpflasterung und der Drehschlitten zum Ausdreschen des Getreides.

Die Schrift der Phönikier, ob sie nun autochthon oder, wie behauptet wird, aus der ägyptischen hervorgegangen, ist der Urtypus der griechischen und damit auch unserer Schrift. Von der phönikischen Literatur ist nur äußerst Spärliches erhalten. Karthago soll eine bedeutende Literatur über prak-

tische Gegenstände besessen haben.[1]) Die Kunst hatte wenig Originelles und zeigt babylonisch-ägyptischen Einfluß. Phönikien bezeichnet in gewissem Sinne die Selbstauflösung des orientalischen Geistes. Denn dieses Seevolk, das erste und einzige, das auf der Flotte lebt, läßt sein Wesen ins Weite laufen, und so macht es in Staatsleben, Handel. Industrie und Kolonisation den Übergang zu Griechenland. Es hat ein weitaus freieres Staatsprinzip vertreten und der individuellen Kraftentfaltung viel größeren Spielraum gelassen als irgend ein anderes im Morgenlande.

Karthago war eine aristokratisch-plutokratische Handelsrepublik. An der Spitze derselben standen zwei Suffeten (sonst Könige), wesentlich mit Militärgewalt, neben ihnen zwei Räte; der große Rat (Senat) aus den vornehmsten Geschlechtern gewählt, aus 300 Mitgliedern bestehend, und der kleine Rat, ein eigener Senatsausschuß von 30 der reichsten Mitgliedern. Das gefürchtete Kollegium der Hundertmänner (eigentlich 104 Mitglieder), eine spätere demokratische Einrichtung, als Tribunal und Aufsichtsinstanz zwischen den anderen Staatsgewalten, ist bald zu einer furchtbaren Staatsinquisition ausgeartet und gab zu schweren Parteikämpfen Anlaß. Endlich die Volksgemeinde, welcher die Wahl der Magistrate zustand und eine beschränkte Teilnahme an der Verwaltung hatte. Das ganze fein berechnete Staatssystem war auf gegenseitiges Mißtrauen und kontrollierende Überwachung gestellt. Karthago verfolgte die Tendenz, den westlichen Welthandel für sich zum Monopol zu machen; daher die möglichste Ausschließung aller Fremden vom Großhandel, die große Ausbreitung des Herrschaftsgebietes, die Einschränkung der Kolonialrechte, daher ferner die bald eintretenden Konflikte mit den griechischen Küstenstädten und mittelbar später mit Rom. Vom zivilisatorischen Standpunkte aus war die Zerstörung Karthagos und die Unterwerfung von Groß-Griechenland unter Roms Herrschaft ein Verlust für die

[1]) *Sanchuniathon* aus Berytus oder Tyrus, der Moses der Phönikier, schrieb (um 1250 v. Chr.) neun Bücher Urgeschichte aus Phönikien und Ägypten, von denen wir aber nur durch die Griechen Kunde haben. *Hanno* aus Karthago hat ein berühmtes Werk über den Landbau geschrieben.

Welt, für die Zukunft Roms aber war es unumgängliche Notwendigkeit. Die Kulturgeschichte hätte einen ganz anderen Verlauf genommen, wenn Rom in diesem Kampfe unterlegen, seine Weltrolle ausgespielt geworden wäre. —

Dieses, durch Lage, Klima und Naturbeschaffenheit äußerst begünstigte Land war zur Ausbildung eines kräftigen, schönen, lebensfreudigen, nach Harmonie und Schönheit durstigen, tatkräftigen Menschenschlages wie geschaffen. Selbst- und Ehrgefühl, Tapferkeit, frohe Sinnlichkeit, eingedämmt durch den Sinn für Maß und Harmonie, Streben nach Auszeichnung, verbunden mit der Liebe zu allen Arten des Wettstreites: das waren die Charaktermerkmale der Hellenen, die sie zum klassischen Volke des Altertums erhoben. Wohl unterscheiden sich die einzelnen Stämme mannigfach; insbesondere ist der Gegensatz zwischen den rauheren, durch und durch kriegerischen Doriern und den weise veranlagten, phantasievolleren Ioniern bedeutsam. Die Stammesunterschiede sind teils durch die Verschiedenheit der Landesteile, teils aber auch durch den Grad der Rassenmischung bedingt, welche einerseits mit den Urbewohnern des Landes, anderseits mit semitischen Volksstämmen stattfand. Auch liegt in kultureller Beziehung der Zivilisation der älteren Zeit nicht wenig Semitisches zugrunde. Griechenland.

Die ältesten historischen Bewohner Griechenlands waren die Pelasger[1]), welche manche kulturelle Leistungen erzielten, die von den später eingewanderten hellenischen Stämmen aufgenommen wurden. Diese unterwarfen sich die Urbevölkerung und verschmolzen mit derselben zu einer Völkerschaft. Wohl waren die Griechen niemals ein einheitliches Volk, sondern zerfielen in die vier Hauptstämme der Achäer, Dorier, Ionier und Äolier mit einer Reihe von Unterstämmen. Für die Kultur kamen besonders die Ionier, vertreten durch Athen, und die Dorier, vertreten durch Sparta, in Betracht.

Der angeborene Individualitätstrieb und das »agonale« (wettstreitsüchtige) Streben der Hellenen bekunden sich zu-

[1]) Ob der illyrische Volksstamm, wie von mancher Seite behauptet wird, mit den in Griechenland uranfänglichen Pelasgern identisch sei, will dahingestellt bleiben.

nächst darin, daß eine beständige Rivalität zwischen den einzelnen politischen Schichten, beziehungsweise Stämmen bestand, daß sonach trotz gelegenheitlicher »Bünde« ein einheitlicher Gesamtstaat nicht zustande kam. Doch fühlten sich die einzelnen Stämme und Staaten trotz ihrer ewigen Eifersüchteleien als Glieder einer durch Abstammung, Sprache, Religion und Tracht verbundenen, allen »Barbaren« sich gegenüberstellenden Nation. Groß war der Patriotismus innerhalb der engeren Gemeinschaft: Macht und Ruhm des Staates (Politeia) zu fördern, war das höchste Bestreben derselben.

Der rote Faden, der die Geschichte der Griechen durchzieht, ist die sich ablösende, sehr ungleich lange dauernde Hegemonie je eines der vier Volksstämme und darnach des fünften, d. i. makedonischen. Jeder bleibt eine Zeitlang Führer, und sobald sie alle sich ausgelebt haben und erschöpft sind, ist auch das Leben Alt-Griechenlands zu Ende.

Das älteste »heroische« Zeitalter zeigt uns die Herrschaft einer patriarchalischen Gentilverfassung mit Stammesfürsten, an deren Spitze ein Volkskönig steht, dessen Macht durch die Stammes- und Sippenfürsten, gleichwie durch den Rat der Freien sehr beschränkt war. Es folgte darauf ein »aristokratisches« (oligarchisches) Regiment und später die Demokratie, die, insbesondere in den dorischen und ionischen Staaten, bald zur Tyrannis und bald zur Pöbelherrschaft (Ochlokratie) ausartete. In Sparta erhielt sich dauernd die Oligarchie in der Form der Herrschaft der Vollbürger (Spartiaten) über die Perioken (bäuerliche Umwohner) und Heloten (Staatshörige). Ein nominelles Königtum (zwei Könige) blieb bestehen, beschränkt durch das aus fünf Gliedern bestehende Ephorat und den aus 28 Geronten bestehenden »Rat der Ältesten« (Gerusia). Bekannt ist die dem *Lykurg* zugeschriebene spartanische strenge Gesetzgebung, die auf Heranziehung einer abgehärteten, tapferen, militärisch geschulten Bürgerschaft abzielte. Dem Staatswohle mußte sich alles unterordnen, auf die einzelnen Staatsbürger wurde wenig Rücksicht genommen. Dies zeigt die Einrichtung der von Zeit zu Zeit widerholten Landaufteilung unter die Vollbürger; die öffentliche und strenge Jugenderziehung, die Sitte

der gemeinsamen Männermahlzeiten (Syssitien), der Brauch der Aussetzung schwächlicher Kinder, die Regelung des Geschlechtsverkehres von Staatswegen, die Einschränkung des Handels nach außen und die ausschließliche Gestattung eisernen Geldes u. a.

In Athen, diesem »Kopf von Hellas«, regierten nach dem Opfertode des letzten Königs, *Kodros*, Archonten, erst lebenslänglich, dann zehn Jahre, endlich neun Archonten auf ein Jahr. Daneben bestand eine gesetzgebende Versammlung, der Rat der Vier-, später Fünfhundert und die Volksversammlung (Ekklesia). Es bestanden ursprünglich vier Phylen (Stämme). Der Adel der Eupatriden (Großgrundbesitzer) unterdrückte mittels eines harten Schuldrechtes die beiden anderen Stände, Bauern und Gewerbetreibenden, deren Mitglieder vielfach in Schuldknechtschaft gerieten. Nach *Drakons* harter Gesetzgebung brachte *Solons* neue Gesetzgebung (594 v. Chr.) bedeutende Reformen. Eine timokratische Verfassung trat ins Leben, indem in bezug auf Besitz, Rechte und Pflichten die Bürgerschaft in vier Klassen eingeteilt wurde: die Fünfhundertscheffler, Ritter, Zeugiten und Theten. Der ersten Klasse wurden die Archonten (höchsten Beamten) entnommen, aus denen sich auch das Areopaggericht als höchste staatliche Aufsichtsbehörde zusammensetzte. Durch die Reform des *Kleisthenes* wurde (509 v. Chr.) das »Scherbengericht« (Ostrakismos) eingeführt, durch welches jeder als staatsgefährlich erscheinende Bürger verbannt werden konnte. Zugleich wurde die Wählbarkeit der unbesoldeten Beamten (Prytanen) festgesetzt. Der Kriegsdienst war nur Pflicht und Recht der Freien; die an Zahl überwiegenden Sklaven und Hörigen (Metöken) dann die Schutzverwandten, welche in einer Art von Klientenverhältnis zu den Vollbürgern standen, waren die eigentlichen Arbeiter des Landes, die den Bürgern die Lasten des Erwerbes abnahmen und die Ausbildung geistiger und politischer Anlagen ermöglichten.

Früh schon besaßen Griechenland und Makedonien ein ausgebildetes Heerwesen mit eigentümlicher (auch theoretisch gepflegter) Taktik; die bedeutendsten Männer des Landes wandten sich seiner Ausbildung und mit nicht ge-

ringerem Eifer derjenigen seiner Flotte zu, zumal seitdem es von außen angegriffen wurde. Waffen- und Heeresordnung erfuhren gewaltige Wechsel seit den homerischen Kämpfen bis auf die persisch-makedonischen Söldnerdienste herab. Übrigens war die griechische Kriegsmacht niemals groß. Das stattlichste Heer, so viel weder vor- noch nachher je wieder zusammengebracht worden ist, vereinigte der zaghaft zaudernde Spartanerkönig Pausanias vor der Schlacht bei Platäa, in Summa etwa 110.000 Mann. Eigentümlich im altgriechischen Kriegswesen, bevor die Reiterei auftrat, waren die Streitwagen, auf dem die Anführer standen, in Athen gepflegt, am vorzüglichsten im ebenen Thessalien; der Zweikampf der Führer und Helden spielte eine große Rolle. Schon die älteste Zeit schied Schutz- und Trutzwaffen, bei den letzteren Nah- und Fernwaffen (Schwert, weniger Keule und Streitaxt, Wurfspieß, Bogen und Schleuder). Nach der dorischen Wanderung schwindet der Streitwagen heroischer Zeit, die Reiterei nimmt ihre Stelle ein. Hauptkämpfer waren die schwerbewaffneten Fußgänger (Hopliten). Den früheren Einzelkampf absorbiert in späterer Zeit der Kampf in geschlossenen Massen.

In der heroischen Zeit bildeten Jagd und Krieg nebst Viehzucht und Ackerbau die Beschäftigung der Griechen. In späterer Zeit finden wir, daß der spartanische Vollbürger Ackerbau und Gewerbe den Heloten und Sklaven überlassen muß. Vielfach waren aber in Griechenland Gewerbe und Handel nicht verachtet, ja in einigen Staaten oder Städten standen sie in hoher Blüte. War auch in Athen die Politik die wichtigste Beschäftigung des Bürgers, so gab es deren doch nicht wenige, die sich mit der Landwirtschaft befaßten, und wenn auch das Gewerbe vielfach in den Händen von Metöken und Unfreien lag, so gab es doch auch bürgerliche Gewerbetreibende und Handwerker, die freilich nicht im besonderen Ansehen standen. Als Geld diente in der Urzeit Kleinvieh; seit dem VIII. Jahrhundert v. Chr. gab es gemünztes Metallgeld. Die Tempel waren zugleich Banken, Schatzkammern. Industrieller Großbetrieb ward in Fabriken durch Sklavenhände betrieben. Töpferei, Gerberei, Metallarbeit und andere Gewerbe waren sehr ausgebildet.

Kein Volk des Altertums hat auf dem geistigen und ästhetischen Kulturgebiete so Hervorragendes, Grundlegendes geleistet als die Hellenen. Ihre Kunstprodukte und philosophischen Systeme sind epochemachend und vorbildend für die ganze spätere Kulturgeschichte aller Weltteile, und selbst die Neuzeit schöpft aus dem unerschöpflichen idealen Born des alten Hellas.

Aus unscheinbaren Anfängen hat sich die altgriechische Kunst allmählich zur höchsten Meisterschaft in bezug auf edelste Harmonie der Formen und wunderbare Idealisierung der Gestalten emporgeschwungen. Hier ist von der orientalischen Überfülle, Verschwommenheit, Unregelmäßigkeit und Starrheit nichts zu erblicken; alles ist kunstvoll edel, ideal, vollendet. Nach der einleitenden pelasgischen Periode, in der sich ägyptisch-orientalische Einflüsse geltend machten, wird der bekannte Tempelstil herrschend, der später auch auf andere öffentliche Gebäude übertragen wird, und mit seinem strengen Ebenmaß in der Anlage, mit dem Giebel, Fries, Metopen, das Gebälk von einer oder mehreren Säulenreihen gestützt, einen erhabenen Eindruck macht. Dieser Stil tritt aber in mehreren Formen auf. Zunächst in einfacher, etwas gedrungener Gestalt, mit dem Charakter des Ernsten, Feierlichen, mit ziemlich dicken Säulen: der dorische Stil; dann in reicherer Ausschmückung mit schlankeren Säulen, zierlicherem Kapitäl, mit buntbemaltem, reliefgeschmücktem Fries: der ionische Stil; endlich mit dem noch reicher verzierten korinthischen Kapitäl.

Wie die Baukunst, steht auch die Plastik wesentlich im Dienste der Religion, aber erstens nicht einseitig, denn es fehlt nicht an Statuen verdienter Männer, und zweitens nicht mehr, wie im Orient, bloß symbolisierend, sondern um der Schönheit selbst willen gepflegt. Allmählich macht das Steife, Starre der ältesten bemalten Holzfiguren und der archaistischen Statuen jener milderen, anmutvollen oder erhabenen Strenge und Ruhe der Blütezeit Platz. So in des Atheners *Phidias* (V. Jahrhundert v. Chr.) herrlichen, Menschliches und Göttliches vereinigenden Schöpfungen, welche die höchste Vollkommenheit dieser Art erreichen. Nach dem

peloponnesischen Kriege tritt die Neigung zu größerer Sinnlichkeit, Weichheit, Zierlichkeit der Skulpturen ein, und es werden jetzt auch dementsprechend gerne Gottheiten wie Aphrodite, Dionysos, Eros u. a. dargestellt. Meister dieser neuattischen Schule sind *Skopas* und *Praxiteles*, während im Peloponnes als kraftvoller Erzbildner sich besonders *Lysippos* hervortat.

In der letzten Periode griechischer Kunstentwicklung zeigt sich, parallel mit der Erschlaffung des Nationalbewußtseins, mit dem Eindringen fremder Einflüsse und dem Hofleben der Diadochen, ein gewisser Verfall der Plastik, indem das an sich berechtigte Streben nach Wiedergabe des Lebensvollen, Bewegten, Leidenschaftlichen oft in Schwulst, übermäßiges Pathos und Effekthascherei überging. Aus der Schule von Rhodus gingen Kolossalwerke, wie die riesige Statue des Sonnengottes (der berühmte »Koloß von Rhodus«) hervor; daneben leistete besonders die Schule von Pergamon noch Bedeutsames.

Die altgriechische Malerei war mit der Plastik und Keramik eng verknüpft; doch gab es auch Wand- und Tafelgemälde. Sowohl in der Zeichnung als in der Farbengebung und Charakteristik wurden hohe Leistungen erzielt, so besonders von den Malern *Zeuxis, Parrhasion, Apelles*. Wie großes aber auch die Malerei geleistet, sie war auf viel beschränktere Mittel angewiesen als die moderne; sie kannte weder die Luft- noch die Linearperspektive, war bis zur makedonischen Zeit auf vier Farben (schwarz, weiß, rot und gelb) beschränkt und bewies die Hauptkunst in der Zusammenstellung derselben und der Zeichnung. Der Farbenreichtum war niemals groß und scheint nicht über das hinausgegangen zu sein, was die vollendeten Vasengemälde bieten; erst sehr spät kamen glänzendere und teuere Farbenvorträge auf.

Eigentümlich und schwer zu beurteilen ist in der alten Welt die Stellung der Musik. Die Griechen widmeten ihr als einem mildernd humanisierendem Elemente, das sogar in der Gesetzgebung betont ist, hohe Pflege; doch ist uns die Art ihrer Behandlung wenig bekannt. Alt war das Spiel der Saiteninstrumente, die alle, auch die Harfe, unter dem Namen

Leier auftraten. Daneben Flöten und Blechinstrumente (Trompeten und Hörner). In der besten Zeit hielt sich die Musik in engster Verbindung mit der Poesie, eigentlich als deren Dienerin, um ihre Wirkung in der Aufführung zu erhöhen, und im Grunde war sie selber nur plastisch, schön gebaute, rythmisch und melodisch bezeichnungskräftig abwogende Poesie.

Die ungemein reiche und bildungsfähige hellenische Sprache entwickelte bis auf Alexander den Großen herunter vier gleichberechtigte Dialekte; erst von da an war das modifizierte Attische die allgemeine Sprache des Landes. Die reichste und schönste Blüte trug die Literatur in allen Gattungen der Poesie. Diese war schon in der ältesten Zeit eine originalnationale Schöpfung nach Inhalt und Form. Was den Orientalen die Religion, das war den ältesten Griechen die Heldendichtung, Homer ihre Bibel. Die lyrische Dichtung blühte wesentlich bei den Doriern und Äoliern, während das Epos bei den asiatischen Ioniern wuchs; das Drama in seiner großartigen Blüte war die Schöpfung Athens. Das Theater als Kunsttempel war förmliche Staatsanstalt im Dienste der allgemeinen Bildung, von größtem Einflusse aufs öffentliche Leben. Die alexandrinische Zeit bezeichnet das Sinken der dichterischen Kraft; vom originalen Leben und Schaffen keine Spur mehr. Die wenigsten dieser Epigonen nahmen ihre Stoffe aus sich, sie ließen sich solche geben; es ist überwiegend poetisch eingekleidete Gelehrtenarbeit mit versifiziertem Beiwerk.

Eine der feinst ausgebildeten Kunstgattungen war die Redekunst, welche die verschiedensten Formen entwickelt hat. Späterhin drangen Schwulst und Prunk der asiatischen Rhetorik in die griechische ein und verdarben diese Kunst wie die anderen. Die altgriechische Geschichtsschreibung knüpft an das mythologische Epos, ja *Herodot* behandelt die Geschichte noch als historisches Epos — Schicksalsoffenbarung. *Thukydides* legt tiefdurchdachten völkerpsychologischen Pragmatismus in die Geschichtsschreibung, die bei ihm großartig und gedankenschwer, ebenso kraftvoll wie fein in der Charakteristik ist.

Während alle Völker des Altertums sich mit der von ihnen geschaffenen Kosmogonie und Theogonie begnügten, ohne weiter über das Weltproblem und die Natur der Dinge nachzudenken, bildete sich bei den Hellenen seit dem VI. Jahrhundert v. Chr. ein philosophisches Denken heraus, das anfänglich von bloßen spekulativen Erklärungen ausgehend, sich nach und nach zu den abstraktesten Denkregionen hinaufschwang — ein geistiger Prozeß, der von *Thales* bis auf die letzten Neuplatoniker durch beinahe zwölf Jahrhunderte andauerte und für die Philosophie aller späteren Zeiten grundlegend war. »Bei den Griechen zuerst löst sich das begriffliche Denken von der mythenbildenden Phantasie ab, hier erst wird in methodischer Weise ein System allgemeiner Begriffe geschmiedet, durch die der Zusammenhang der Dinge aus natürlich-geistigen, unpersönlichen Ursachen und Kräften abgeleitet werden kann, hier erst wird das Forschen nach Erkenntnis Selbstzweck« (*Dr. Eisler*).[1])

Die Naturerkenntnis der Griechen war nicht bedeutend, weil ihnen unser neuzeitliches Haupthilfsmittel zum tieferen Eindringen in das Naturgeschehen, das Experiment, nur in geringem Grade zu Gebote stand. *Aristoteles* und sein Schüler *Theophrastos* begründeten eine Wissenschaft der Physik, letzterer auch eine astronomisch-geographische Erdkunde. Als Begründer der astronomischen Wissenschaft wird der Knidier *Eudoxos* genannt, der namentlich die Bewegung der Planeten zu erforschen suchte und das bürgerliche Jahr ordnete. *Aristarchos* beobachtete (272 v. Chr.) das Sonnensolstitium zu Alexandrien und stellte die Lehre von der Achsendrehung und Bewegung der Erde um die Sonne auf, war also der Vorläufer des *Kopernikus*. *Eratosthenes* beobachtete am genauesten die Schiefe der Ekliptik; *Hipparch* war der erste, der in genialer Weise das induktive Verfahren auf die Himmelskunde anwandte, er stellte die Lehre von den Epizyklen auf. *Euklides* legte die uner-

[1]) In nähere Ausführungen über die griechische Philosophie des Altertums kann hier selbstverständlich nicht eingegangen werden. Jene Leser, die sich für solche interessieren, finden sie in meinem Werk: »Das Weltproblem und der Weltprozeß«, S. 48—62.

schütterlichen Fundamente der Mathematik, ist aber noch nicht zur Trigonometrie vorgeschritten, welche erst *Hipparch* begründete. *Archimedes* legte das Fundament zu einer Statik fester Körper; großartig war für jene Zeit seine mechanische Konstruktion.

Schwach waren die anatomisch-physiologischen Kenntnisse der Griechen. Der berühmteste Arzt des Altertums, *Hippokrates von Kos*, der zuerst die Medizin zur Wissenschaft erhob, soll keinen bestimmten Begriff von Muskeln gehabt haben.

Unter den altitalischen Völkerstämmen waren die Latiner der Kern der Römer, die daneben noch sabinische Elemente aufnahmen. Der älteste bekannte Stamm sind die Ligurer, im italienischen Nordwesten (Busen von Genua) bis zur Loire sitzend. Unmittelbar östlich neben ihnen das berühmte Bronzevolk der Etrusker, das sich bis zur Adria ausbreitete und Kolonien in Unteritalien stiftete. Am Ostabhange des Apennin und westlich bis zum Tiber saßen die Umbrer. In Unteritalien wieder besondere Stämme: Lukaner, Calabrer, Apuler. Keiner dieser italischen Volks- und Sprachstämme beschäftigt die Forscher intensiver als die Etrusker, welche in Italien zuerst die Kultur begründet haben. Man weiß bis heute nicht bestimmt, ob sie der indogermanischen oder der hamitosemitischen oder gar der mongolischen Rasse angehörten. Ebenso unbestimmbar ist ihre Sprache; ihre Schrift haben sie durch Vermittlung der Griechen der phönikischen nachgebildet. Sie bildeten eine Föderation von zwölf Stadtstaaten, an deren Spitze je ein König stand. Hauptbeschäftigung der Etrusker war neben der Viehzucht Ackerbau und Handel. Ihre Religion ist von der griechischen beeinflußt, nähert sich aber durch eine gewisse Düsterheit und Härte vielfach orientalischen Religionen; die Institution ihrer Wahrsager ging auf die Römer über. Wie die Babylonier hatten die Etrusker das Duodezimal-Zahlensystem. Naturkunde und Medizin wurden gepflegt. In der Architektur sind sie teilweise von den Griechen beeinflußt (etruskische Säulenordnung) teilweise originell, besonders in bezug auf Nutzbauten (Aquädukte, Grabbauten). Die Plastik ist zuerst der orientalischen, später

Etrusker und Römer.

der griechischen ähnlich. Meister waren die Etrusker in Tongefäßen, Terrakotta- und Erzarbeiten, im Kunstgewerbe überhaupt. Ihre Gemälde wiesen eine Mischung nationaler mit griechischen Elementen auf, neigen bald zum Phantastischen, bald zu düsterem, geheimnisvollem Ernst. In der Musik waren die Etrusker die Lehrer der Römer. Für Rom ist Etrurien ein höchst gewichtiger Faktor geworden; es war zur Zeit der Besetzung durch die Römer ein überreiches Land geworden. Alter Reichtum und nützliche Kenntnisse lagen für die jungen Eroberer da aufgespeichert, aber auch alte Vorurteile und die unausbleiblichen Laster, die sich im lagernden Reichtum entwickeln und deren Keime in die römische Welt übertragen wurden.

Was das Entstehen des Römischen Staates anbelangt, so ist bekanntlich aus der Vereinigung der Angehörigen mehrerer Volksstämme von Latinern, Sabinern, vielleicht auch von Etruskern, um einen anfangs kleinen Festungsort der Kern des römischen Volkes entstanden, eines Volkes von Ackerbauern, das aber infolge der Notwendigkeit der Verteidigung gegen umwohnende Völkerstämme und des Strebens nach Vergrößerung des Gebietes bei anwachsender Menschenzahl zu einem Volke kriegerisch und politisch außerordentlich tüchtiger Männer wurde. »Der Umstand, daß Rom von Anfang an den Charakter einer politischen Gemeinschaft hat, erklärt schon die große Herrschaft des staatlichen Prinzipes gegenüber der Individualität, die unbedingte aber gewollte Unterordnung der einzelnen unter die Interessen und Zwecke des Gemeinwesens, die so überaus hohe Schätzung patriotischer Tugenden und die Aufopferungsfähigkeit der Bürger bis zur Zeit der Entartung. Die Angelegenheiten des Staates waren auch die Angelegenheiten jedes einzelnen Staatsbürgers; ein hohes Solidaritätsgefühl beseelte und vereinigte alle Bürger. Ernst, würdevoll, strenge bis zur Härte war der Römer der älteren Zeit, nüchtern und praktischen Sinnes, ohne besondere Anmut und Phantasie, ohne andere Ideale als das der Mehrung der nationalen Macht. Einfach, schlicht, derb im Leben und in der Sitte, konnten die Römer, im Besitze ungeheuerer Energie und Zähigkeit, die Herren

nicht bloß ganz Italiens, sondern schließlich auch des größten Teiles der damals bekannten Welt werden« *(Dr. Eisler)*.

Für die Kenntnis der inneren Gestaltung des Römerreiches ist die Verfassungsgeschichte, welche bei allen Staaten der alten Welt, Griechenland nicht ausgenonmen, zurücktritt, von imminenter Bedeutung. Die Entwicklung der Staatsverfassung knüpft an folgende Grundbegriffe. Die drei Stämme der Quiriten zerfielen ursprünglich in 30 Zünfte (Kurien), 300 Geschlechter (Gentes) und 3000 Familien. Ihre Mitglieder waren Vollbürger, Patrizier. Dazu kamen nun die persönlich freien Schutzgenossen, Klienten (fremde Ansiedler) und weiter die Plebejer, als Bürger zweiten Ranges, aus der Verpflanzung latinischer und anderer Bürger hervorgegangen. Aus der Schar von Kriegsgefangenen und deren Nachkommen vermehrte sich hauptsächlich die in der Folge eine bedeutende, aber rechtlose Majorität bildende Sklavenklasse; eine neue Klientschaft erstand in den Verhältnissen der »Freigelassenen« zu den Vollbürgern.

Einen wichtigen Bestandteil der römischen Geschichte bildeten die Kämpfe um Macht und Recht, die zunächst zwischen Patriziern und Plebejern, dann aber, als nach dem Vorrücken der letzteren sich ein Gegensatz zwischen Nobilität (Amtsadel) oder den Optimaten und den gewöhnlichen Plebejern, sowie dem Ritterstande (Geldadel) herausgebildet hatte, zwischen diesen neuen Klassen herrschten. Dazu kam noch die Rivalität zwischen römischen Bürgern und römischen Bundesgenossen und Untertanen. Zuerst war die Verfassung eine aristokratisch-monarchische; der König regierte, eingeschränkt durch den Senat (Rat der Gentilvorstände) und durch die Kuriatkomitien, die patrizischen Versammlungen. Durch die Verfassung des Servius Tullius wurden Patrizier und Plebejer nach timokratischem Prinzip neu gegliedert, indem das ganze Volk nach dem Vermögen in fünf Steuer- und Heeresklassen mit 193 Zenturien eingeteilt wurde; es kamen nun die Zenturiatkomitien auf. Nach der Vertreibung des letzten Königs (Tarquinius Superbus, 510 v. Chr.) ward Rom eine aristokratische Republik mit zwei jährlich wechselnden Konsuln an der Spitze; zeitweise, bei Kriegsgefahr,

konnte auch ein unbeschränkter Diktator gewählt werden. Oberste Behörde blieb der Senat, und es entstanden eine Reihe wichtiger Ämter, um deren Erlangung die Plebejer so lange kämpften, bis ihnen der Zutritt zu allen (Prätur, Quästur, Ädilität, Zensur usw.) möglich wurde. Durch die Einrichtung des Volkstribunates, sowie der Tributkomitien, die immer mehr ausschlaggebend wurden, erlangten die Plebejer allmählich volle politische Gleichberechtigung und Macht. Die durch wiederholte Bürgerkriege entstandene Anarchie der Verhältnisse begünstigte das Aufkommen des Cäsarentums und Rom wurde schließlich ein Kaiserreich, anfänglich durch den Senat eingeschränkt, später aber mit absoluter Regierung des Herrschers, mit einem glanzvollen Hofstaat und einer ausgedehnten Bureaukratie und Militärregierung.

Die Gerichtsbarkeit lag zuerst bei den Königen, dann teilweise bei den Magistraten und teilweise beim Volke selbst, zuletzt beim Kaiser und dessen Beamten. Geschworenengerichte gab es noch in der Kaiserzeit. Wie die Griechen in der Kunst und Philosophie, so wurden die Römer durch ihr großartig ausgebildetes, von ungemein logischer Kraft zeugendes Rechtswesen die Lehrer und Vorbildner aller anderen Nationen. Aus einem bloß mündlichen Gewohnheitsrechte ging zunächst die Kodifikation der Zwölftafelgesetze hervor; auf Grund deren Erweiterungen durch Prätoren- und kaiserliche Edikte, sowie Juristenaussprüche, entstand unter Justinian das spätere Corpus juris, ausgearbeitet durch Tribonianus u. a.

Ursprüngliches Fundament der Lebensweise war Ackerbau und Viehzucht, daneben Garten- und Obst-, Öl- und Weinbau. Während in den ältesten Zeiten der römische Bürger sich nicht scheute, persönlich den Boden zu bearbeiten, waren es später Sklaven, die die ländlichen Arbeiten verrichteten. Wie der Grieche, so verachtete auch der Römer das Handwerk und den Kleinhandel, die deshalb in beiden Ländern nur von Sklaven und Freigelassenen oder niederen Plebejern betrieben wurden. An einem gewerbsfleißigen Mittelstande fehlte es gänzlich.

Der für Rom entscheidendste staatlich-gesellschaftliche Faktor war von Anbeginn der Krieg, so daß hier schon früh ein sehr entwickeltes, vorzüglich organisiertes Heerwesen und eine zweckmäßige Kriegskunst unter Verbesserung der diesfälligen griechischen Einrichtungen Platz griffen. Die Heereseinteilung lief anfänglich genau parallel mit der bürgerlichen; es gab kein stehendes Heer, sondern bloß eine Miliz aller kriegstüchtigen Bürger. Erst nach den punischen Kriegen sah sich Rom infolge der unruhigen Haltung der spanischen Völkerschaften gezwungen, ein stehendes Heer einzuführen, das aus Angehörigen verschiedenster Nationen (Bundesgenossen, Provinzialen) bestand.

Die Sprache der Römer, das Lateinische, ist ein dem äolischen Dialekte des Griechischen zunächst verwandter Zweig des indoeuropäischen Sprachstammes; die römische Schrift eine Weiterbildung der griechischen. Die Sprache war für die Dichtkunst nicht besonders angetan, auch nicht für die Philosophie; nur die Prosaliteratur hat sich naturgemäß entwickelt, insbesondere die Geschichtsschreibung, in der sich *Sallust*, *Livius* und *Cäsar*, am meisten aber *Tacitus* hervortaten. Hohen Wert legten die Römer auf Beredsamkeit als den Gipfel der Prosa, die gleich sehr vom öffentlichen Leben getragen wie von den bedeutendsten Staatsmännern gepflegt und ausgebaut wurde. Da die praktischen Römer dem Rechtswesen hohen Wert beimaßen, so entwickelte sich die Jurisprudenz ganz besonders originell.

In der Kunst waren die Römer wenig urwüchsig, sondern zuerst etruskisch, dann griechisch bedingt, schließlich sogar orientalisch. Am selbständigsten erscheinen die römischen Nützlichkeitsbauten, die sowohl in Italien als in den Provinzen ausgeführt wurden und durch ihre ausgezeichnete Konstruktion den Wandel der Zeiten überdauerten, so insbesondere die Aquädukte, Brücken, Kloaken, Triumphbogen, Bäder, Basiliken. Die an diese Bauten sich anlehnende Plastik warf sich insbesondere auf historische Darstellungen in Reliefs, wovon die bedeutendsten die am Titus- und Trajansbogen. Wohl das berühmteste Werk römischer Bildnerei ist der Apollo vom Belvedere, übrigens gewiß aus der Hand eines

Griechen. Die Wandmalerei der Paläste erfuhr die ausgedehnteste Pflege, Zeugen die pompejanischen Wandbilder. —

Kelten. Vermöge ihrer Lage im äußersten Westen Europas sind die Kelten für das erste Volk indogermanischen Stammes in diesem Weltteile zu halten, zweifelsohne älter als die Hellenen und Italier. Sie drangen bis nach Gallien und den britischen Inseln vor, wo sie die ältesten historisch bekannten Einwohner bildeten; von da aus verbreiteten sich die Kelten nach Spanien, Ober-Italien, Deutschland, Österreich und Griechenland, wobei sie sich mit Iberern, Germanen und Römern vermischten, nicht ohne die fremden Rassen und Kulturen durch ihre eigene zu modifizieren. Dieses weitverbreitete Volk war im Altertum infolge seiner frühzeitig hochentwickelten Kultur ein bedeutender Kulturträger für einen großen Teil Europas. Die Volkseigenschaften waren seit jeher: große geistige Regsamkeit, bewegliches Temperament, Streitsucht und Hang zur Prahlerei, Ritterlichkeit, Kriegslust und hoher Freiheitssinn. Ihre Sprache war klangvoll, formenreich und regelrecht ausgebildet, zu allen Ausdrucksweisen und Widergabe der Gefühlsnuancen geschickt und fähig, daher auch ihre Dichtkunst der griechischen nicht nachstand.

Hinsichtlich der materiellen Kultur gingen die keltischen Völker der Rhein- und Donaugegenden ihren germanischen Nachbarn im Norden und Nordosten in allen Künsten des vorgeschrittenen Lebens lange voraus. Anfänglich Nomaden, dann auch Ackerbauer, war ihre vornehmste Tätigkeit alsbald die kriegerische, indem die Arbeit in der Folge immer mehr den Hörigen überlassen wurde. Im Bergbau, in Bronzearbeiten, Töpferei, Baukunst, Straßenbau leisteten die Kelten seinerzeit Hervorragendes. Namentlich aber verfertigten sie vortreffliche Waffen, unter denen das lange keltische Schwert, die Lanze und der Helm charakteristisch sind.

Die Kelten besaßen ein nominelles Königtum, eine aristokratische Verfassung und eine Hierarchie, das Druidentum, eine Art Adel, den jeder durch Talent und Studium erwerben konnte, und welcher im Volke selbst einen großen moralischen Halt besaß. Das Druidentum war es, welches stets den Gedanken an die Einheit der Nation predigte und von dem natio-

nalen Widerstand gegen die Römer ausging. Die Religion der Kelten enthielt erhabene Lehrsätze und übertraf an innerem Gehalt jene der Griechen und Römer. Sie glaubten an die Unsterblichkeit und Wanderung der Seele, sollen jedoch in ihrer Religionsausübung der barbarischen Sitte der Menschenopfer gehuldigt haben; obwohl alle Nachrichten über Leben und Sitten der Kelten und Keltiberer (Gallier) von feindlicher (römischer) Seite stammen, daher mit Vorsicht aufzunehmen sind.

Der gallobritische Völkerzweig hat eine große geschichtliche Rolle gespielt. In breiten hohen Fluten sind diese Kelten, Welle um Welle, Woge um Woge, über die westliche Welt hingezogen, haben Völker verdrängt und Staaten gegründet; sie haben geschaffen und verderbt, sie haben einen Gürtel segensreicher, kulturstrotzender Kolonien durch die Mitte Europas gezogen, die Donau entlang, den Rhein, Main und Neckar hinab und die Täler der Voralpen hinauf. Der keltische Baumkultus, von den prächtigen Buchenwaldungen des Landes begünstigt, erhielt sich die ganze Römerzeit hindurch bis ins späte Mittelalter. Bodenkultur, Obstzucht und Rebenpflege standen bei den Kelten auf einer nicht geringen Höhe und verpflanzten sich durch dieses Volk auf jene Völkerschaften, welche gleich ihnen unter die Herrschaft Roms kamen. —

Dieses mit den Kelten verwandte und doch in wesentlichen Eigenschaften von denselben verschiedene Volk von zwei großen Zweigen, dem hoch- und niederdeutschen, jeder mit verschiedenen Unterabteilungen, bewohnte in alter Zeit den Westen Europas bis zum Rhein, den Osten bis zur Weichsel und den Norden bis tief nach Skandinavien hinein. Das zum Teile rauhe Klima, unter dem die vielen germanischen Stämme lebten, züchtete sie zu einem ungemein kräftigen, großen Menschenschlage, mit Überwiegen des blonden (rötlichen), blauäugigen Typus von dolichokephaler Schädelbildung. Vermischungen mit keltischen, finischen, slawischen und römischen Elementen fanden wiederholt statt. Das zur Zeit seiner ersten Berührungen mit den Römern in vieler Hinsicht noch recht barbarische Volk barg in sich einen edlen Kern unter rauher Schale, und es bedurfte nur der Entwicklung

Germanen

der rauhen Anlagen durch günstige Verhältnisse, um dasselbe zu einem eminenten Kulturvolk werden zu lassen.

Lange Zeit hindurch lebten die Germanen, in eine Reihe selbständiger Stämme gespalten, unstet als Nomaden; Jagd, Viehzucht und später auch Ackerbau wechselten miteinander ab oder wurden zugleich betrieben, indem die Männer jagten und kriegten, die Frauen und Hörigen aber die Feld- und Weidewirtschaft pflegten. Eine gewerbliche Arbeit zu verrichten, galt als eines freien Mannes unwürdig; nur Waffen durfte man selbst herstellen. Der Hauptreichtum des Germanen bestand in seinen Herden; es bestand fast durchweg das System der geschlossenen Hauswirtschaft, der Handel war sehr geringfügig. Städte waren nicht vorhanden, nur Dörfer und Einzelhöfe, auf welchen die freie Individualität des Germanen großgezüchtet wurde. Die Wohnungen waren, da das Holz in Fülle zu haben war, ausschließlich aus diesem erbaut; es gehörte zu ihnen Hof und Feld; Wald- und Weideland (gemeine Mark, »Allmende«) stand der ganzen Dorfgemeinde zur Nutznießung offen.

Es bestand ursprünglich weder ein einseitliches Staatswesen, noch ein geschlossener Volksverband; die verschiedenen germanischen Stämme und Völkerschaften standen einander mehr oder weniger isoliert gegenüber. Den Kern der sozialen Organisation bildete das Sippenwesen, die Gentilgenossenschaft mit ihrem Einstehen für jedes Mitglied gegenüber denen anderer Sippen, mit ihrem aus der Zeit des »Matriarchates« gebliebenen »Avunkulat«.[1] Den Sippen und Familien übergeordnet waren die »Hundertschaften«, aus welchem der Stamm bestand. Nicht bei allen Stämmen stand an der Spitze ein König, ein besonders vornehmer Sippenvorstand, dessen Würde erblich, dessen Gewalt aber sehr gering war; die eigentliche Macht stand bei der zum Rate (Thing) zusammentretenden Versammlung der Edelinge und Gemeinfreien. Im Kriege wurde ein besonderer Anführer (Herzog) gewählt; die Hundertschaften wurden von Fürsten befehligt. Für die spätere Entwicklung des Feudalismus war die Sitte

[1] Besondere Stellung des Oheims mütterlicherseits gegenüber den Neffen.

der »Gefolgschaft« hoch bedeutsam, die eine Schar von jungen Männern durch das Prinzip der Treue und des Vertrages an einen Führer (Fürsten, Herzog, König), mit dem man Gefahren, Ruhm und Beute teilte, band. Der Adel bestand aus Edelingen, Edelfreien, den Mitgliedern der alten, angesehenen Geschlechter, die aber keine Vorrechte hatten. Außer ihnen und den Gemeinfreien gab es persönlich freie Hörige (Liten) und Sklaven (Kriegsgefangene, oder durch Kauf oder Verschuldung oder Verspielen), welche milde behandelt wurden und oft wie die Hörigen ein Stück Land bebauen konnten, wofür sie Abgaben entrichteten. Das Recht wurde von den Stammes- und Gauführern, zusammen mit der Versammlung der Freien gesprochen, welch letztere, im geschlossenen Ringe stehend, durch Zustimmung oder Ablehnung entschied. Blutrache bestand, konnte aber, bei unvorsätzlichen Tötungen, durch ein »Wergeld« abgelöst werden.

Das Familienleben der Germanen war von großer Reinheit, die Ehe monogamisch, die Stellung der Frau eine hohe. Bei der Erziehung der männlichen Jugend wurde frühzeitig auf Abhärtung gesehen. Eine allgemeine Schrift hatten die alten Germanen nicht, nur Runen, die in Buchenholzstäbchen geschnitten wurden und nur religiösen Zwecken dienten. Infolgedessen war auch keine Wissenschaft vorhanden, wohl gab es aber religiöse Schlacht- und Trinklieder, Gesänge zu Ehren der Helden aller Zeit, Wettgesänge, Stegreiflieder, Sagen, Rätsel.

Der ursprüngliche Naturmythus der altgermanischen Religion nahm in der Folge nationale Züge an; die Naturgottheiten wurden zugleich idealisierte Vertreter der bei den Germanen herrschenden sozialen Verhältnisse. Doch gibt der hohe Natursinn der Germanen der Religion ein dauerndes Gepräge; der Kampf der heilsamen, freundlichen Naturkräfte mit den zu Riesen personifizierten zerstörenden Naturgewalten, die sich gegen das Ordnungsprinzip erheben, bildet den Kern des germanischen Mythus, besonders in Skandinavien. Die Kampfnatur der alten Germanen gelangt in ihrer Götterwelt zum vollen Ausdruck (Walhall, Walküren). Die Urgottheit, Allfadr, die alles geschaffen hat, ist eine spätere, unter christ-

lichem Einflusse entstandene Anschauung. Auch die Wanen, welche den Götterkreis der Asen ergänzen, sind nichts Ursprüngliches. Als göttlichen Ahnherrn betrachteten die Germanen den Tuisto, dessen Sohn Mannus war. Die ganze Natur galt als von göttlichen und dämonischen Wesen, von Riesen, Zwergen, Alben, Nixen u. a. belebt, wie auch ein alter Dämonen- und Seelenkultus bestand. Wie bei den Griechen, ja noch stärker, ist der Glaube von der Beschränktheit der Gottesmacht durch das Schicksal (personifiziert in den Nornen). Der Kultus war in der älteren Zeit nicht von Menschenopfern frei, zu dem die Tieropfer kamen. Verehrt wurden die Götter in Hainen, später auch in (hölzernen) Tempeln mit Götterbildern.

Für die Kulturentwicklung haben die alten Germanen, solange sie mit den Römern nicht in Berührung kamen, so viel wie gar nichts getan. Denn wenngleich es strittig ist, ob die Germanen, als eine innigere Berührung zwischen ihnen und den Römern ihren höchsten Grad erreicht hatte, noch wirkliche Barbaren, als welche sie die römischen Geschichtsschreiber schildern, gewesen sind oder nicht — daß sie es im Vergleiche zu den damaligen Römern tatsächlich waren, kann immerhin als gewiß angenommen werden. Aber gerade ihre barbarische Kulturstufe sicherte ihnen Charaktereigenschaften, beziehungsweise Tugenden, welche im Laufe entwickelterer Zustände sich unfehlbar abstreifen und daher den Römern längst verloren waren. Mit natürlicher, geistiger Befähigung vereinten sie ein hohes Ehrgefühl, die Tapferkeit roher Stämme und große Ausdauer. Ganz besonders im Militärdienste ragten die Germanen durch ihre Kriegstüchtigkeit hervor, die sie zu allen Zeiten, ebenso wie das ursprüngliche Römertum, auszeichnete, den Römern der Kaiserzeit aber durch die Rassenvermischung und Verweichlichung der Zivilisation ganz unmerklich abhanden gekommen war. Die Aufnahme in das römische Heer machte die Germanen bald zu dessen wichtigstem, wenngleich nicht zahlreichstem Bestandteil und brach den alten Antagonismus zwischen den beiden Völkern. Die Römer gewährten den Germanen Rang und Ansehen, die letzteren nahmen von ihren Nachbarn Kultur

und Sitten an; dieser gegenseitige Prozeß währte schon seit Augustus, als Deutsche in die Prätorianergarde traten. Als endlich germanische Stämme sich in römischen Provinzen niederließen, traten sie nicht als wilde Fremdlinge, sondern als Kolonisten auf, die schon etwas von dem Staatssysteme verstanden, in das sie eintraten und als dessen Glieder sie sich nicht ungern betrachteten. — Diese Verhältnisse erklären, warum die von der römischen Kultur ergriffenen Germanen die ärgsten Feinde ihrer noch in tiefer Barbarei steckenden Stammesgenossen waren.

Von den indoeuropäischen Völkern trat am spätesten auf den Schauplatz der Geschichte das Volk der Slawen, obwohl sie ein alteuropäisches Volk sind und ihre Sprache ebenso alt als die griechische, lateinische und deutsche ist. In den ältesten griechischen und römischen Quellen findet man bereits rein slawische Lokalnamen, sowie die Griechen und Römer selbst die Slawen für ein altes europäisches Volk hielten. Wie die Urgeschichte eines jeden Volkes, so ist die der Slawen besonders dunkel und vielfach vermengt mit der Geschichte angrenzender Völker. Sie bewohnten in alter Zeit den Osten Europas, die Tiefebene zwischen dem Schwarzen und Weißen Meere, deren Einförmigkeit den Charakter des Volkes beeinflußt hat, der als schwermütig, zur Gefühlsduselei hinneigend bezeichnet wird. Seit urdenklichen Zeiten waren sie der Barbarei entfremdet, fanden stets nur an feinerer Sitte Geschmack und hielten das Gastrecht, wie die Griechen und Römer, in höchsten Ehren. Frühzeitig waren sie reich an mannigfachen Erfindungen und Bequemlichkeiten im Familienleben; Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, dann Weberei und Obstzucht waren ihre Hauptbeschäftigungen. Die aktive Tatkraft, Initiative und Selbständigkeit der Germanen fehlt ihnen, auch der so kriegerische Charakter dieser, obwohl sie eventuell ein zähes, ausdauerndes, tapferes Kriegsmaterial liefern. Slawen.

Das alte Slawentum ruhte auf rein demokratischen, zum Teile sozialistischen Institutionen, welche in diametralem Gegensatz zu den römisch-germanischen standen, aber nach der Bekehrung der Slawen zum Christentum und infolge der staatlichen Anknüpfungspunkte mit den Germanen, den letzteren

zum Opfer gefallen sind. Unter den alten Slawen herrschte vollständige Gleichheit, es gab weder einen Adel noch Sklaven, bis fremder Einfluß maßgebend war und die natürlichen staatlichen Einrichtungen dem Feudalsystem weichen mußten. Den gentilgenossenschaftlichen Charakter hat die gesellschaftliche Organisation bei den Slawen in manchem lange behalten, so in den Hausgenossenschaften und in der großen Selbständigkeit der Dorfgemeinde; das Städtewesen blieb sehr lange unentwickelt.

Das altslawische Alphabet entstand im IX. Jahrhundert aus der Verbindung griechischer, koptischer und armenischer Buchstaben. Wissenschaftlich haben die alten Slawen wenig geleistet, nur die Dichtkunst wurde gepflegt und schuf, besonders bei den Serben, manches schöne Nationalepos. Auch für Musik zeigen die Slawen besondere Anlagen. — Von der altslawischen Religion ist wenig näheres bekannt, sie war jedenfalls Naturreligion und Dämonenkultus; der Mythus berichtet von einem Kampfe zwischen weißen Lichtgöttern (Bielobogi) und schwarzen Gottheiten der Finsternis (Czernobogi). Hauptgottheiten waren Bielobogi, Perkun, Swantowit, Radegast. Der Unsterblichkeitsglaube bestand bei den Slawen wie bei den Germanen; dem Aberglauben war der slawische Volkscharakter stets sehr geneigt.

2. Kapitel.

Das Christentum.

Mit der Entstehung des Christentums beginnt in der Weltgeschichte eine neue Zeitrechnung, es beginnt eine völlig neue Ära. Die Grundverhältnisse der Völker, der sozialen und politischen, der Stände und Familien, des Staats- und Völkerrechtes, die gesamten Lebensverhältnisse, ja die ganze Weltanschauung haben durch das Christentum eine Umwandlung erfahren, wie nie zuvor oder nachher durch ein weltgeschichtliches Ereignis. In wachsender Ausdehnung unterwarfen die christlichen Völker alle Weltteile ihrer Herrschaft und dem Übergewichte christlicher Kultur. Das Christentum, die größte weltgeschichtliche Erscheinung, der weittragendste Kultur-

faktor, die erhabenste Macht, die sich je auf Erden kundgab, dehnte nach dem Zusammenbruche der Staaten des Altertums, teils durch äußerliche Ereignisse, wie die Verkündigung des Evangeliums durch mutvolle Sendboten, teils durch kirchliche und hierarchische Einrichtungen und Gesetze, wie das Kanonische Recht, teils endlich durch stillere und mittelbare Einflüsse, vermöge ganz neuer religiöser und moralischer Grundsätze und eine der antiken ganz entgegengesetzte Weltanschauung, im Verlaufe einiger Jahrhunderte seiner Herrschaft über den ganzen Erdkreis aus. Zu der Zeit, da einerseits bei den »Heiden« des Altertums religiöser Indifferentismus neben der Sehnsucht, die religiöse Leere durch alle möglichen Kulte auszufüllen, bestand, anderseits aber bei den Juden der Gesetzescharakter und die Äußerlichkeit der Religion allzustark hervortrat, da trat in der Weltgeschichte *Jesus von Nazareth*, »ein religiöser und sittlicher Genius allerersten Ranges auf, der es unternahm, eine Religion der allgemeinen Menschenliebe an Stelle der Gesetzlichkeit zu setzen, im Menschen das Bewußtsein der Gotteskindschaft zu erwecken und die Lauterkeit der Gesinnung weit über alle Werke zu stellen, zugleich aber die Kluft zwischen den Armen an Besitz, Ehre und Geist und den diese verachtenden Reichen und Schriftkundigen durch den Hinweis auf die Bruderschaft aller Menschen vor Gott, als dessen Kinder, zu überbrücken« *(Dr. Eisler)*

Der erste und letzte Erklärungsgrund für die eigentümliche Lebensfülle und schöpferische Kraft, die das Christentum von allem Anfang an und im ganzen Verlauf seiner Ausbreitung offenbarte, liegt im Selbstbewußtsein, beziehungsweise in der Person *Jesu*. »Denn nicht die Verhältnisse haben das Christentum zu dem gemacht, was es geworden ist, sondern *Christus* selbst; an der Person seines Stifters hängt schließlich vorzugsweise die geschichtliche Bedeutung des Christentums. Eine originale Persönlichkeit aber, ein religiösschöpferischer Geist zumal, behält immer für eine die Erscheinungen in ihre Elemente auflösende und auf ihre Herkunft befragende Wissenschaft etwas Undurchdringliches und Geheimnisvolles. Tatsache ist, daß in dem religiösen Bewußt-

sein *Jesu* das Verhältnis von Gottheit und Menschheit eine von allem Unreinen so durchgängig geläuterte, für die Lösung der sittlichen Aufgabe des ganzen Geschlechtes so eminent fruchtbare Auffassung und zugleich auch einen so reinen, unmittelbar und ewig wahren Ausdruck gewonnen hat, wie ein zweites Beispiel in der Geschichte des fortschreitenden Gottesbewußtseins nicht wieder vorliegt.«

Die erhabenen Lehren *Jesu* fanden zunächst bei einem Teile der Juden begeisterte Aufnahme, allerdings wohl nur aus dem Grunde, weil sie den Verkünder dieser Lehre für den vom Volke Israël erhofften Messias hielten. Daher schlich sich das »Gesetzliche« des Mosaismus, beziehungsweise Pharisäismus in die neue Lehre bald wieder ein und damit das national Beschränkte, das eine Ausdehnung des neuen Glaubens auf die übrige Menschheit nicht zuließ. Gegenüber diesem (petrinischen) »Judenchristentum« lehrte nun der Apostel des »Heidenchristentums«, der zum Christentume auf wunderbare Weise bekehrte Jude *Paulus*, den übernationalen Charakter des Christentums. Nun kam auch zu dem an alte Erwartungen anknüpfenden, den weltlichen Charakter dieser aber abstreifenden messianischen Gedanken und zur Idee des »Reiches Gottes«, das auf Erden solle verwirklicht werden, durch *Paulus* der Glaube an die Erlösung der Menschheit durch den leidenden, sich zur Sühne für die Schuld der Menschen selbst opfernden Gottessohn Christus.

Trotz alle dem intensivem Gottes- und Selbstbewußtsein seines Stifters und paulinischen Anpassungen wäre die neue Lehre schwerlich im Verlaufe einiger Jahrhunderte die Religion des Morgen- und Abendlandes geworden, wenn nicht auch der griechische Geist auf die Gestaltung seiner Weltanschauung mächtig eingewirkt hätte. Schon vor der Zeit Jesu hatte das Judentum in Alexandria angefangen, in der Nachfolge der griechischen Philosophen den Gottesbegriff der eigenen heiligen Bücher nach den Normen der platonischen und der stoischen Philosophie umzubilden und zu vergeistigen. Im Christentum fand sowohl die mythologisierende als auch die philosophierende Richtung des religiösen Griechentums, die Arbeit der Phantasie und diejenige des Gedankens, un-

mittelbare Fortsetzung: jene, insoferne die ursprünglich theokratisch-messianische, von *Jesus* verinnerlichte und versittlichte Idee des »Sohnes Gottes« erklärt wurde als eine physische Gottessohnschaft, welche auf direkter Erzeugung nach Analogie der griechischen Halbgötter und Heroen beruhte; diese, insoferne die platonisch-stoische Unterscheidung des »Wortes« Gottes, das sogenannte »Logos«, von Gott selbst wie von den alexandrinischen Juden, so nachher auch von den philosophierenden Christen, erstmalig im Johanneischen Evangelium, aufgenommen und auf ihrem Grunde eine Lehre von dem Verhältnisse des Vaters zum Sohne erbaut wurde, welche sich dann unter Hinzutritt eines dritten zu berücksichtigenden Faktors, des Heiligen Geistes, im Trinitätsdogma, abrundete.

Aber nicht bloß auf religiösem, auch auf sittlichem Gebiete hatte der griechische Geist eine gewaltige Vorarbeit geliefert. Schon *Sokrates* bedurfte zur Begründung seiner Sittenlehre keiner von außen oder von oben kommenden Gebote mehr, da er dieselben echt griechisch aus den Tiefen des gottverwandten Geistes ableitete, weshalb man von ihm gesagt hat, daß er die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht hat. Er lieferte damit wenigstens einen allgemeinen Typus für das, was später das Christentum, indem es den Geist freier Sittlichkeit von der Beschränktheit alttestamentarischer Gesetzlichkeit entband. Das unvergleichlich Größte aber hat *Platons* Geist bewirkt, indem er die hellenische Gedankenwelt auf eine Stufe hob, auf welcher sie fähig war, sich mit den religiösen Erträgnissen des semitischen Orients, insbesondere mit dem Hebraismus, zu berühren und eine aus beiden bisher sich fliehenden Elementen gemischte Weltanschauung zu erzeugen. Als eine solche muß aber diejenige des Christentums, wie es sich in der Geschichte ausbreitete, bezeichnet werden.

Während *Jesus* und die im Sinne der Bergpredigt lehrenden Apostel und ersten Kirchenväter den Kultus zwar nicht verwarfen, wohl aber in den Hintergrund stellten, kam in das spätere Christentum neben dem Gesetzlichen des Judentums, dem Mythus des Heidentums und dem Imperialismus des Römertums ein ausgebreiteter pomphafter Kultus und priester-

liche Hierarchie. Und während das Urchristentum kommunistische Züge aufweist, seine Sinne vorwiegend auf die Reinheit dieses und die Erlangung des seligen Lebens im Jenseits richtete, verweltlichte die Kirche in dem Maße, daß ihr Macht und Reichtum zunächst als Mittel zum Zwecke, später aber auch als Zweck selbst vom höchsten Werte wurden. Gleichwohl hat das Christentum, wenn auch dessen endliche Form der ihr zugrunde liegenden hohen Idee des Gottmenschentums, der Verwirklichung eines Reiches sittlicher Zwecke mit dem Bewußtsein der Einigung mit dem Göttlichen, nur unvollkommen entsprechen konnte und trotz der mannigfachen Hemmungen, Schäden, Greuel, die im Namen Christi in der Folge verübt wurden, befreiend, läuternd, erhebend gewirkt, es hat in das Völkerchaos des beginnenden Mittelalters die erste Einheit gebracht und so eine neue umfassende Kultur schaffen geholfen. Gelang es dem Christentum auch nicht gleich, die Sklaverei zu beseitigen, so hat es doch durch die Lehre von der Gleichheit aller Menschen in Gott und in Christo mildernd auf jene gewirkt. Auch auf die Hebung der Frauenstellung, auf die Verbreitung der Barmherzigkeit und Wohltätigkeit, auf die Beherrschung der sinnlichen Triebe, auf die Achtung vor dem menschlichen Leben, hat das Christentum großen Einfluß ausgeübt.

Das Urchristentum kannte noch keine Kirche, in der es in bestimmt gegliederten Verfassungsformen sich verfestigt hätte; es bestanden nur Gemeinschaften Gleichgesinnter zur Führung reinen Lebenswandels und zur Gotteswerdung im Sinne des Christentums. Jedes Mitglied der Gemeinde konnte sakrale Handlungen vornehmen, doch verwalteten die Ältesten (Presbyter) die religiösen und sonstigen Angelegenheiten der Gemeinde. Aus ihnen entstanden in der Folge Priester und Pfarrer, deren Häupter sich mit der Zeit zu höheren Geistlichen (Bischöfen) absonderten. Aus der Mitte der Bischöfe wiederum erhob sich der Bischof von Rom, als »Nachfolger Petri« zur höchsten Macht innerhalb der Kirche.

Nach orientalischem Vorbilde trat in den ersten Jahrhunderten nach Christi das christliche Mönchstum und Einsiedlerwesen auf, dem sich auch Frauen hingaben. Mit der

Zeit kam in das Mönchstum eine soziale Organisation: es bildeten sich durch Vereinigung von Einsiedlern, beziehungsweise Einsiedlerinnen die Klöster, für welche in der Folge verschiedene Ordensregeln ausgebildet wurden. Daß die Urbarmachung des Bodens und die Erhaltung der klassischen Schriften des Altertums mit ein Verdienst der Klöster sind, kann nicht in Abrede gestellt werden. Das Hauptverdienst um die Erhaltung des klassischen Schrifttums muß jedoch den Byzantinern und Arabern zugeschrieben werden.

3. Kapitel.

Das Mittelalter.[1])

Das Mittelalter ist einerseits eine Reaktion gegen das weltliche Streben der Antike, anderseits eine Periode der Vorbereitung und Gestaltung neuer kultureller Gebilde, insbesondere auf staatlich-gesellschaftlichem und religiösem Gebiete. Neue Nationen treten auf den Schauplatz der Geschichte, der sich nun nach Norden und Westen erweitert. Das einigende Band zwischen ihnen stellte vorwiegend die Religion her, und dieser Kulturfaktor ist es auch, der das gesamte mittelalterliche Leben beeinflußt und reguliert. Auf den Trümmern der römischen Macht entwickeln sich in Europa die Germanen und Slawen, in Asien und Afrika die morgenländischen Völkerstämme, dort unter der Leitung des Christentums, hier des Islams. Orientalisches, Griechisches, Römisches verbindet sich im Osten in der byzantinischen Kultur, die nach wechselnden Kämpfen schließlich dem religiös-kriegerischen Despotismus der Osmanen erlag, welcher alles geistige und materielle Leben ertötete, während im Westen unter dem Einflusse des Christentums und der erwachenden antiken Kultur aus der romanisierten alten Bevölkerung und den

[1]) Die meisten Kulturhistoriker nehmen den ganzen großen Zeitraum der Geschichte für »Mittelalter« an, der zwischen dem klassischen Altertum und der neueren Zeit liegt, und dessen Dauer vom Untergange des weströmischen Reiches (476 n. Chr.) bis zur Entdeckung von Amerika (1492) reicht.

frischen Kernvölkern der Germanen neue Nationen sich bildeten und eine neue Bildung erwuchs.

In sozialpolitischer Beziehung ist für das Mittelalter das Lehenswesen und der Feudalismus charakteristisch; letzterer führte zur Schwächung des Königtums, zur Macht der Aristokratie, der Territorialfürsten. Als Kulturrepräsentant tritt zuerst die Geistlichkeit, dann der Adel (Rittertum) und schließlich das Bürgertum auf: die Kultur bleibt aber stets auf kleine Kreise beschränkt, ist einseitig, unfertig. Es fehlt im Mittelalter am Individualismus in Leben und Denken, an Selbständigkeit und schöpferischer Originalität der einzelnen; der Gemeingeist ist in den mannigfachen Korporationen stark entwickelt, so daß jeder sich nur als Mitglied einer Gruppe fühlt und verhält. Das Autoritätsprinzip beherrscht alles Denken und verhindert die freie Entfaltung desselben. Unausgeglichene Gegensätze geben dem mittelalterlichen Leben sein Gepräge; neben großer Gefühlsinnigkeit und Hang zur Schwärmerei besteht unvermittelt oft höchste Roheit und Sinnlichkeit, neben strenger Asketik unsittliche Ausschweifung, Zügellosigkeit, Völlerei. Die überstrenge Zucht erreicht eben nicht ihr Ziel, ja vielfach gerade das Gegenteil davon.

Als Träger der wissenschaftlichen Bildung treten im Mittelalter vorwiegend Geistliche auf. Die Theologie beherrscht demgemäß fast alle Wissenschaften. In dieser Disziplin erscheint das Mittelalter am originellsten, schöpferischesten. Sie bildet zuerst die christliche Dogmatik aus, unter Beihilfe griechischer Philosophen, welche die »Kirchenväter«, namentlich *Irenäus*, *Tatian*, *Tertullian*, *Origenes* und *Augustinus* wohl zu benützen verstehen. Die Philosophie sinkt zu einer »Magd der Theologie« herab, sie hat vorwiegend formalistischen Charakter, bewegt sich in den höchsten Abstraktionen, die sie noch vergegenständlicht, in subtilen Spitzfindigkeiten und Wortklaubereien. Eine gedeihliche Pflege der Einzelwissenschaften wurde ob Mangel an nüchterner Beobachtung nnd kritischem Urteil verhindert; man blieb in vieler Hinsicht einfach auf dem Standpunkte der Alten stehen; in den Naturwissenschaften hielt man sich an *Aristoteles*, *Theo-*

phrast, Ptolomäus, in der Medizin an *Galen.* Bloß in *Roger Bacon* hatte das Mittelalter einen für seine Zeit ganz hervorragenden Astronomen, Physiker und Chemiker, der die Vergrößerungsgläser erfand, und in Papst *Sylvester II.* einen durch große Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann, der die Mathematik und Astronomie pflegte. Eine Erfindung von größter kultureller Tragweite war (1436) *Gutenbergs* Buchdruckerkunst, die insbesondere für Humanismus und Reformation eine hohe Bedeutung hatte.

Man kann das Mittelalter in drei Perioden einteilen. Die erste Periode vom Umsturze des weströmischen Reiches (476 n. Chr.) bis zur Teilung der fränkischen Monarchie (843) zeigt uns noch den gewaltigen Kampf zwischen den alten römischen und den neuen germanischen Elementen des Lebens, aber auch bereits die Anfäge des mittelalterlichen Staatswesens. Die zwei größten Bildungen, welche hieraus hervorgegangen, sind das Kaisertum mit dem damit zusammenhängenden Lehenswesen, und das Papsttum mit seiner vielgegliederten mächtigen Hierarchie. Die bald folgenden Übergriffe der letzteren in das Gebiet des Staates führten zu langen heftigen Kämpfen zwischen Kaisertum und Papsttum, welche den ganzen Zeitraum bis gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts ausfüllen. In diese zweite Periode fallen die bedeutendsten Gestaltungen des mittelalterlichen Lebens. Aus der Umgestaltung des Heereswesens bildete sich, gestützt auf die Feudalherrschaft des Adels, das Ritterwesen, dessen Blüte in die Zeit der Kreuzzüge, eine der eigentümlichsten Erscheinungen des Mittelalters, fällt. Schiffahrt und Handel erhielten durch die Kreuzzüge neuen Aufschwung. Der Reichtum, welcher dadurch in die Städte floß, erhöhte das Selbstgefühl der Bürger, und während dieselben den Bedrückungen der Ritter entgegentraten, erwachte in ihnen das Streben nach größerer Freiheit und Selbständigkeit. So trat in den Städten ein bedeutsames Element neben die feudalistische Aristokratie, und es entstand ein gewisses Gleichgewicht der Gewalt und der Macht zwischen Königtum, Aristokratie und Volk, welch letzteres indes fast ausschließlich durch die Städte repräsentiert wurde. In diesen herrschte anfänglich ebenfalls

noch das aristokratische Element vor, und nur allmählich errangen sich die Zünfte eine Stimme in den städtischen Angelegenheiten. Es entstanden Städtebündnisse (Hansa), Landfriedensgesetze und Femgerichte. Mit der fortschreitenden Bildung des Zeitalters begann auch die Kultur der Nationalsprachen, und namentlich wandte sich das Rittertum der Poesie und dem Gesange (Troubadour, Minnesänger) zu. Zugleich entstand eine neue bildende Kunst; namentlich war es die Baukunst, welche am Ausgange dieser Periode in ihrer schönsten Blüte stand. Die geistige Tätigkeit auf dem Gebiete der Religion, Geschichte, Philosophie (Scholastik), der Naturkunde und Mathematik war auf die Geistlichkeit, namentlich einige Mönchsorden, beschränkt. Alle freieren Regungen unter dem Volke wurden dagegen von der Hierarchie unterdrückt.

In der dritten Periode (bis zu Ende des XV. Jahrhunderts) bildeten sich die Nationen als selbständige Individualitäten und ständische Staatsformen zu höherer und allgemeinerer Freiheit aus, und es begann, wie in Frankreich, über den Gegensatz zwischen Aristokratie und Ständen das autokratische Königtum sich zu erheben. Im allgemeinen sank der überwiegende Einfluß der feudalistischen Aristokratie, und der Bürgerstand trat allmählich in den Vordergrund. Aus den alten Gewohnheitsrechten entstanden mit der Zeit geschriebene Gesetzbücher, wie der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, und mit dem Eindringen des römischen Rechtes bildete sich ein ganz neuer Rechtszustand heraus. Die Entdeckung und immer allgemeiner sich verbreitende Anwendung des Schießpulvers, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Ost-Indien trugen wesentlich zu diesen Umwandlungen bei. In der Kirche aber riefen die schreienden Mißbräuche eine immer mächtiger werdende Opposition hervor, welche endlich in der Reformation ihren Gipfelpunkt fand, mit der die Neuzeit und die aus der Verschmelzung des Christentums mit dem Wesen der nordischen Völker und den Resten der alten Bildung hervorgegangene moderne Kultur beginnt.

4. Kapitel.

Die Neuzeit.

Die Neuzeit entwickelt zuerst mittels der Wiederaufnahme eines neuen Altertums in der Renaissance[1]) ein eigentümliches Leben und Streben. Das Zeitalter der Renaissance ist eine Zeit des Werdens, des Überganges, der Vorbereitung und Neubildung; sie bedeutet den Bruch mit dem Mittelalter, das Ringen nach einer neuen Weltanschauung und Weltgestaltung. Dieser Prozeß beschränkt sich keineswegs auf die idealen Gebiete, auf Kunst und Wissenschaft, er erstreckt sich auf das ganze Leben, er erfaßt den Staat, die Kirche, wie die sozialen Verhältnisse. Die Religion, welche im Mittelalter die tonangebende und alles beherrschende Macht war, tritt mehr in den Hintergrund und gelangt nur bei besonderen Anlässen zur selbständigen Wirkung. Der Geist wendet sich vom Übersinnlich-Jenseitigen ab und dem irdischen Leben wieder zu; die Natur, die Welt kommt wieder zu ihrem Rechte, nicht bloß in dem jetzt rege werdenden Naturgefühl, sondern auch in dem Waltenlassen der Naturtriebe, was im Gegensatze zum Mittelalter als durchaus berechtigt erscheint. Gegenüber dem genossenschaftlichen Zwange des Mittelalters, dem Zunftgeiste auf allen Gebieten, den einschnürenden Fesseln der Autorität, erhebt sich nun der Individualismus, die Tendenz zum selbständig eigenen Denken, zum Durchsetzen der eigenen Persönlichkeit bis zum äußersten brutalsten Egoismus. Der Wille zum Leben, zum Ich, zur Macht und zum Ruhme beherrscht alles. Das ästhetische Moment tritt überall bedeutsam hervor.

Die Renaissance.

Auf dem Gebiete der Literatur betritt die Renaissance, und zwar zunächst in Italien, im »Humanismus«, der liebevollen Zuwendung zu den studia humaniora, den Weg zur Wiederaufnahme des Studiums der Alten, die als Führer und Musterbilder für das neue Leben dienen sollen. Auf die Reinheit der lateinischen und griechischen Sprache wird, im Gegensatze zum Mittelalter, strenger gehalten, und man nimmt

[1]) Im großen und ganzen kann das XV. und das beginnende XVI. Jahrhundert unter dem Zeitalter der Renaissance begriffen werden.

Vieles aus der Weltanschauung der Antike auf; »heidnische« Lebensauffassung, Mythologie usw. dringt überall ein, sogar in das Verhalten und die Redeweise der Geistlicheit. Die Begeisterung für die Alten bekundet sich in der Gründung zahlreicher Schulen und Universitäten und in der Stiftung von Akademien (Florenz, Neapel, Rom). Der neuerfundene Buchdruck begünstigt die Verbreitung der Literatur; man sammelt Bücher und Handschriften. Von Italien aus breitet sich der Humanismus zunächst nach Frankreich, dann aber bald auch nach Deutschland aus, wo er ein nationales Gepräge erhält.

Reformation. Die Reformation ist nicht zunächst eine Bewegung des allgemeinen Kulturlebens, etwa ein Abwerfen der Autorität, sondern sie ist von Haus aus lediglich eine Angelegenheit der Religion und hat bloß das Verhältnis des Menschen zu Gott zum Gegenstande. Die entscheidende Wendung besteht darin, daß das religiöse Hauptproblem durchaus auf dem Boden des mittelbaren persönlichen Lebens gestellt und seinem ganzen Umfange nach von der seelischen Innerlichkeit des einzelnen aufgenommen wird. Die Religion befreit sich nach außen hin von den anderen Lebensgebieten, mit denen sie im Mittelalter mannigfach vermengt war; in ihrem eigenen Innern aber erfolgt eine Ausscheidung alles dessen, was nicht für die Hauptaufgabe nötig ist. So entstand eine neue Bewegung auf dem religiösen Gebiete, eine völlig neue Denkart überhaupt; ohne Zweifel einerseits eine Vermengung, aber anderseits eine Vertiefung und Kräftigung der Haupttätigkeit durch energisches Abwerfen alles bloßen Ballastes.

Die Reformation hatte auf die ökonomische Bewegung einen außerordentlichen Einfluß geübt. Die Säkularisation von tausenden von Kirchengütern und Klöstern übergab eine ungeheure Summe von Grundeigentum der freien Bewirtschaftung; auch die Aufhebung vieler überflüssiger Feiertage trug zur Hebung der Produktion viel bei. Die durch die Reformation proklamierte Freiheit der Forschung lenkte den Geist auf das Studium der Natur, und die Wissenschaft sollte bald deren Gesetze und Kräfte der freien Arbeit dienstbar machen, die Zeit anbahnen, wo Maschienen den Menschen von der größeren Arbeit entlasten. Doch alle diese segens-

reichen Folgen der Reformation kamen erst späteren Generationen zugute, die Zeitgenossen sahen und erfuhren bloß deren Erschütterungen, welche die Reformation naturgemäß im staalichen und gesellschaftlichen Leben nach sich ziehen mußte, daher auch die Gegenbewegung (»Gegenreformation«) erklärlich ist, welche alsbald eintrat und deren Erfolge nicht zum wenigsten dem von Ignaz von Loyola gestifteten Jesuitenorden zu verdanken sind.

5. Kapitel.

Kulturentwicklung von der Reformation bis zur französischen Revolution.

Die Epoche von der Reformation bis zur französischen Revolution kann man als jene der absoluten Fürstenmacht in Europa bezeichnen. Die steigende Kultur hatte eine allgemeine Friedensliebe gezeitigt, welche das Feudalsystem seiner natürlichen Grundlage beraubte und dessen allmählichen Sturz anbahnte. Allgemein gefördert ward der Absolutismus durch die Einführung der stehenden Heere, der geworbenen Söldner (Landsknechte), durch welche die Fürsten vom Adel unabhängig wurden. Aber die politische und soziale Stellung des Adels bis zur Zeit der französischen Revolution blieb immerhin noch eine hohe; er besaß gegenüber dem Volke viele Privilegion und wußte insbesondere die Steuerlast auf den Bauern- und Bürgerstand abzuwälzen. Hatte im Mittelalter der Geschlechts-, Dienst- und Lehensadel geherrscht, so kam in der neueren Zeit auch ein Verdienst- und ein Briefadel auf, mit letzterem der Mißbrauch des Adelskaufes. Das kulturelle Schwergewicht aber lastete auf dem Bürgerstande. Groß war die Blüte desselben im XVI. Jahrhundert; ein durch Gewerbefleiß und Handel reich gewordenes und angesehenes Patriziat führte in den Städten ein behagliches, oft üppiges Leben. Umso gedrückter, elender war das Leben der Bauern, die in Hörigkeit und Leibeigenschaft schmachteten und wiederholt zu Empörungen getrieben wurden, welche mit einer blutigen Unterwerfung der Aufrührer endeten, die das Los der Bauern womöglich noch härter gestaltete.

Im Gefolge der Reformation modifizierten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse, auf welche die Entdeckung Amerikas bedeutenden Einfluß übte. Erst jetzt kommt die Geldwirtschaft ganz zum Durchbruch. Das Einströmen der Edelmetalle aus den neuentdeckten Gebieten verändert die Preise der Waren, und die Einführung amerikanischer und indischer Produkte (Kartoffel, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Tabak etc.) gestaltet die Lebenserhaltung bedeutend um, weckt neue Bedürfnisse und steigert die Genußsucht, so daß dieses Zeitalter der Unmäßigkeit in verschiedener Hinsicht zuneigt.

Das Schulwesen und die Pädagogik des XVI. und XVII. Jahrhundert stehen zunächst unter dem Einflusse des Humanismus. Auch die Reformation übt auf das Schulwesen Einfluß. Von Luther ging der Gedanke der Volksschule aus, der aber erst später zur Verwirklichung gelangte. Die Verbesserung der humanistischen Studien und Zuwendung zu den Realfächern wird angestrebt. Zur Verbreitung von Kenntnissen tragen Flugblätter als Vorläufer der Zeitungen so manches bei.

Die poetische Literatur erscheint von den Tendenzen des Humanismus und der Renaissance beeinflußt. Das Lebensfreudige, Sinnliche dieser Epoche tritt besonders in einer Reihe epischer Dichtungen zutage. Die Weltlichkeit dieser Zeit artet oft in Gemeinheit aus. Während in Italien, Frankreich, England, Polen längst in der Nationalsprache geschrieben wurde, beherrschte in Deutschland bis zum Anfange des XVII. Jahrhunderts das Lateinische noch immer die wissenschaftliche Literatur und wurde Deutsch bloß in der Poesie gepflegt. Durch seine Bibelübersetzung wurde Luther der Ausgestalter und Verbreiter der neuhochdeutschen Schriftsprache. Mit dem Humanismus beginnt das neuere vom kirchlichen Mittelalter sich emanzipierende, auf sich selbst stellende Denken und Forschen. Daß der Bruch mit den mittelalterlichen abergläubischen Anschauungen nicht auf einmal erfolgt, zeigt sich in den vielen vom letzteren beeinflußten Denkrichtungen, welche die exakten Wissenschaften im XVI. und XVII. Jahrhundert durchkreuzen. Es zeigt sich auch in den Überbleibseln scholastischer Begriffsphilosophie und in der nicht selten hervorbrechenden Neigung zur Theosophie und Mystik. Gleich-

wohl löst sich die philosophische Spekulation mit Riesenschritten von der Theologie ab und geht, wenngleich sie auf letztere noch immer Rücksicht nimmt, ihre eigenen Wege. Die Namen *Giordano Bruno, Bacon von Verulam, Descartes, Spinoza, Leibniz, Locke, Condillac, Hume, Bayle* bezeichnen die verschiedenen Etappen, welche das Denkertum der Menschheit in diesem Zeitalter fortschreitend gewonnen hat.

Auch auf dem astrophysikalischen, dem biologischen, naturwissenschaftlichen, historischen, philosophischen und experimentellen Gebiete erfolgen in dieser Epoche mächtige Strömungen und Umwälzungen, welche durch die Lehren, beziehungsweise Systeme und Erfindungen eines *Kopernikus, Kepler, Galileo Galilei, Newton, Huyghens, Gilbert, Torricelli, Otto v. Guericke, Harvey, Paracelsus, Bossuet, Malpighi* u. a. inauguriert werden.

Was die neuere Kunst anbelangt, so fallen deren Anfänge schon in die letzten Zeiten des Mittelalters. Charakteristisch für solche, für die Renaissance im engeren Sinne, ist der »weltliche« Zug, das Zurücktreten des religiösen Momentes hinter die Bedürfnisse des Lebens, hinter das Reinmenschliche, das selbst in den Kunstwerken religiösen Inhaltes zum Ausdrucke kommt. Gegenüber dem Stofflichen verlangt jetzt, im Gegensatze zum Mittelalter, der Formen- und Farbensinn seine Geltung. Die Architektur pflegt jetzt vorwiegend den Palastbau; auf die Einfachheit der Frührenaissance folgt die reichere Gliederung der Hochrenaissance. Die Bildhauerkunst löst sich von der Architektur völlig ab, wird selbständig und wendet sich durch das Stadium antiker Kunstwerke und der Anatomie dem Naturtum, dem lebensvollen Ausdrucke zu. Im XVII. Jahrhundert nimmt in der Plastik das Leidenschaftliche, Malerische überhand; es kommt auch hier der Barockstil zur Geltung. Eine besondere Höhe der Entwicklung erreichte im XVI. Jahrhundert die Malerei, die insbesondere in den verschiedenen Malerschulen Italiens zur üppigen Blüte gelangte: Die Musik dieser Periode bildet die Polyphonie vollkommen aus. Ende des XVI. Jahrhunderts kommt der Generalbaß und anfangs des XVII. Jahrhunderts in Italien das Musikdrama, die Oper, auf.

Das XVIII. Jahrhundert hebt sich in kultureller Hinsicht von jener des XVI. und XVII. Jahrhunderts in vieler Beziehung ab. Mit Ausnahme Englands, wo der Parlamentarismus sich immer mehr festigte, und Polens, wo nach wie vor die Adelsherrschaft gilt, regiert in den übrigen Staaten der strenge Absolutismus. Eine Beteiligung der Stände oder Landtage an der Gesetzgebung kommt selten vor. Zwar kamen auch Bürgerliche in das Heer und in die Beamtenschaft, aber die höheren Stellen werden doch vorzugsweise mit Adeligen besetzt. Die Privilegien des Adels gegenüber dem Volke sind groß, besonders in Frankreich und Polen, wo alle Abgaben auf die Bürger und Bauern abgewälzt werden. Für die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ist ein Fortschritt im Regierungswesen insoferne zu verzeichnen, als der Absolutismus teilweise aufgeklärter, rücksichtsvoller wird; so in Preußen unter *Friedrich II.*, in Österreich unter *Josef II.*, in Schweden unter *Gustav III.* Die Leibeigenschaft beginnt in Deutschland und Österreich (1781) zu verschwinden. Im Jahre 1783 konstituirte sich nach Losreißung vom Mutterlande die Republik der Vereinigten Staaten Nordamerikas. In Frankreich, wo es keinen aufgeklärten Absolutismus gibt und das Volk unter der Tyrannei des Adels und einer unerträglichen Steuerlast schmachtet, das Königtum mit aller Willkür und großer Sittenlosigkeit waltet, wo alle Zustände veraltet und unhaltbar sind, erfolgt (1789—1793) die große Revolution mit ihrer Erklärung der »Menschenrechte« (nach amerikanischem Vorbild), mit ihren *Rousseau*schen Prinzipien der »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« und der Volkssouveränität, bei Aufhebung der Leibeigenschaft und aller Adelsprivilegien, Einziehung der Kirchen- und Klostervermögen, Abschaffung des Christentums und Einführung eines albernen Kultus der Göttin »Vernunft«, der jedoch nicht lange vorhielt.

Wenn wir die französische Revolution vom Standpunkte ihres Kultureinflusses in Betracht ziehen, so müssen wir uns einerseits ihre wohltätigen Folgen gegenwärtig halten, durch welche die Revolution auch noch gegenwärtig die europäischen Verhältnisse beherrscht, und wie sie selbst mit ihren Irrtümern durch ihre im Grunde sittlichen Motive der

Humanität, diesem letzten und höchsten Ziele der Staatsgesellschaften, ersprießliche Dienste geleistet hat; anderseits darf jedoch nicht verkannt werden, daß die französische Revolution von 1789 durch maßlose Ausschreitungen dem Absolutismus großen Vorschub geleistet und den vor ihrem Auftreten sich immer mehr verbreitenden Humanitätsideen großen Eintrag getan hat.

Die Volkswirtschaft der XVIII. Jahrhunderts zeitigte gegenüber dem Merkantilsystem den Physiokratismus. Hatte ersterer die Bedeutung des Geldes überschätzt und dasselbe einseitig als die Quelle des Nationalreichtums erklärt, so betrachtete entgegengesetzt das physiokratische System [1]) den Grund und Boden und dessen Bewirtschaftung als die Hauptquelle des Volksvermögens, daher die Agrikultur als die allein produktive vorzugsweise von Staatswegen zu regulieren und zu begünstigen sei, dagegen Industrie und Handel freigelassen werden sollen. Das physiokratische System konnte sich wegen des Grundirrtums in der Anschauung über die Produktivität nicht lange erhalten. Viel ersprießlicher war in volkswirtschaftlicher Hinsicht das von *Adam Smith* (1776) eingeführte Industriesystem, in dem jede nützliche Arbeit als produktiv und als Quelle und Maßstab des Wertes bezeichnet wird. Die Arbeit soll von der Bevormundung des Staates frei sein, da der möglichst unumschränkte Wettbewerb der Individuen die höchstmöglichen Leistungen umsomehr erzielen müsse, je besser die Arbeitsleistung reguliert sei, auch der Handelsverkehr soll (durch Zölle) nicht beschränkt werden.

Der Welthandel, der durch die Entdeckungsreisen zu Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts eine völlige Umwälzung erfahren hatte, überging im XVII. und XVIII. Jahrhundert, nachdem das britische Kolonialreich in Asien, Amerika und Afrika sich ungemein rasch entwickelt und die Portugiesen, Spanier und Holländer aus einem großen Teile ihres überseeischen Gebietes verdrängt hatte, an Großbritannien. Neue Länder werden dessen Herrschaft unterworfen, Schiffahrtslinien auf allen Weltmeeren eingerichtet,

[1]) Vom französischen Arzt *Fr. Quesnay* und seiner Schule ausgebildet.

der Zwischenhandel amerikanischer und ostindischer Produkte mit den kontinental-europäischen Staaten usurpiert. Hierdurch wird aus dem kleinen England in zwei Jahrhunderten ein gewaltiges Weltreich, das mit dem Handel auch die Kultur in alle Erdteile trägt. Auch das Fabrikswesen, gefördert durch eine Reihe technischer Erfindungen, beginnt gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts emporzublühen.

Von den Wissenschaften nimmt im XVIII. Jahrhundert insbesondere die Philosophie einen großen Aufschwung, namentlich als *Kant*, der Bekämpfer des philosophischen »Dogmatismus«, durch seinen transzendentalen »Idealismus« das erkenntnistheoretische Gebiet erschlossen und den Weg zur weiteren Forschung auf diesem Gebiete angebahnt hatte, der auch im XIX. Jahrhundert durch große Denker, wie *Fichte*, *Schelling*, *Hegel*, *Schopenhauer* u. a. erfolgreich verfolgt wurde. Auch die exakten Wissenschaften, so insbesondere die Mathematik (Analysis) und Astronomie, nehmen einen ausgezeichneten Fortgang.

Keine Literatur hat im XVIII. Jahrhundert so reiche Blüte getragen, wie die deutsche. Anfänglich steckt sie allerdings noch ganz in der Nachahmung fremder Muster, besonders des französischen Klassizismus, atmet aber zugleich den Geist eines nüchternen Rationalismus, will ganz im Geiste der deutschen Aufklärung, verständig, klar, lehrhaft sein. Den Höhepunkt erreicht die deutsche Dichtung und Dramaturgie in dem Dichterpaare *Goethe* und *Schiller*, in deren unsterblichen, vom Geiste hoher Menschlichkeit durchdrungenen Meisterwerken sich Geist, Ideal, tiefes, lebendiges Gefühl, edle Form in schönster Harmonie zu einem vollendeten Ganzen vereinigen, die daher mit Recht als »klassisch» bezeichnet werden und von dem gebildeten Leserkreise aller Nationen als mustergültig aufgenommen wurden.

6. Kapitel.

Kulturelle Entwicklung vom Ausgange des XVIII. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart.

Des großen Kriegsmeisters *Napoleon* Herrschaft versetzte Europa von einem Ende zum andern in Waffengeklirr.

15 Jahre voll schwerer Kriege zogen über unseren Erdteil dahin; hart drückte die Hand, beziehungsweise das Schwert des Eroberers auf die Schultern der Besiegten. Und dennoch: am Ende der napoleonischen Ära stand die europäische Menschheit an Gesittung den Epochen vor derselben nicht zurück, sondern merklich voran; die Kultur war trotz der Eroberungskriege und der großen Opfer an Gut und Blut fortgeschritten. Die Revolution hatte neue Ideale geschaffen, deren Expansionskraft Befriedigung erheischte, wenngleich die ursprünglichen Ideale unvermerkt sich mit anderen vertauschten, welche in Wirklichkeit die ersteren vernichteten. Zwar folgten auf die stürmische Ära der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege reaktionäre Zeiten; auch währte es ziemlich lange, bis die bleibenden Errungenschaften jener außerhalb Frankreichs zur Geltung kamen, aber schließlich war der Sieg der den Absolutismus bekämpfenden Ideen des Anteiles der Gesamtheit am Staate nicht aufzuhalten. Teils gewaltsame Auflehnung, wie die Revolutionen von 1830 und 1848, teils die Einsicht der Regierenden selbst, machten dem jedem Fortschritte abholden Bevormundungssysteme des Polizeistaates ein Ende und es bildete sich der Rechtsstaat aus, der alle Stände und Klassen, Regierende und Regierte, unter einem einheitlichen Gesetzsystem zusammenfaßt und jede Willkür seitens der Herrscher und der Beamtenschaft im Prinzipe aufhebt. Konstitutionialismus und Parlamentarismus kamen allmählich fast überall zur Herrschaft, sei es in monarchischer oder republikanischer Form. Aus den Kämpfen des XIX. Jahrhunderts ist das Bürgertum als führender Stand hervorgegangen, im Gegensatze zur Adelsherrschaft früherer Jahrhunderte.

Indem der Staat seinen Wirkungskreis erweitert und nicht bloß die Sicherheit im Innern und nach außen hin gewährt, sondern auch das Gesammtleben der Bürger, soweit es in seiner Macht liegt, fördern will, beginnt er im XIX. Jahrhundert zum »Kulturstaat« zu werden; aber nicht als Organ eines einzelnen, sondern als Organisation der Gesamtheit und mit Hinzuziehung der Bürger. Die Humanitätsidee, in der Form der Betonung der Würde menschlicher Persönlichkeit,

die es verbietet, sie als Sache zu behandeln, führt unter dem Einflusse wirtschaftlicher Interessen zur Aufhebung der Leibeigenschaft. Durch die Ablösung der Reallasten (Grundentlastung) werden sodann die letzten Reste der Hörigkeit beseitigt. Eine Errungenschaft des XIX. Jahrhunderts ist auch die Abschaffung der Sklaverei in den christlichen Staaten und deren Kolonien, 1865 in den Vereinigten Staaten und 1880 auf Kuba.

Im Gegensatze zum XVIII. Jahrhundert erwacht und wächst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die Nationalitätsidee. Politische Freiheit und nationale Selbständigkeit sind die großen Ziele, auf welche das Streben der abendländischen Völker Europas mit Macht gerichtet ist. Die Nationalitätsidee mußte aus dem Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung, Sprache, Sitten, Gebräuche und Zusammengehörigkeit, das ist aus dem Nationalgefühl entspringen. Eben dieses nationale Selbstbewußtsein ist es aber, welches zugleich den Gegensatz zwischen der einen und der anderen Nation hervortreten läßt, sie, wenn anders es nicht zum Chauvinismus ausartet, zum Wetteifer auf dem kulturellen Gebiete anspornt und auch als ein wichtiger Fortschritt in der Entwicklung des politischen Völkerlebens bezeichnet werden kann.

Was die sozialistischen Strömungen und Bestrebungen der neuesten Zeit anbelangt, so werden solche im nächsten Abschnitte näher erörtert werden. Hier muß nur bemerkt werden, daß die Sozialdemokratie in Erwartung des »Zukunftsstaates« einstweilen nach Erlangung möglichster politischer Macht der Arbeiterschaft strebt. Jedenfalls hat diese durch ihre planmäßige, zielbewußte Organisation (Vereine, Disziplin, Streiks usw.) sich bereits kräftig bekundet und schon viele Erfolge erzielt, wodurch sie an der Erziehung des gesellschaftlichen Gewissens, sonach kulturell tüchtig mitarbeitet.

Im Zusammenhange mit individualistischen, aber auch mit sozialistischen Tendenzen der Zeit steht die seit dem Ausbruche der französischen Revolution akut gewordene Frauenfrage und Frauenbewegung, welche auf die Beseitigung jenes Widerspruches gerichtet ist, der zwischen den Anforderungen, welche vom Standpunkte einer rationellen

und gerechten Gesellschaftsorganisation in der Frauenfrage zu erheben sind, und der den Frauen tatsächlich zugewiesenen Stellung besteht. Die infolgedessen auf die Erlangung politischer, rechtlicher und sittlicher Gleichberechtigung, überhaupt größerer gesetzlicher und gesellschaftlicher Selbständigkeit der Frau abzielende organisatorische und publizistische Tätigkeit der Frauen und der sie hierbei unterstützenden Männer, hat bereits zu manchen günstigen Resultaten geführt und kann kulturell als ein Forschritt bezeichnet werden. Dagegen findet die den speziellen Charakter des Weibes verkennende, zu weit gehende völlige »Frauen-Emanzipation« auch innerhalb der Frauenwelt mit Recht heftigen Widerstand und ist einem gesunden Kulturfortschritt abträglich. —

In den Justizeinrichtungen ist seit dem Anfang des XIX. Jahrhunderts ein großer Fortschritt zu verzeichnen. Die Einführung des öffentlichen mündlichen Verfahrens wurde nach und nach allgemein; sie erzeugte neue Bedürfnisse, denen durch eine entsprechende Gerichtsverfassung, Geschworenengerichte in Strafsachen (bei einer gewissen Größe des Verbrechens), humanere Kodifikation, Unabhängigkeit des Richterstandes entsprochen wird. Auch das Völkerrecht zeigt, so wie die höhere Kultur der Menschheit und wie das Staatsrecht, in neuester Zeit einen stufenweisen Fortschritt, der sich seinem Inhalte nach immer mehr und mehr den höheren Anforderungen der Humanität und Gerechtigkeit nähert, aber noch ein hohes Ziel und Ideal vollkommener Entwicklung vor sich hat.

In dem Maße wie zunehmender Wohlstand, erhöhte Bildung und wachsende Selbständigkeit einen größeren Kreis des Volkes an den Interessen des Landes teilnehmen ließen, kam auch der uralte Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht wieder zur Geltung, und stellte dem Heerwesen die Kräfte der ganzen Völker zu Gebote. Daß die Institution des Volksheeres und die hochentwickelte Kriegstechnik, dann die kostspieligen Rüstungen den »bewaffneten Frieden« den Völkern als eine immense Last aufgebürdet haben, ist außer Zweifel. Es ist daher begreiflich, daß die (von *Saint-Pierre* und *Kant*) schon im XVIII. Jahrhundert angeregete und verfochtene Idee eines »ewigen Friedens« in unserer Zeit starken

Anklang findet; Beweis die zahlreichen Friedensvereine, die sich in neuester Zeit bilden, und deren Ziel es ist, die Kriege durch internationale Schiedsgerichte zu beseitigen. Die Tatsache, daß diese Gerichte bei politischen Streitigkeiten bereits widerholt in Kraft getreten sind, dann die Abmachungen und Tendenzen der Haager Konvention beweisen, daß man sich der tunlichsten Verwirklichung des Friedensgedankens zu nähern beginnt. Auf diese, für die Gestaltung der Zukunft der Menschheit hochwichtige Frage wird im letzten Abschnitt näher eingegangen.

In bezug auf die materielle Kultur übetrifft das XIX. Jahrhundert weitaus alle früheren Kulturperioden. Die Ursachen dafür liegen in den durch das starke Anwachsen der Bevölkerung bedingten Bedürfnissen nach ausgedehntester Produktion, in der Aufhebung der die Industrie und den Handel beengenden Verordnungen und Schranken und vor allem auch in den zahlreichen wissenschaftlich-technischen Erfindungen und Entdeckungen, welche die möglichste Ausnützung der Naturprodukte und Naturkräfte gestatten. An dem großartigen wirtschaftlichen Aufschwunge hat auch die bis ins kleinste und feinste durchgeführte Arbeitsteilung und Arbeitszerlegung verbunden mit Arbeitsvereinigung Anteil. Unterstützt wird dies alles durch das hochentwickelte Geld-, Kredit-, Bank- und Börsewesen, dann durch das ausgedehnte Exportwesen, das Welthandelsystem, welches seinerseits durch das rapid zunehmende und sich immer mehr vervollkommnende Verkehrswesen gefördert wird. Ein mächtiger Erwerbstrieb, verbunden mit dem Streben nach sozialer Macht und nach Genuß, hat in der neuesten Zeit große Vermögen geschaffen, denen allerdings ein großer Pauperismus gegenübersteht, hervorgerufen durch den wachsenden Zug der Bevölkerung in die Großstädte, das massenhafte Angebot menschlicher Arbeitskraft und andere Umstände. Daß dies alles zur Lösung der »sozialen Frage«, zu einer gerechteren Verteilung der Güter, an denen kein Mangel ist, zur Hebung der materiellen und geistigen Lebenserhaltung der Massen drängt, liegt auf der Hand und wird auch die Aufgabe der Zukunftskultur bilden. —

Der Aufschwung, den die gesamten Wissenschaften im abgelaufenen Jahrhundert genommen haben, ist im Vergleich mit früheren Zeiten ein ungemein hoher. Nicht nur daß neue Disziplinen aufkommen [1]), auch die Arbeitsteilung innerhalb der einzelnen Wissenschaften, namentlich in den Naturwissenschaften, die eine streng exakte Methode befolgen, schreitet beständig fort, fördert eine Menge neuer Tatsachen zutage und konstatiert viele Gesetzmäßigkeiten, die wieder zu Erfindungen führen, welche dem Kulturfortschritt zugute kommen.

Die Literatur und Kunst betreten mit Beginn des XIX. Jahrhunderts zum Teile neue, nicht immer fortschrittliche Wege. Dichtung und Leben sollen möglichst eine Einheit bilden, die Kunst soll überall in das Leben hineinspielen. Indem aber der Geist auf Phantasie und Gemüt, auf nationales und religiöses Fühlen hin tendiert, erfolgt doch eine Abkehr vom Leben der Zeit, ein Fliehen in die Vergangenheit des Mittelalters, das der neueren »Romantik« als das Ideal des Lebens erscheint. Hand in Hand mit dem Aufkommen revolutionärer Tendenzen drang auch das Leben in die Dichtung ein; diese wurde politisch oder nahm doch vielfach Bezug auf die Strömungen der Zeit, sie nahm einen tendenziösen Charakter an. Dem kulturgeschichtlichen Roman folgt albald der soziale Roman; gegen die »Epigonen« des Klassizismus erhebt sich der Naturalismus, der vom Roman, Drama und der Lyrik Besitz ergreift und bald die Grenzen der Kunst überschreitet, bald aber zu einem gemäßigten Realismus übergeht, der das individuelle und soziale Leben darzustellen sucht. Als Reaktion gegen die naturalistische Tendenz tritt in jüngster Zeit eine idealistisch-symbolische Richtung auf, welche die Technik des Naturalismus mit Ideengehalt und Stimmungsfülle zu verbinden trachtet. Gegenwärtig bestehen in der Dichtung, besonders im Drama, das den sozialen Problemen stark zugewandt ist, verschiedene Richtungen und Gegensätze nebeneinander, die sich erst in der Zukunft ausgleichen müssen.

[1]) So die Ägyptologie, Assyrologie, Ethnologie, Soziologie, Nationalökonomie, experimentale Psychologie, vergleichende Rechtswissenschaft, Literaturgeschichte u. a.

Auch die bildende Kunst macht im XIX. Jahrhundert den Wechsel durch: Klassizismus, Romantik, Realismus, Naturalismus, Neo-Idealismus (Symbolismus). Obgleich vielfach auf frühere Richtungen zurückgreifend und mitunter auch auf Abwege geratend (Sezession), macht die Kunst in der neuesten Zeit in allen ihren Zweigen im großen und ganzen dennoch sichtlich Fortschritte, die den höheren Kulturgrad der Menschheit kennzeichnen und das Ideale, ohne welches keine Kunst bestehen kann, nicht vermissen lassen.

7. Kapitel.

Rückschau auf die kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechtes.

Die pragmatische Kulturgeschichte erfaßt das Leben der Menschheit als ein Ganzes in allen seinen Ursächlichkeiten, aber nicht etwa so, daß die Kausalität als das allein tragende Grundgesetz aller im geschichtlichen Leben der Menschheit sich abspielenden geistigen Prozesse zu betrachten wäre, wie dies *Buckle* in seiner »Geschichte der Zivilisation in England« einseitig nachzuweisen versucht hat, sondern so, daß die Kausalität ein bloßes Moment der Entwicklung der Menschheitsgeschichte, als der Geschichte des organischen Lebens in seiner höchsten Potenz bildet, deren Allgemeinentwicklung aber nach dem Prinzip der immanenten Teleologie vor sich geht. Denn alles Weltgeschehen folgt einander nicht bloß nach dem Satz des Grundes, sondern auch nach dem der teleologischen Entwicklung. Die Kausalität ist dabei der terminus a quo, die Teleologie der terminus ad quem. »Sind so die beiden Methoden der Forschung, die kausale wie die teleologische, unmittelbar und aufs innigste auf historischem Boden miteinander verknüpft, so entsteht um so mehr die Frage nach ihrer gegenseitigen Abgrenzung. Die evolutionistische Geschichtsschreibung ist durch möglichst weitgehende kausale Auffassung des Geschehenen charakterisiert«. [1])

[1]) *K. Lamprecht*, Die gegenwärtige Lage der Geschichtswissenschaft Aufsatz in der »Zukunft« vom 8. Februar 1896.

Wie in der gesamten organischen Natur, so herrscht auch im Geistesleben der Menschheit neben dem Prinzip der Kausalität auch jenes der Entwicklung. *Leibnizens* mit besonderem Nachdruck betonter Satz: »Die Natur macht keine Sprünge« (natura non facit saltus), wird von der heutigen Wissenschaft allgemein anerkannt; und da die Geistesprodukte nur Ausschnitte der Gesamtnatur sind, so steht es außer Frage, daß die Grundgesetze der Natur auch in der Geistesgeschichte vorwalten, daher es Aufgabe des Kulturgeschichtsforschers ist, diesen Grundgesetzen in der Welt des Geistes, und zwar in dessen hervorragendsten Offenbarungen in Wissenschaft und Technik, in Kunst, Religion, Moral und Recht nachzuforschen. Kausalität und Entwicklung fordern aber gleicherweise als ihre unentbehrliche Ergänzung die Stetigkeit (Kontinuität). Die Kausalreihe darf an keinem Punkte unterbrochen werden, die Entwicklung in keiner Phase des geschichtlichen Daseins aussetzen, wenn diese Faktoren wirklich die treibenden Grundkräfte der Geschichte sein sollen. Nur wenn eine kausale und geschichtliche Kontinuität in der Geistesgeschichte der Menschheit, wie sich solche nicht bloß in Kunst und Wissenschaft, sondern auch in den sozialen Institutionen kundgibt, lückenlos nachgewiesen werden kann, ist die Erhebung der Kausalität und Entwicklung zu gesetzmäßigen Triebfedern der Kulturgeschichte der Menschheit zulässig. Ist der Prozeß der Entfaltung des Menschengeistes ein notwendiger, so ist er zugleich ein notwendig kontinuierlicher. So lange der menschliche Geist sich in direkter Fortbewegung befindet, was mit der Entstehung der Sprache vermöge mündlicher Tradition, und seit Erfindung der Schrift mittels der Denkmäler der Literatur, Kunst und Religion, besonders aber in rechtlichen Institutionen und sozialen Gliederungen vor sich geht, kann die Kontinuität der Kultur nicht in Abrede gestellt werden. Daß dieselbe, je nachdem der geistige Entwicklungsprozeß einen langsameren oder schnelleren Verlauf nimmt, sich nicht gleichmäßig abspielt, fließt aus der Natur der Sache. Auch haben, wie die Geschichte zeigt, tief einschneidende religiöse und staatliche Umwälzungen, wie z. B. die Entstehung

und Ausbreitung des Christentums, die Kriege der Perser, Griechen, Römer, die Verheerungen der Vandalen und Ostgoten, die Kreuzzüge, das Wachstum des Islam, die Reformation, der Dreißigjährige Krieg und andere welthistorische gewaltige Ereignisse auf die kulturelle Entwicklungsbewegung großen Einfluß geübt, solche aber nicht gänzlich unterbrochen. —

Beim Überblick der kulturellen Gesamtentwicklung der Menschheit gelangt man zur Überzeugung, daß diese Entwicklung nicht nach dem Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes verlaufen ist, so daß man einen großen, weisen Weltplan, eine von langer Hand zu menschlichen Zwecken vorbereitete, im großen Stile sich zweckmäßig vollziehende kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechtes aus der Geschichte einzusehen vermöchte. Dies weist bloß dahin, daß es keine transzendentale Teleologie in der Geschichte gibt, während die immanente, mit der Geschichte eng verknüpfte, aus ihr fließende und ihr fortwährend innewohnende Teleologie nicht verkannt werden kann. Eine aufmerksame Betrachtung und Vergleichung der kulturellen Ereignisse und Entwicklungsstadien in den verschiedenen Epochen beweist, daß die Kultur nicht einen einförmigen und im voraus genau zu berechnenden Gang verfolgt, vielmehr in einer großen Mannigfaltigkeit von Formen und Phasen, in einer unendlichen Menge teils gelungener, teils mißlungener, abgebrochener, wiederaufgenommener, von neuem aufgegebener, zuletzt auf anderen Wegen dem Ziele zustrebender Anläufe sich bewegt, daß sie, wie alles Menschliche, dem Irrtum, dem Wechsel von Vor- und Rückschritt und vielen daraus hervorgehenden Schwankungen ausgesetzt ist, ohne daß man gleichwohl den Schluß ziehen dürfte, es finde überhaupt kein Fortgang in der Kulturentwicklung der Menschheit, wohl gar ein Rückgang derselben statt. Ebensowenig darf aber auch der von manchen Philosophen — so *Fichte*, *Hegel* u. a. — unternommene Versuch, einen stetigen, mit Notwendigkeit und in genau vorausbestimmter Stufenfolge sich vollziehenden Fortschritt in der allgemeinen Kulturentwicklung der Menschheit nachzuweisen, als gelungen oder auch nur, vom Stand-

punkte einer unbefangen pragmatischen Geschichtsforschung aus, als berechtigt verzeichnet werden. —

Ob die Kultur von einem einzigen Punkte aus allmählich über die ganze Erde sich verbreitet oder ob von mehreren Punkten zugleich ein selbständiges Kulturleben sich entwickelt habe, das ist eine zur Zeit noch ungelöste Frage, welche wesentlich mit der anderen Frage zusammenhängt: ob alle auf Erden lebenden Menschen von einem einzigen Menschenpaare abstammen, oder ob man einen verschiedenartigen Ursprung der verschiedenen über die Erde verbreiteten Rassen und Völkerschaften anzunehmen habe. Da wir uns im zweiten Abschnitte der letzteren Ansicht anschlossen, so müssen wir auch erklären, daß die Kultur an mehreren Punkten der Erde zugleich sich entwickelt hat; denn wo immer und auf welche Weise immer menschliche Wesen entstanden sein mochten, da war auch der Keim und Ansatz zu einem, wenn auch noch so beschränkten Kulturleben gegeben. Daß nach allen bisherigen Forschungen die Annahme einer von Asien, und zwar von den Gegenden zwischen dem Schwarzen, Kaspischen und Mittelländischen Meere, dem Rothen und Persischen Meerbusen ausgegangene Hauptströmung der Kultur vieles für sich hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Daß aber auch der Süden Asiens und der Norden und Nordosten Afrikas als selbständige Kulturheimaten, von denen aus der Strom der Kulturbewegung über das mittlere Asien und die Nordküste Afrikas nach Europa ging, bezeichnet werden können, steht außer Zweifel. Der Übergang der Kultur aus dem Orient nach dem Okzident, namentlich nach Europa herüber, charakterisiert sich im allgemeinen durch eine Herausbildung bestimmter, individueller, klarer und fester in sich gestalteter Kulturformen aus den fast noch gestaltlosen, die Abhängigkeit des Menschen von den rohen Naturgewalten verratenden Kulturanfängen der orientalischen Welt. Es zeigt sich dies im Staate wie in der Religion, in der Kunst wie in der Wissenschaft. An Stelle des, jede individuelle Selbstbestimmung beinahe unterschiedlos ertötenden weltlichen oder geistlichen Despotismus, den wir in den ungeheueren Reichen Asiens: Babylon, Assur, Hindostan, China — aber

auch in Ägypten begegneten, sehen wir in Griechenland und Rom, in Karthago und in den Kolonien, am nördlichen Saum der Mittelländischen Meerenge Gemeinwesen von viel freierer Bildung treten, die, wenn sie auch den einzelnen im strengen Banne eines unbegrenzten Staatsbegriffes halten, doch wenigstens innerhalb dieses Bereiches seiner selbständigen Tätigkeit und Mitwirkung zum ganzen einen weiten Spielraum öffnen. Auch die Religion, im Orient meist eine dumpfe oder ekstatische Hingebung des einzelnen an eine ihn überwältigende Naturkraft, die er als göttlich verehrt, gestaltet sich dem ebenso gedanken- als phantasiereichen Geiste des Griechen zu einer heiteren Anbetung der Natur in ihrer organischen Gliederung, und im lichten Äther der Schönheit vermählt sich bei ihm religiöse Andacht mit künstlerischer Begeisterung. Die Kunst selbst erhebt sich von den zwar gigantischen aber größtenteils noch formlosen oder starren Denkmälern der orientalischen Architektur und Skulptur zur Höhe klassischer Schönheit in den vielgegliederten, lebensvollen, harmonisch abgerundeten Schöpfungen griechischer Plastik. —

Was das Christentum anbelangt, so wirkte dasselbe namentlich in dem einen Punkte hochbedeutsam auf den Gang der Kulturentwicklung ein, daß es dieser, an Stelle der früheren, mehr national und standesmäßig umgrenzten, die freiere und weitere Basis allgemein menschlichen Bewußtseins gab. Die Ausschließlichkeit, womit in der Alten Welt ein Volk dem anderen, sowie die aristokratisch-despotische Überhebung der einzelnen Stände über die unteren, insbesondere die Freien über die Unfreien und Sklaven gegenüberstanden, erfuhr durch das Christentum eine wesentliche Milderung. Der Grundsatz der Gleichheit aller Menschen vor Gott schloß jene schroffe Absperrung der Nationen gegeneinander aus, welche z. B. den Griechen und Römer in jedem anderen Volksgenossen nur einen Barbaren sehen ließ. Einer weltbürgerlichen Gestaltung der Kultur durch die Vermischung der verschiedenen Völkerschaften und Nationalitäten zu einem einzigen großen Ganzen, wie sie das Christentum durch seine sittlich-religiösen Grundsätze anbahnte, war in

gewisser Weise allerdings schon vorgearbeitet durch das große, beinahe die ganze damals bekannte Erde umspannende Weltreich der Römer, in welchem sich, freilich nur unter der äußerlichen Wucht einer ungeheueren Eroberergewalt, sowohl alle Völkerschaften als alle Religionen zu einem fast unterschiedlosen Einerlei gemischt, und ihre Gegensätze großenteils abgestumpft hatten.

Das Resultat dieser gewaltsamen Völkermischung war zunächst der Kultur nicht eben günstig. Nicht die besten, weit eher die schlechten Eigenschaften der verschiedenen Volkscharaktere waren es, welche dabei an die Oberfläche gelangten und welche sich durch gegenseitige Berührung in ihren Ausartungen nur noch mehr steigerten. Die Gesamtwirkung dieses ungeheuerlichen Durcheinander war eine allgemeine politische und sittliche Auflösung. Das Christentum selbst konnte inmitten dieser Verwirrung nur individuell, in beschränkten Kreisen wirken. Der allgemeinen Verderbnis selbst zu steuern und eine neue Ordnung der Dinge an Stelle der zerfallenden alten zu setzen —, diese Aufgabe fiel jenen neuen, von der bisherigen Kultur noch fast unberührten Völkerschaften zu, die nahezu gleichzeitig mit der Ausbreitung des Christentums in dem großen Römerreiche mit diesem in Berührung und bald in einen Kampf auf Leben und Tod gerieten, das den Untergang des letzteren herbeiführte.

Das Unternehmen *Karls des Großen*, mit Hilfe der christlichen Idee ein neues Universalreich, ähnlich dem römischen, nur in höherem, edlerem Stile, zu gründen, die ganze damals bekannte Welt mit dem Kreuze oder Schwerte unter die Herrschaft des Christentums und zugleich des Franken- oder Germanentums zu bringen, mißlang, ebenso wie der fast gleichzeitig von anderer Seite gemachte Versuch einer Weltpropaganda des Islam. Der natürliche Trieb des germanischen Geistes nach individueller Freiheit und Selbstbestimmung behauptete sein Recht und rang ebensowohl dem karolingischen Universalreiche die Stiftung abgesonderter, selbständiger Staatswesen ab, wie er innerhalb dieser selbst den Versuchen, eine Uniformität auf Kosten der Freiheit herzustellen, die namentlich von der Kirche ausgingen, einen beharrlichen Wider-

stand entgegensetzte. Die mannigfachen Konflikte und Kämpfe, welche daraus entsprangen, wie anderseits die mannigfachen Komplikationen, welche der germanische Trieb des Individualismus in seinem Zusammentreffen mit dem aus der alten Römerwelt überkommenen und von der Kirche, der Erbin jenes weltbeherrschenden Rom, gehegten Prinzipe der Zentralisation und des Depotismus erzeugte, bildete den Hauptinhalt des Mittelalters nach Seiten des politischen, bürgerlichen und sozialen Lebens hin. Die Kirche und das Rittertum — das waren die Mächte, die sich im Mittelalter in die Herrschaft teilten und vereint in den Kreuzzügen, dieser reichsten und eigentümlichsten Blüte jener weltgeschichtlichen Epoche, ihre Triumphe feierten. In unscheinbarer Stille neben ihnen, den Fuß beider auf den Nacken fühlend, wuchs erst im späteren Mittelalter allmählich der Bürgerstand heran, als Träger und Vertreter einer neuen Richtung, aber jener bisher so verachteten Arbeit, die durch ihn nicht bloß zu einem gleichberechtigten, sondern in gewisser Hinsicht zum beherrschenden Faktor des ganzen modernen Kulturlebens erhoben werden sollte.

Der Eintritt dieses völlig neuen Elementes bürgerlich-gewerblicher Betriebsamkeit in den Gang der Kulturgeschichte erschloß der letzteren bis dahin ungekannte Bahnen und prägte ihr einen von allem früher wesentlich abweichenden Charakter auf. Das Mittelalter war nur eine Zeit der Gärung und des Überganges; in ihm hatten, namentlich in bezug auf die beiden Hauptrichtungen aller Kultur, die Staatsbildung und die Standesverhältnisse, antike Elemente mit modernen, römische mit germanischen gekämpft oder sich vermischt. Die selbständige Geltung, zu welcher sich das bürgerliche Element emporrang, machte die letzteren frei und drängte die ersteren in den Hintergrund. Die hauptsächlichsten Resultate dieser Veränderung, die auf den verschiedenen Kulturgebieten allmählich zutage traten, waren: auf sozialem die Bildung eines Mittelstandes, der, auf friedlichen Besitz und Erwerb gestützt, sich neben dem kriegerisch-feudalen Adel als bürgerlich unabhängig und politisch gleichberechtigt, ja mit der Zeit als im Gemeinwesen maßgebend stellte; in rein politischer

Beziehung die Ausbildung eines Verfassungswesens, welches eben diese maßgebende Stellung des Mittelstandes und die Anerkennung des Prinzips, worauf er ruht, des Prinzips freiester Entwicklung der Persönlichkeit und freier Erwerbstätigkeit, sichert und verbürgt; in sittlicher Beziehung eine für alle Staatsbürger gleich geltende Moral an Stelle der aristokratischen Überhebung der Starken und Mächtigen über die allgemeine Sitte, eine sorgsamere Pflege der häuslichen und bürgerlichen Tugenden und eine erhöhte Innigkeit des Familienlebens.

Die moderne Kultur hat sich natürlich nur sehr allmählich und in einer Reihenfolge von Stadien entwickelt, sie ist noch jetzt in ihrer Entwicklung begriffen und nach vielen Seiten keineswegs abgeschlossen. Äußerlich vorbereitet und gleichsam eingeleitet, war ihr eigentlicher Eintritt und der Bruch mit dem Mittelalter durch eine Reihe der bedeutungsvollsten Erfindungen und Entdeckungen auf dem Gebiete materiellen Lebens des XV. Jahrhunderts, die in dem kulturgeschichtlichen Abrisse angeführt wurden. Namentlich war es aber die Buchdruckerkunst und die sich daraus entwickelnde regelmäßig und überallhin verbreitete Gedankenmitteilung — die sogenannte Presse —, die nicht bloß zur Verallgemeinerung des wissenschaftlichen Geistes, sondern ganz besonders auch zur Stärkung eben jenes bürgerlichen Bewußtseins und jener öffentlichen Meinung, welche die Haupthebel moderner Kultur auf dem wichtigsten Gebiete, dem politischen wurden und eine Macht schufen, von deren ebenso gewaltigen als heilsamen Einflüssen weder das Altertum noch das Mittelalter auch nur eine Ahnung gehabt hatten.

Auf diese ersten bedeutsamen Erfolge des modernen Geistes im XV. Jahrhundert folgte im XVI. jene gewaltige Bewegung, welche, durch einen großen Teil von Europa sich fortpflanzend, das ganze Kulturleben der Länder, die sie ergriff, und teilweise selbst jener, in denen sie nicht bleibende Wurzeln faßte, nach den verschiedensten Seiten hin umgestaltete — die Reformation, deren Wesen und Tragweite an geeigneter Stelle gewürdigt wurden. Während dann die Folgen dieser neuen Lebensrichtung auf den von ihr zunächst

berührten Gebieten, den kirchlichen und politischen, sich, hier mehr friedlich, dort mehr stürmisch, hier langsamer, dort schneller entwickelten, schwang der nimmer ruhende Geist der Forschung und des Vorwärtsstrebens sich über die streng bemessenen Bahnen, in denen ihn auch die Reformation noch gehalten hatte, mit kühnem Fluge weiter und weiter hinaus. Die Philosophie, das ganze Mittelalter hindurch und selbst noch zum Teile im Reformationszeitalter in den Banden des Autoritätsglaubens und eines scholastischen Formelwesens befangen, strebte aus diesem Banne heraus den höchsten Zielen der Spekulation zu. Kühne Denker aus allen zivilisierten Ländern reichten sich die Hand zu dem großen Werke der Erforschung aller höchsten und letzten Wahrheiten im Bereiche der Natur, des Menschenlebens, des Staates, der Gesellschaft. Die diesfällige zivilisatorische Bewegung reicht vom Schlusse des XVI. bis tief in das XVIII. Jahrhundert hinein, ja ihr Wellenschlag reicht bis in die neueste Zeit, deren Kulturbestrebungen vorwaltender Zug auf eine Verbreiterung der Basis dieser ganzen Bewegung, teils in bezug auf den Stoff, mit welchem sich dieselbe beschäftigt, teils in bezug auf die Kreise der Beteiligung an den Arbeiten, wie von den Resultaten der Kultur ausgeht. In ersterer Hinsicht ist namentlich auf die bevorzugte Stellung hinzuweisen, welche die Gegenwart der Pflege der materiellen Interessen, d. h. der Aneignung und Umbildung der Natur im Dienste des Menschen, sowie der damit in engster Verbindung stehenden Ausbildung der Staats- und Gesellschaftsformen im Geiste der bürgerlichen, politischen und religiösen Freiheit einräumt. Die Gegenwart mit ihrer soviel gescholtenen Eigensucht und Einseitigkeit erweist sich in der Hinsicht humaner und geistig regsamer als irgendeine frühere Zeit, da sie alles Wissen und Können, alle Ziele und alle Mittel menschlichen Strebens soviel als möglich zu einem Gemeingute der ganzen Menschheit zu machen sucht, und in diesem echt menschlichen und weltbürgerlichen Zuge sich durch keine ausschließende Rücksicht, weder des Standes noch der Nationalität, beengen läßt. Die Popularisierung der Wissenschaften ist jedenfalls als ein erfreulicher kulturfördernder Fortschritt zu begrüßen, und zwar

umsomehr, je weniger darunter die ebenso wichtige Seite wissenschaftlichen Strebens, die fortschreitende Vertiefung und Befestigung aller menschlichen Erkenntnisse leidet. Ebenso kulturfördernd ist der humanisierende und zivilisatorische Einfluß jener mannigfachen internationalen Veranstaltungen, bald zu gemeinsamer Handreichung, bald im Sinne des edelsten friedlichen Wettstreites unter den verschiedenen Völkern, sowohl auf dem materiellen wie auf dem idealen Gebiete: die verschiedenen Weltausstellungen überhaupt, oder Kunst- und Industrie-Ausstellungen insbesondere, jene internationalen Kongresse, sei es für Anliegen des materiellen Verkehrs, sei es für Zwecke der Wohltätigkeit und der sittlichen Aufhilfe der leidenden und verwahrlosten Klassen, oder für sonst welche Zwecke der Humanität und Menschenveredlung.

Und so offenbart uns die Kulturgeschichte bei aufmerksamer Betrachtung die fortwährende Manifestation des ihr innewohnenden ewig gültigen Gesetzes alles menschlichen Seins, Webens und Strebens — das Gesetz fortschreitender Entwicklung und stetiger Vervollkommnung, bis nicht jener Gipfel der Kultur, des sozialen Lebens und des Ethischen erreicht ist, den die Menschheit vermöge ihrer natürlichen Potenz und Anlage zu erreichen imstande sein wird.

IV. ABSCHNITT.

Die soziale Entwicklung des Menschengeschlechtes.

»Von all den Beschuldigungen, die man gegen den Sozialismus anführt, gibt es keine, die man nicht einst auch gegen das Christentum erhoben hätte.«
Eötvös, Einfluß der herrschenden Ideen auf den Staat.

»Je höher die Kultur, desto ehrenvoller wird die Arbeit.«
Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie.

1. Kapitel.

Die „soziale Frage“ als das Grundproblem der kulturellen Entwicklung der Menschheit.

»Der Mensch ist von Natur ein gesellschaftliches Tier«, hat mit Recht schon *Aristoteles* hervorgehoben, denn er ist auf das Zusammenleben und den Verkehr mit anderen Menschen angewiesen. Erst durch Vergesellschaftung, mit ihrer arbeitsteiligen Gliederung und ihrer Vererbung von angesammelten geistigen Schätzen und materiellen Hilfsmitteln des Lebens, wird eine Kulturentwicklung, werden die Begriffe Bildung, Gesittung überhaupt ermöglicht. Dieses Zusammenleben äußert sich aber nicht allein in der Staatenbildung und im Staatsleben mit seiner politischen und Rechtsentwicklung, sondern es macht sich auch in Erscheinungen bemerkbar (als da im großem Teile des wirtschaftlichen Verkehrs, in der Entwicklung von Sitte, Sprache, Rechtsgefühl u. a.), welche über die Landesgrenze hinausgreifen oder, wenn sie auch nur einem Lande angehören, doch gar nicht oder nur indirekt vom Staate und seinen Lebensäußerungen beeinflußt werden und insoferne selbständig auftreten.

Die Vorgänge und Produkte, die aus dem Zusammenleben der Menschen, aus ihrer Vergesellschaftung entspringen, als da: Sprache, Wirtschaft, Politik, Recht, Religion u. a., beschäftigen einzelne Sozialwissenschaften.[1]) Jene Wissenschaft

[1]) So z. B. Kulturgeschichte, Völkerkunde, Volkswirtschaftslehre, Völkerpsychologie, Sozialethik u. a.

aber, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Ergebnisse der verschiedenen Sozialwissenschaften durch Aufzeigung der allgemeinen Faktoren, die an dem Zustandekommen und an der Veränderung der sozialen Gebilde beteiligt sind, in ihrem Zusammenhange verständlich zu machen, ist die Soziologie, richtiger gesagt Sozialphilosophie; denn sie ist als Synthese der sozialen Tatsachen mehr als die Summe der Enzyklopädie der sozialen Einzelwissenschaften, sie ist die Theorie der gesellschaftlichen Erscheinungen als solcher, sonach ihrem Ursprunge wie ihrer Methode nach eine philosophische Wissenschaft. Sie lehrt uns »die Grundformen des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens kennen und sucht uns dieselben durch das Zurückgehen auf die Ursachen, Kräfte, Motive und Gesetze des Gesellschaftlichen zu erklären«; sie zeigt uns, unter welchen Bedingungen das Zusammenleben und Zusammenwirken wissenschaftlich und kulturell vorgeschrittener sozialer Gruppen gestellt werden müsse, damit die zu schaffende gesellschaftliche Organisation sich in einem alle Glieder dieser Gesellschaft möglichst zufriedenstellenden Gleichgewicht befinde. Die Soziologie verzichtet darauf, den Gesamtverlauf menschlicher Geschichte zu umfassen, und begnügt sich damit, den Werdeprozeß menschlicher Vergesellschaftung zu untersuchen und die Gesetzmäßigkeit desselben festzustellen. Denn ebenso wie es auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft eine Gesetzmäßigkeit gibt, ebenso gibt es auch eine Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung der sozialen Gebilde und die Gebundenheit des einzelnen durch dieselbe.

Die soziale Frage ist nicht, wie oft angenommen wird, eine bloße »Magenfrage« oder ein bloßer Emanzipationskampf des (fälschlich) sogenannten vierten Standes, ihr Problem und dessen Lösung liegen viel tiefer, sind mit den höchsten religiösen und sittlichen Ideen der Menschheit eng verknüpft und bilden das Grundproblem ihrer kulturellen Entwicklung. Denn je mehr der Mensch nicht bloß im anthropologischen, sondern auch im ethischen und kulturlichen Sinne Mensch ist, desto mehr überwiegen die geistigen und sittlichen Interessen die materiellen, desto mehr lechzt er nach

geistiger Nahrung. Da die kirchlich-dogmatischen Lehren, welche der Menge bisher die ethischen Begriffe gespendet haben, sich immer mehr als wirkungslos erweisen, so muß der für den Fortbestand der Kultur unerläßliche sittliche Gehalt der Menschheit in eine neue Form gebracht werden, und das ist der Sozialismus in seiner ethischen Gestalt. Die soziale Entwicklung der Menschheit darf aber nicht vom kleinlichen Gesichtswinkel einer politischen Parteizugehörigkeit betrachtet, sondern muß vom hohen Standpunkte der weltgeschichtlichen Mission der Menschheit erfaßt werden, wobei die jeweiligen politischen Parteigruppierungen und nationalen Bestrebungen als vorübergehende akzidentelle Momente in der sozialen Gesamtentwicklung der Menschheit erscheinen. »Der Parteimann sieht nur das Hier und Jetzt, der Philosoph aber forscht nach dem Überall und Immer. Jener berauscht sich an den politischen Orgien seiner Zeit und taumelt dann blindlings auf das nächstliegende Ziel los, während der Philosoph inmitten der ihn umgebenden polititischen Bacchanalien Weitblick und Nüchternheit behauptet« *(Dr. Stein).*

Wenn wir den sozialen Entwicklungsgang der Menschheit in Betracht ziehen, so drängen sich uns drei Momente auf, die als Formen und Bedingungen des menschlichen Zusammenwirkens näher untersucht werden müssen: 1. Der Ursprung alles menschlichen Gesellschaftslebens; 2. der geschichtliche Werdegang der sozialen Organismen und 3. der gegenwärtige Stand des sozialen Problems.

2. Kapitel.

Ursprung des menschlichen Gesellschaftslebens.

Die Frage, ob der Mensch von jeher in Gesellschaft gelebt hat, wird von den Fachmännern nicht übereinstimmend beantwortet. Während einige Anthropologen und Ethnologen annehmen, daß es sicherlich eine Zeit gegeben hat, in der nicht einmal ein so lockeres Gewebe, wie die primitive Gesellschaft es darstellt, bestanden hat, und nur eine Unterstufe der menschlichen Gemeinschaft in dem Verhältnisse zwischen Mutter und Kindern zugeben, halten andere Ethnographen und

Soziologen entschieden dafür, daß die Tatsachen der Prähistorie und Ethnologie als auch die ganze Organisation des Menschen darauf hinweisen, daß der Mensch auf das gesellschaftliche Leben angelegt ist, daß er sonach den Schritt zu einer, wenn auch noch so lockeren Verbindung mit seinesgleichen sehr bald machen mußte, wie dies auch noch heutzutage bei den wilden Stämmen der Wald-Weddahs Ceylons, den Australnegern, Feuerländern und Buschmännern beobachtet werden kann. Möglicherweise hat der Mensch den Geselligkeitstrieb schon von seinen anthropoiden Vorfahren ererbt, da die meisten Affengattungen, die Menschenaffen vor allem, in Rudeln, also sozial leben, daß sie einen Anführer haben, in der Abwehr und in anderem gemeinsam vorgehen.[1]) Die Natur hat eben viele Organismen so eingerichtet, daß das Zusammenleben und Zusammenwirken für dieselben, im Gegensatze zu isoliert lebenden Raubtieren, notwendig und nützlich ist als Mittel für den Kampf ums Dasein. Das ist nun auch beim Naturmenschen der Fall gewesen. In geistiger Beziehung das höchstorganisierte Lebewesen, steht der Mensch, was Körperkraft, Geschicklichkeit und Instinkt anbelangt, so manchen Tieren nach, wiewohl er doch zum Herrn der Erde, zu deren Kultivator bestimmt ist. Der Selbsterhaltungstrieb des Menschen, sein Drang nach Verbesserung und Erhöhung des Daseins, verbunden mit dem Gefühle der Ohnmacht und Schwäche des einzelnen angesichts der Gewalten und Schrecknisse der Natur und der Umgebung, in der er lebte, hat dem Menschen schon im Zustande der Unkultur das Leben in der Gemeinschaft aufgenötigt; hierin ist der Urquell der Sozietät zu suchen.[2])

[1]) Viele Tiere, so die Ameisen. Bienen, Biber, Gemsen, Affen, Termiten u. a. leben in sozialer Gemeinschaft, da ihnen ein instinktartiges Gefühl der Zusammenhörigkeit eigen ist. Gegenseitige Hilfeleistungen, Arbeitsteilung, Subordination, Sklaventum sind Erscheinungen, die sich insgesamt oder teilweise schon im Tierreiche finden.

[2]) *Ferdinand Tönnies* unterscheidet in seinem gedankenreichen Buche »Gemeinschaft und Gesellschaft« wie folgt: Die Ausdrücke Gemeinschaft und Gesellschaft bezeichnen zwei typische Schemata der Verbindung von Menschen. Der Typus der Gemeinschaft ist ursprüngliche, auf Wesensgleichheit und natürlichen Bedürfnissen beruhende Einheit des Lebens und Willens; die ihr entspringenden großen Lebensformen sind Hauswirtschaft,

Die Urfamilie. Zunächst verlangt die Hilflosigkeit des Neugeborenen eine längere Pflege seitens der Mutter. Die Gruppe: Mutter und Kinder, beziehungsweise die Familie in diesem engeren Sinne, kann als die Grundlage aller gesellschaftlichen Organisation, als der Ausgangspunkt aller gesellschaftlichen Fürsorge, somit als der Grundstock der Urgesellschaft angesehen werden. Es bedurfte gar keiner Reflexion, um diesen Verband herzustellen, keiner Art Übereinkommen oder Vertrag, um die Mütter für ihre Kinder zu verpflichten; die Einbeziehung des Vaters in die Familiengemeinschaft erfolgte erst viel später. Mutterliebe ist der erste gesellschaftliche Antrieb, Mutterrecht die erste gesellschaftliche Ordnung. Mütter und Kinder bilden sonach von Natur aus die ursprüngliche kleinste Gesellschaftsgruppe, die Keimblättchen aller Organisationen familienhafter Form, die Urfamilie.

Um die Mutter, als Mittelpunkt, bildete sich naturgemäß eine kleine, durch nachbarliches Beisammensein von Kindesbeinen an verbundene Menschengruppe, die durch die Bande der Blutsverwandtschaft, d. i. gleicher mütterlicher Abstammung, zusammengehalten wurde und aus der sich alsbald eine Horde bildete, innerhalb welcher Sozialität und Solidarität besteht. Denn eine Horde ist eine an Zahl nicht bedeutende Gruppe blutsverwandter, durch gemeinsame Abstammung vereinigter Menschen, die den Kampf um die Lebeesexistenz und Lebensbedingungen in Gemeinschaft

---

Ackerbau, Kunst, welchen die Willensformen Eintracht, Sitte, Religion entsprechen. Der Typus der Gesellschaft ist willkürliche Vereinigung selbständiger Individuen, deren jedes seine Interessen und Zwecke absolut setzt, zu begrenzter Leistung und Gegenleistung, die durch Vertrag festgestellt oder als darin begründet gedacht werden. Die Lebensformen dieses Typus sind Handel, Industrie und Wissenschaft. Unter den hierzu gehörigen Willens-, d. h. Willkürformen nimmt das durch freie gesetzgeberische Tätigkeit des Staates hergestellte Recht die zentrale Stellung ein. Das geschichtliche Leben wäre nun zu konstruieren als Bewegung von einem Ausgangspunkte, wo ein Maximum von Gemeinschaft zu einem Endpunkte, wo ein Maximum von Gesellschaft für Inhalt und Form des Lebens bestimmend sind. An jedem Punkte sind beide Typen nachweislich; durch die eigentümliche Bindung beider durcheinander ist der Charakter einer Zeitepoche bestimmt.

führen, schon deshalb, weil der Trieb nach gegenseitigem Anschlusse ihnen im Blute steckt, und dann, weil das Gefühl der individuellen Schwäche, die Furcht vor Tieren, elementaren Gewalten, Geistern, anderen Horden u. a. ihnen die isolierte Existenz verwehrt. Die Horde ist auf dieser niedersten Stufe nichts anderes, als die erweiterte Blutsverwandtschaftsfamilie, die den »Stamm« für alle weiteren Gemeinschaftsgruppen bildet. »Eine empirische und genetische Betrachtung der Gesellschaft muß mit der menschlichen Horde beginnen. Denn die Horde ist der fruchtbare Kern, aus dem die Dynamik des menschlichen Willens alle späteren sozialen Gebilde hervorgetrieben hat.«[1]) Ist erst einmal die Gesellschaft in ihrer primitivsten Form, die Horde, als deren Anfang da, so ist sie für jedes neue Individuum, das in ihr geboren wird, etwas Gegebenes, in das man hineingehört, dem man sich unterordnet, dessen Mitgliedern man sich verwandt fühlt. Eine Veranlassung, aus der Gemeinschaft herauszutreten, ein Leben auf eigene Faust, ist in der Regel nicht gegeben, man weiß es gar nicht anders als in Zusammengehörigkeit. Jeder Versuch, sich zu isolieren, muß schlimme Folgen nach sich ziehen, während das soziale Zusammenwirken sich aufs beste bewährt. Erziehung, Tradition, Nachahmung, Gewohnheit, Unselbständigkeit u. a. bewirken fortdauernd die Erhaltung und Festigung des ersten sozialen Verbandes. Innerhalb der Horde gibt es keinen »Kampf aller gegen alle«, keine Feindschaft, keinen Haß. Streitigkeiten kommen wohl vor, werden aber im Interesse der Gemeinschaft bald beigelegt; stets obsiegt der Hordengeist. Unfügsame werden getötet oder aus der Horde ausgestoßen. So locker auch manchmal die soziale Gemeinschaft sein mag, in der Stunde der Not, der Gefahr handelt man einheitlich, da man einsieht, daß die solidarisch auftretende Gruppe sich besser zu erhalten und geltend zu machen weiß, als eine in sich uneinige, schwache Verbindung.[2])

Die Horde.

[1]) *P. Barth,* Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. 1897, S. 377.

[2]) Ähnliche Horden als die, in denen unseren Urahnen gelebt haben dürften, finden sich jetzt noch auf dem australischen Kontinente, in Süd-Amerika, Afrika und Indien

Hieraus folgt, daß die Anlage zum sozialen Leben dem Menschen angeboren ist. Aber erst durch die Gesellschaft und in derselben vervollkommnen sich und erstarken die sozialen Triebe und Neigungen; die Gewohnheit des Zusammenlebens und Zusammenwirkens erweist sich als ein mächtiger sozialer Faktor. Man lernt einander kennen, schätzen, sieht sich von anderen abhängig, will anderen imponieren, braucht einander; gemeinsame Erlebnisse und Schicksale freudiger und trauriger Art, gleiche Interessen, Wünsche, Anschauungen, Neigungen und Abneigungen weben ein starkes soziales Band. Selbst Menschen, die einander fremd, antipathisch, feindlich sind, werden durch einen Zwang aneinander geschmiedet, gesellig, um wie viel mehr Menschen, bei denen von Natur aus eine Gleichheit der Willenstendenzen liegt.

Die Horde bildet eine geschlossene Einheit, innerhalb welcher Friede und Ordnung besteht, während jeder Fremde als vogelfrei gilt. Die Mitglieder der eigenen Horde genießen eine ganz andere Behandlung als die Stammesfremden, welchen gegenüber keinerlei Pflicht, keinerlei Rücksicht bindet, sondern alles erlaubt ist. Daher der anderen Horden gegenüber geübte Raub der Weiber, die als Sklavinnen unter die Herrschaft der Männer fielen und mit welcher Raubehe die Vaterfamilie und Männerherrschaft begründet wurde. Diese »Ameisenmoral«, die verschiedene Behandlung vom Mitgliedern des eigenen und des fremden Verbandes, durchzieht, rauher oder milder, alle Stufen der menschlichen Gesellschaft. Der Fortschritt des sozialen Lebens besteht nur darin, daß die Gemeinschaftsgefühle von engsten und engeren auf immer weitere Gruppen übertragen werden. Zwang, Not, Interesse, Zweckmäßigkeit aller Art vereinigt Horden zu Stämmen, diese zu Völkerschaften, diese zu Völkerverbänden und Staaten. Wohl führen Religion und Ethik zur schließlichen (theoretischen) Erkenntnis, in jedem Menschen den »Nächsten«, den Mitmenschen zu sehen, der zur großen Gesellschaft der »Erdenbürger« gehört; aber in der Praxis hat der Kampf zwischen den verschiedenen Gruppen der menschlichen Gesellschaft noch lange nicht aufgehört und wird bloß in einer weniger brutalen, zivilisierteren Form geführt.

3. Kapitel.

Die soziale Entwicklung der Menschheit.[1])

Dem Streben nach Zusammenschluß der Mitglieder einer Horde, eines Stammes entspricht von Anfang an ein Abschließen nach außen hin. Wie jede Anziehung zugleich (in anderer Beziehung) eine Abstoßung, jede Verbindung zugleich eine Trennung, jede Kollokation zugleich eine Dislokation bedeutet, so ist auch jede soziale Vereinigung eine Trennung, eine Spannung und ein Gegensatz zu anderen Verbindungen. Durch dieses Spannungsverhältnis zwischen verschiedenen Gruppen erhöht sich aber wieder die Innigkeit des Zusammenhaltens in der Gruppe. Wie die Gleichheit der Interessen, der Abstammung, der Anschauungen, der Sitten und Gebräuche verbindet, so trennt die Verschiedenheit aller dieser und anderer Faktoren. Der Fremde ist Feind, sowohl als Konkurrent um die Lebensbedingungen, wie auch als Unbekannter, Unzuverlässiger; man fürchtet, haßt, verachtet den Fremden, nicht als Individuum, sondern als Vertreter seiner Gruppe; man liebt, fördert, unterstützt nur die zu einer Gruppe Gehörigen. Gruppen, die einander erst fremd und feindlich gegenüberstanden, assoziieren sich unter Umständen. Entweder sind es gerade die beständigen Fehden, welche die Gemeinschaften einander näher bringen; man wird mit den Gepflogenheiten der anderen Gruppe vertraut, lernt den Mut, die Ausdauer deren Mitglieder kennen; oder eine dritte Gruppe, die für mehrere einander fernbleibende Gemeinschaften durch ihre Angriffe von gleicher Gefahr wird, veranlaßt diese, sich zu Schutz und Trutz wider den gemeinsamen Gegner zu vereinigen. Wiederholt sich die Notwendigkeit des Zusammenschlusses, lehrt dann die Erfahrung, daß beide Teile und jeder einzelne dabei am besten wegkommen, hält überdies die Autorität eines gemeinsamen erprobten Führers die Gruppen zusammen, dann kommt es schließlich zu einer bleibenden Verschmelzung derselben, und diese verinnerlicht sich mit der Zeit so sehr, daß ein Ausgleich der Gruppenverschiedenheiten stattfindet;

[1]) Zum Teil nach *Dr. Rudolf Eislers* »Soziologie«.

ein neues Gesamtbewußtsein, ein neuer Innungsgeist entsteht, der ein neues größeres Ganzes schafft, den Stamm. —

Der Stamm.

Ebenso wie aus der Assoziation verschiedener Gruppen neue soziale Gemeinschaften entstehen, können auch ursprüngliche Verbindungen durch äußere und innere Umstände so gelockert werden, daß ein Zerfall derselben in zwei oder mehrere Gruppen eintritt. So teilt sich z. B. ein Stamm, dessen Mitgliederzahl für das bewohnte Gebiet zu groß geworden ist, einmal oder auch wiederholt. Die Teilstämme bleiben zwar vielfach noch in Beziehungen zu einander, entwickeln sich aber doch allmählich in Sprache, Sitte und sonstigen sozialen und anthropologischen Merkmalen selbständig anders, und das um so mehr, je größer die Entfernung der von einander geteilten Gruppen ist und je mehr die neuen Lebensbedingungen sich von den alten unterscheiden. Auch die »Hausgenossenschaft« der Großfamilie spaltet sich oft in Sonderfamilien, sei es, weil sie mit der Zeit allzusehr anwächst, sei es, weil Ehemänner und Väter Herren im Hause sein wollen, weil sie nach ihrem Gutdünken wirtschaften, konsumieren, kurz frei, selbständig in jeder Beziehung sein wollen. Es können sich viel Differenzen und Gegensätze innerhalb einer größeren Gemeinschaft ausbilden, und zwar hauptsächlich da, wo die Mitglieder derselben schon aus dem ursprünglichen Zustande sozialer Undifferenziertheit herausgekommen und Individualitäten geworden sind. Denn jede soziale Gemeinschaft ist ja zunächst nur bestimmten Umständen angepaßt, und die Zeit muß erst erproben, ob die Verbindung auch unter geänderten Verhältnissen Haltbarkeit besitzt.

Die Frage, ob die Gens durch Gliederung des Stammes oder der Stamm durch Vereinigung von Gentes, beziehungsweise Gentes-Verbindungen (Phratrien) entstanden ist, läßt sich nicht in allgemein gültiger Weise beantworten. Stämme können sich ebensowohl durch Anwachsen einer Gruppe als auch durch Vereinigung mehrerer Gruppen auf friedliche oder gewaltsame Weise bilden. Der Stamm besteht nicht mehr wie die Horde oder die Gens bloß aus Blutsverwandten, sondern auch aus Frauen, welche fremden Stämmen entnommen sind, und aus Sklaven, die durch Gefangennahme, Raub oder

Kauf in den Stamm gelangen. Durch eheliche Beziehungen zu den Frauen und Sklaven wird immer wieder eine verwandtschaftliche Einheit hergestellt. Stämme mit Endogamie (Ehe innerhalb des Stammes) sind anders konstituiert als solche mit Exogamie (Ehe mit stammesfremden Frauen), mutterrechtliche Gentes haben andere Struktur als vaterrechtliche, die in eine Summe von mehr oder weniger selbständigen patriarchalischen Sonderfamilien sich gliedern und immer wieder aus solchen sich zusammensetzen, gleichwie auch der Stamm immer wieder durch das Zusammenhalten der Gentes und Phratrien sich erneuert.[1])

Gentilverfassung.

Im Unterschiede von der staatlichen Verfassung beruht die Gentilverfassung auf Gewohnheit, Brauch und Sitte; sie wurzelt also in der natürlichen Gemeinschaft der Gens und des Stammes. Das Fehlen aller von außen her stammenden Zwangsgewalt, aller Unterwerfung unter fremden Willen, ist für diese Verfassung charakteristisch. Eine Regelung der Beziehungen zwischen den Mitgliedern der Gens, des Clans, des Stammes fehlt durchaus nicht, es gibt sogar etwas wie eine Art Gewohnheitsrecht, aber von einer ausgebildeten staatlichen Gewalt kann hier doch noch nicht die Rede sein. Die soziale Organisation selbst ist es, die durch natürliche Differenzierung zur einheitlichen Ordnung und Regierung der einzelnen Verbände im Stamme gelangt. Wohl gibt es einen Häuptling, einen Fürsten, einen König, aber er hat seine Würde nicht durch Unterwerfung, Erwerbung, Usurpation, sondern einzig und allein als Folge der sozialen Institution der Gens, des Stammes. — An der Spitze jeder Gens steht der Sippenälteste, der durch Alter, Tüchtigkeit Hervorragende. Seine Würde ist erblich, sie geht an den ältesten Nachkommen oder Verwandten über; bei phy-

[1]) In Hellas bildeten in den ältesten Zeiten je drei Phratrien den Bund einer Phyle, eines Stammes, die eine Bundesgottheit hatten und deren Kult pflegten. Im Gebiete Athens entwickelten sich ursprünglich vier Phylen; außer diesen Geschlechtsverbänden gab es auch Ansiedler entschieden fremdartiger, wie beispielsweise phönikischer Abkunft. Naturgemäß war die neben den Geschlechterverbindungen eingestreute Bevölkerung diesen gegenüber in einem großen Nachteile, daher die Umwandlung des Gentilstaates in den Territorialstaat vonnöten war und mit der Zeit erfolgte.

sischer oder geistiger Unfähigkeit erhält ein anderer durch Wahl die Häuptlingswürde. Neben diesen Sippenvorständen steht, als primus inter pares, der Stammeshäuptling. Er ist der Anführer im Kriege, der Leiter kriegerischer Expeditionen; im Frieden ist er der oberste Richter, der zusammen mit den Sippenvorständen Recht spricht. Er wird durch die Gentes gewählt und kann von ihnen auch abgesetzt werden; seine Würde kann, muß aber nicht erblich sein. An der Rechtsprechung beteiligt sich vielfach außer den Häuptlingen die Versammlung wehrfähiger Männer, in welcher den Alten der Vortritt gebührt. Dieser demokratische Zug der Gentilverfassung macht sich z. B. in der Organisation der griechischen Stämme aus der Zeit des Trojanischen Krieges geltend; der »Hirte der Völker« und »König der Könige«, *Agamemnon*, ist der über einer Reihe von Unterhäuptlingen stehende Volkskönig, der oberste Stammeshäuptling. Ebenso ist *Hermann* der Cheruskerfürst, nichts anderes als ein erwählter Stammeshäuptling, der aber, bestrebt, die im glücklichen Kriege erlangte Macht dauernd zu bewahren, von den eifersüchtigen und auf Erhaltung ihrer Selbständigkeit bedachten Fürsten ums Leben gebracht wird.[1])

Volk. Die Vereinigung mehrerer Stämme zu einem umfassenderen Verbande ergibt schließlich ein Volk. Zunächst ist solch ein Bündnis nur vorübergehend, hält nur solange an, als gemeinsame Interessen einer Vereinigung zu Defensiv- und Offensivzwecken bestehen. Gleiche Abstammung, gleiche Sprache, gleiche Religion, gleiche Sitten, Gebräuche und Rechtsgewohnheiten, teils ursprüngliche, teils durch die Dauer des Zusammenlebens und die Wechselwirkungen zwischen den Teilgruppen herbeigeführt, stellen eine innere Einheit und geistige Zusammengehörigkeit her, die durch gemeinsame

[1]) Jede Gens besaß ihre eigenen Kult- und Begräbnisstätten und gemeinsame Kultfeste. Der Gegenstand dieses Kultus, die besondere Gottheit des Geschlechtes, ist nach der ganz allgemeinen Analogie innerhalb derselben natürlich der »erste Mensch«, beziehungsweise der Erste, der Urahn dieses Geschlechtes, was die Tatsache erklärt, daß jedes Geschlecht seine Abstammung von einem Gotte herleitet. Diese Gottheit ist dann natürlich auch das Totem des Stammes, der denselben Totemnamen führt, und diese Stammesgleichheit bildet das Erkennungszeichen der Zugehörigkeit.

Schicksale noch mehr gefestigt wird. Mit der Ausbildung der Volksgemeinschaft hört die Gentilverfassung auf; der Gesamtverband erhält einen staatlichen Charakter, der durch die dauernde Seßhaftmachung mehrerer Stämme auf einem bestimmten Gebiete (Staatsterritorium) und die Konstituierung einer festgeregelten Organisation und Regierung begründet wird. Die örtliche Gliederung der Stämme in einzelne Gauen, Gemeinden, Dörfern unter der Leitung von Ältesten (Dorfschulzen) geht der Staatenbildung voran, sie ist der Keim politischer Verwaltung und bleibt vielfach, wenn auch in modifizierter Form, im Staate bestehen. Im Staate sind die geschlechtsgenossenschaftlichen Verbände (Familie, Sippe, Stamm, Nation) nicht aufgehoben, aber sie haben hier eine bei aller relativen Selbständigkeit und Freiheit doch untergeordnete Bedeutung, sie müssen sich der Macht und den Zwecken des staatlichen Gesamtverbandes unterordnen, und dieser Verband umspannt sie alle, ohne die bloße Summe dieser Gruppen zu sein.

Der Staat ist also eine Organisation, die ihre Keime und Vorstufen in gentilgenossenschaftlichen und patriarchalischen Verbindungen hat, aber erst durch Gewalt, Krieg, Unterwerfung, oder aber (auf höheren Kulturstufen) durch Vertrag sich als Staat realisiert. Die Tendenz zur Unterordnung unter eine Führerschaft ist bei den Menschen von Natur aus vorhanden; der Trieb nach Schutz, Sicherheit und Ordnung ruft in der Regel die Gliederung einer Gruppe oder Gruppenverbandes in Leiter und Geleitete, Führer und Geführte, Regierer und Regierte hervor. Daß aber die Führer und Ordner auch Herrscher, Herren über den Verband werden, das ist erst das Produkt historischer Erzeugnisse, geht nicht ohne Kampf, Gewalt, Unterdrückung, Überlistung etc. vor sich, das setzt den Ehrgeiz, den Macht- und Besitzwillen, die Herrennatur kraftvoller Individuen, zugleich auch besondere Verhältnisse voraus, als: das Anwachsen der Volkszahl, Vereinigung verschiedener ethnischer Gruppen, Streitigkeiten, Gefahren, hervorgerufen durch Feinde, Bedürfnis nach Gütern, Sklaven. Doch, so notwendig die Gewalt zum Zusammenführen und Zusammenhalten größerer Gemeinschaften

Der Staat.

als Durchgangsstufe zur höheren Sozialität erscheint, so wenig darf sie das Fundament des Staates bilden.

Der Staat ist ebenso ein natürliches als ein geschichtlich-soziales Produkt; er beruht sowohl auf der Natur des Menschen und seiner Lebensweise, als auch auf Satzung, Gewalt, Übereinkunft, Moralität. Man kann den Staat aber auch (mit *Stahl*) als göttliche Institution ansehen, insofern er ein notwendiges Moment in der Entwicklung der Menschheit bildet und auf der im Weltall herrschenden Gesetzmäßigkeit begründet ist, die wiederum als ein Ausfluß des absoluten göttlichen Willens betrachtet werden kann. Der Staat ist kausal bedingt durch die Art und die Geschichte der Menschen, er ist aber auch final bestimmt, insofern er Zwecken dient, die in stetiger Stufenfolge angestrebt und erreicht werden. Wie die Zustände der Völker überhaupt verschieden sind, bald mehr oder weniger entwickelt und vollkommen, so haben natürlich auch ihre Staatsverhältnisse verschiedene Stufen der Entwicklung, und in ihnen verschiedene Gestaltungen der einzelnen Seiten des reichen Staatslebens. Schon hierdurch werden die Begriffe und Lehren vom Staate (Staatstheorien), deren es nicht wenige gibt, verschieden. Die einen fassen nur die höchsten Entwicklungsstufen des Staates ins Auge, die andern entlehnen ihre Begriffe und Gesetze von unvollkommenen Anfängen und Ausartungen oder auch nur von einzelnen Seiten des Staatslebens[1]); endlich verwechseln auch manche die historische Entstehung des Staates mit dessen Rechtsgrund, oder vermengen die empirische mit der metaphysisch-religiösen Betrachtung und Interpretation. [2])

[1]) *Schäffle* (Bau und Leben des sozialen Körpers. II, 81 ff.) konstruiert vier Entwicklungsstufen des Staatslebens: Als prähistorische Urform die schweifende Horde; als zweite typische Form die geschlechtermäßig gegliederte Völkerschaft; als dritte Grundform des Gemeinwesens den antiken Stadtstaat, die eigentliche historische Lebensform der Griechen und Römer, und als vierte typische Form des politischen Gemeinwesens den modernen Staat.

[2]) Das gilt von der »Gottes-Gnaden«-Theorie, von der »Gewalt- oder Machttheorie«, von der »Vertragstheorie« (*Rousseaus*), von der »naturalistischen« Theorie wie von der »historischen« Rechtsschule, die das Moment der

Was die **historische** Entstehung der Staaten anbelangt, so zeigt uns ein Rückblick auf die Entwicklung der Geschlechter, welche die letzten Rechts-, Friedens- und Vermögensgemeinschaften bildeten, folgendes. Innerhalb des Hauses war der Hausvater unumschränkter Herr; die Gesamtheit der Hausväter bildete die souveräne Gewalt. Allmählich entwickelte und befestigte sich über dem Geschlechte der Stamm oder die geschlechtermäßig gegliederte Völkerschaft als höhere Rechts-, Friedens- oder Machteinheit; doch behielten, namentlich innerhalb der germanischen Entwicklung, die Geschlechter lange Zeit wesentliche Bedeutung: sie erscheinen im Besitze der gemeinsamen Feldmark, deren Teile unter den Familien durchs Los verteilt werden: sie stehen im Heere als engster Verband zusammen, sie üben und leiden Blutrache oder nehmen und geben später das Wergeld, und noch im späteren Mittelalter kündigen Sippen sich Fehden an und schließen mit einander Frieden und Bündnisse. — An der Spitze einer Völkerschaft steht ein Fürst, der gewöhnlich aus einem bevorzugten Geschlechte gewählt wird. Die souveräne Gewalt ist bei der Versammlung der wehrhaften Freien, sie findet das Recht und beschließt über Krieg und

Gewalt, Unterwerfung zu wenig beachtet und den »Gesamtwillen« zu einseitig betont. Übrigens ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß in all den großen politischen Kämpfen der neuesten Zeit in und zwischen den Staaten, von den kämpfenden Parteien stets das **Recht** als Mitstreiter angerufen wird. Mag man es Revolution, Hochverrat, Staatsstreich, Vertragsbruch oder wie immer nennen, die solche Aktionen Führenden, in ihnen Handelnden und durch sie Gewinnenden behaupten immer, ein Recht, und zwar das höchste Recht zu ihren Taten zu haben. Die einen preisen das in die Herzen der Menschen gegrabene Naturrecht, die anderen das göttliche Recht der Könige oder das Recht der Souveränität, die dritten das neuentdeckte Recht der Nationalität als Schirm und Schutz im geschichtlichen Kampfe. Unbekümmert um die uralte Lehre, daß Recht gleich Macht und daher der echte Machthaber auch der wahre Rechthaber sei, flehen nicht nur fortwährend die Schwachen das Recht an, daß es sie stärke, sondern auch die Starken fordern, daß man die rechtliche Art ihrer Ansprüche anerkenne. Das Recht soll dem Faktum die höchste Weihe geben: dies Verlangen besteht in einem Zeitalter fort, das die ganze Geschichte aus erbitterten und brutalen Klassen- und Rassenkämpfen abzuleiten versucht und der Ideologie den Krieg erklärt.

Frieden und Bündnisse. Aus der Masse der Gemeinfreien erheben sich adelige Geschlechter als politisch führend; unter der Masse der Gemeinfreien stehen in mannigfacher Abstufung Unfreie und Schutzgenossen.

Außer der Entwicklung der Geschlechter zu einer Völkerschaft gab es noch mannigfache Arten der Vereinigung einer Volksmenge unter einer Herrschaft, unter einheitlichen Gesetzen. So gibt beispielsweise eine Anzahl von Stämmen das nomadisierende Leben auf, besetzt ein unbewohntes oder ein bevölkertes Gebiet und verwächst dort nach Unterjochung der Urbevölkerung allmählich zu einem Volke, zu einem Staatsverbande. So wurden von den Doriern und Ioniern Sparta und Athen, von den Latinern und Sabinern Rom gegründet. Das Charakteristische dieser Staatsgründung ist der Übergang von dem Personal- zum Territorialprinzip als Grundlage der politischen Einheit. Die Landnahme, die Eroberung eines Landstriches und die Knechtung einer daselbst ansässigen Bevölkerung, ist die Regel bei derlei Staatenbildungen. Ansässigkeit und Besitz, und nicht mehr Gliederung der Gesamtheit vom Gesichtspunkte der Blutsverwandtschaft, sind hier maßgebend. Die alten Geschlechtsverbände der Geschlechter und Phylen sterben nun ab, sie bleiben nur als Kultgemeinschaften erhalten; der Staat und die staatsbürgerliche Gemeinschaft sind erreicht. Die Verfassung des neuen Staatsgebildes erwächst aus der älteren und entwickelt sich je nach Umständen, d. i. je nach dem Erfolge, den die Eroberung des Landstriches und die Knechtung der daselbst ansässigen Bevölkerung hatte. Ursprünglich ist die Regel, daß der Sieger Land und Leute des besiegten Volkes zu seinem Eigentume macht. Was die Besiegten an Macht hatten, verlieren sie nun, sie werden zu Sklaven, Heloten, Hörigen, müssen die schweren niederen Arbeiten übernehmen, werden in jeder Weise ausgebeutet, verachtet, als Menschenklasse zweiter Ordnung behandelt, während das Unterjochervolk das Herrenvolk darstellt. Der Adel, der diesem angehört und der durch den glücklich geführten Krieg Bereicherung an Besitz und Macht erfährt, erhebt sich über die Menge der Halbfreien und Gemeinfreien, er übt im Bunde mit dem Häupt-

linge, Fürsten, Könige die Herrschaft im Lande, zu dessen Eigentümer er wird, aus.

Nicht immer war es die Gewalt, die Übermacht eines Erobererstammes, welche Stämme zu Staaten verband; auch Angriffe Dritter führten oft dazu, daß mehrere Stämme oder Staaten zu einer neuen Einheit, zu einem wenn auch nur vorübergehend während eines Krieges in Wirksamkeit getretenen Staatenbunde sich zusammenschlossen. So z. B. der böotische, ätolische, achäische Bund im alten Hellas gegen die Perser, die Samniterbünde, ferner der Cherusker-, Markomannen-, Allemannenbund, der Sachsenbund zu *Karls des Großen* Zeiten. Diese Bundesvereine, namentlich die allmählichen Verbindungen der einzelnen Stämme ganzer Völker, werden dann später oft wieder zu einfachen Staaten, sowie ganz Italien unter Rom und wie die verschiedenen Feudalvereine des germanischen Mittelalters in den meisten heutigen europäischen Nationen, bald auch zu großen nationalen Bundesvereinen, wie Deutschland und Nordamerika, wie die Schweiz und früher Holland. Wo man sich dauernd zu schwach fühlt, isoliert zu bleiben, wo die Feindseligkeiten der umgebenden Nationen das Bewußtsein entweder der Zugehörigkeit mehrerer Stämme zu einander oder wenigstens der Gemeinsamkeit der Interessen erweckt, da führen Bündnisse zur Staatenbildung, erst in der Form eines noch lockeren Staatenbundes (Konföderation), in welchem gewöhnlich ein Staat die Suprematie (Hegemonie) besitzt, dann in Gestalt eines Bundesstaates (Föderation) mit einheitlicher, zentralisierter Regierung. Noch freier ist die Staatenbildung da, wo nur das Bewußtsein der Zweckmäßigkeit einheitlicher politischer Organisation die staatliche Form der Gesellschaft erzeugt. So z. B. bei der Entstehung der Republik Island (950) oder bei der Gründung des Staates Kalifornien (1848). Weitere Formen der Staatenbildung und Staatenzusammensetzung ergeben sich durch Kolonisation, Verleihung von Hoheitsrechten (wie die Territorialstaaten des Mittelalters), Losreißung von einem anderen Staate (Abfall der Niederlande 1579, Bildung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1776, Griechenland 1830), durch Erbschaft und Verträge, die eine Hausmacht erweitern (Österreich-Ungarn),

durch Personal- oder Realunion (Schweden-Norwegen 1814, England-Schottland 1707 zum Königreiche Großbritannien, dazu Irland 1800). Auch durch absolute Verfügungen eines Machthabers sind schon Staaten gegründet worden, so die Königreiche und Republiken, die durch *Napoleons I.* Machtspruch ins Leben traten.

Der moderne Staat ist durch zwei Momente charakterisiert: die Zusammenfassung vieler Städte und Landschaften in einem einheitlichen Staate (Reiche), und die Ausbildung eines berufsmäßigen Staatsbeamtentums und eines allgemeinen Staatsbürgertums. Das römische Reich unter dem Kaisertum ist innerhalb der europäischen Völkerwelt die erste Reichs- und Staatsbildung, in welcher dieser neue Typus zur Erscheinung gekommen ist. Die römische Bürgerschaft hatte allmählich die Gesamtheit der in ihrer Machtsphäre liegenden Bürgerschaften ihrer Botmäßigheit unterworfen und ihnen die munizipale Autonomie genommen. Die unterworfenen Städte wurden nicht einverleibt, sondern durch Beauftragte des römischen Reiches beherrscht. Allmählich jedoch vollzog sich eine Umbildung. Es wurden zuerst einzelne, dann ganze Bürgerschaften, zuletzt durch das Kaisertum alle freien Bewohner des Reiches in die römische Bürgerschaft aufgenommen. Die allgemeine und gleiche Untertanenschaft war die Form, in der das allgemeine Staatsbürgertum in die Welt kam. Ebenso vollzog sich unter dem Kaisertume allmählich die Umbildung der alten Magistraturen des Stadtstaates in eine Reichsbeamtenschaft, und an die Stelle der mannigfachen Stadtrechte trat ein von der Wissenschaft ausgebildetes, vom Staate sanktioniertes allgemeines und gleiches Recht.

In vielfacher Anlehnung an das Vorbild des römischen Reiches hat sich das moderne europäische Staatswesen entwickelt. Die Aufnahme des römischen Rechtes und seiner Anschauungen von dem Verhältnis der Staatsgewalt zu den Untertanen, gab der Entwicklung des landesherrlichen Fürstentums zu einer einheitlichen, absoluten Staatsgewalt, die sich im XVI. und XVII. Jahrhundert unter dem Einfluß einer Reihe begünstigender Umstände vollzog, die begriffliche Form. Die intermediären Autoritäten des Feudalstaates, die Stände und

Städte verschwanden vor der neuen Staatsgewalt. Im XVIII. Jahrhundert erreichte das absolute Fürstentum den Höhepunkt seiner Entwicklung. Die Scheidung von Obrigkeit und Untertan ist vollständig durchgeführt; es vollzieht sich die Scheidung von öffentlichem und privatem Recht und, vom Heer- und Finanzwesen ausgehend, wird eine immer umfassendere Staatsverwaltung durch eine immer mehr anwachsende Staatsbeamtenschaft ausgebildet. Das XIX. Jahrhundert hat dann einerseits die Vollendung der Rechtsgleichheit durch Beseitigung der Reste feudaler Herrschaftsrechte, anderseits den Beginn einer inneren Umbildung gebracht; der absolute Untertan ist zum Staatsbürger geworden, indem er wieder zur Teilnahme an dem Heer- und Gerichtswesen, der Verwaltung und Gesetzgebung herangezogen wird.[1] An dem weiteren Ausbau der modernen konstitutionellen, repräsentativen Staatsform, welche die Staatsbürger noch intensiver an der Gesetzgebung und Staatskontrolle bei Ausgestaltung der persönlichen Freiheit teilnehmen lassen wird, dürfte das XX. Jahrhundert arbeiten, sofern es nicht je nach dem kulturellen, politischen und geistigen Fortschritt zu einer Demokratisierung des Staatslebens mit dem entsprechenden Zurückweichen autoritativer Elemente, beziehungsweise zur Schaffung republikanischer Staatsform kommt. —

Die modernen Staaten sind vorwiegend Nationalstaaten. Während unter »Volk« die zum Staate geeinigte und im Staate organisierte Gemeinschaft aller Staatsgenossen zu verstehen ist, bedeutet »Nation« (nach deutschem Sprachgebrauch) »die erblich gewordene Geistes-, Gemüts- und Rassengemeinschaft von Menschenrassen der verschiedenen Berufszweige und Gesellschaftsschichten, welche auch, abgesehen von dem Staatsverband, als kulturverwandte Stammesgenossenschaft vorzüglich in der Sprache, den Sitten, der Kultur sich verbunden fühlt und von den übrigen Massen als Fremden sich unterscheidet.[2] Nation und Volk können zusammenfallen wie in Frankreich, Spanien, Italien, aber es kann auch ein Volk sich aus verschiedenen Nationalitäten zusammensetzen, wie in Österreich und Ungarn. Im Aufklärungszeitalter blühte die Idee des

[1] Vgl.: *Paulsen*, System der Ethik. II, S. 512, 513.

[2] *Bluntschli*, Allgemeine Staatslehre. 1875, S. 96.

Kosmopolitismus, zu der sich die staatlich bedrückten Individualitäten retteten. Das XIX. Jahrhundert brachte als Reaktion gegen die etwas verschwommene und vor allem vorzeitige Verbrüderungstendenz der Völker eine Erstarkung des Nationalbewußtseins. Nationale Sprache, Literatur und Kunst, nationales Recht, nationale Politik, Philosophie und sogar Religion: das sind Forderungen der Gegenwart, die das Gute haben, daß sie, wenn sie nicht in Chauvinismus ausarten, die jeder Nation eigenen Kräfte und Anlagen fördern und im nationalen Wetteifer zum kulturellen, geistig-sittlichen Fortschritt führen. Bevor jedoch dereinst die Vereinigung aller einzelnen Kulturen in eine einzige große menschliche Genossenschaft sich zusammenschließt, muß erst jede Kulturgruppe zur höchstmöglichen Produktion angespornt werden, muß erst die Sonderart jeder Nation, jedes Volkes tunlichst zur Geltung kommen, damit in der künftigen Einheitlichkeit einer großen Kulturgemeinschaft die reichste Mannigfaltigkeit eingeschlossen sei. Zwei Bedingungen bietet die Gegenwart für einen derartigen künftigen Zusammenschluß der Staaten und Völker: die historisch immer mehr zutage tretende Ausgeglichenheit allzu großer Unterschiede in den nationalen und staatlichen Institutionen, und der sich immer großartiger entwickelnde Weltverkehr, der die größten Raumstrecken überwindet, das Getrennte verbindet, die Nationen einander nicht nur räumlich, sondern auch kulturell und ethisch näher bringt. »Erst wenn der Wille zur Kultur, zur Umformung und Gestaltung der Naturobjekte im Dienste des humanen Geistes zur Realisation eines Maximums von geistigen Werten allgemein geworden, wenn das Bewußtsein der gleichen Zielstrebigkeit stark genug sein wird, die Schranken der nationalen Verschiedenheiten zu überwinden, wird ein friedliches Zusammenleben der Menschheit in einer großen Kulturgesellschaft, die eine Vielheit von Gruppen einschließt, möglich sein, von Gruppen, die sich den Gesamtzwecken der Menschheit unterordnen und die einsehen, daß das Zusammenwirken im friedlichen Wettbewerb, der jede träge Ruhe ausschließt, für alle das Ersprießlichste ist.«[1])

[1]) *Dr. Rudolf Eißler*, Soziologie. S. 291.

4. Kapitel.

Gegenwärtiger Stand des sozialen Problems.

Die Gestalt, in der die soziale Frage gegenwärtig auftritt, ist die innere Auflösung des Volkskörpers durch die fortschreitende Proletarisierung eines immer mehr anwachsenden Teiles der Bevölkerung auf der einen und durch die entsprechende Verfettung auf der anderen Seite. Nicht das äußere Leben ist es, was zunächst bedroht ist, sondern das innere, das geistig-sittliche Leben. Auf der einen Seite geht es durch Isolierung und Verrohung, durch Mangel an Aufgaben und Zucht zugrunde, auf der anderen Seite verkommt es in Müßiggang und Üppigkeit. Die soziale Frage ist eine sittliche Frage, betone ich mit *Th. Ziegler*, und zwar eine sittliche Frage für alle Gesellschafts- und Volksschichten. Aus dem Egoismus und seinen wechselseitigen Ausgleichungen in der Gesellschaft allein erwächst weder Wohlfahrt noch Fortschritt, sondern nur eine in raschem Verhältnisse ansteigende Ungleichheit der Lage und des Eigentums der gesellschaftlichen Klassen, eine rücksichtslose Ausbeutung der wirtschaftlich Schwächeren, rasch fortschreitende Anhäufung des Nationalreichtums in einer immer kleineren Anzahl von Händen, bedeutendes Anschwellen proletarischer Massen, die auf eine tiefe Stufe der Lebensrichtung und -Erhaltung herabgedrückt sind, während sie gleichzeitig in steigendem Maße die öffentliche Sicherheit bedrohen. Das unvermeidliche Ergebnis solcher Zustände ist eine gleichmäßige Verschlechterung des persönlichen Charakters, oben wie unten: dort Verkommenheit und Genußsucht, Geldgier, Ausschweifung, Gleichgültigkeit gegen andere, schwelgerisches Nichtstun; hier Verkommenheit in aufreibender Arbeit, Stumpfsinn, Brutalität und Alkoholismus. Der infolgedessen allmählich eintretenden Zersetzung des Volkskörpers kann nur durch eine gründliche, geistig-sittliche Kur, nicht aber bloß durch politische oder wirtschaftliche Palliativmittel begegnet werden.

Die Tendenz der Gegenwart, Besitz und geistige Arbeit von der Handarbeit immer mehr loszulösen und eine im wesentlichen homogene, erbliche Klasse der »Besitzenden und

Gebildeten« herzustellen, birgt schwere Gefahren für die Gesellschaft und den Staat. Die große Masse des Volkes, welche die Mittel für eine Kultur beschaffen muß, die sie nicht versteht und nicht mitgenießt, kann für die Dauer dieses Joch nicht ertragen, sie trachtet, es auf diese oder jene Art abzuschütteln und ihr gleiches Anrecht auf das politische, soziale und wirtschaftliche Leben geltend zu machen. In der hierdurch entstehenden Umbildung des großen gesellschaftlichen Körpers tritt eine neue politische Partei immer mehr zur Erscheinung: die sozialdemokratische, deren Begründung in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch den Franzosen *Louis Blanc* fällt.[1]) Dieser hat in seiner Schrift »Organisation du travail« (1840) als politisches Programm die Regulierung der Produktion durch den Staat formuliert. Die bisherigen wissenschaftlichen Sozialisten wollten im Sinne *Saint-Simons* und dessen Schule in der von ihnen angestrebten Reform von der Gesellschaft, und zwar der bürgerlichen, besitzenden Klasse ausgehen und auf privatem Wege unter Umgehung des Staates ihre Reformen durchführen. *Louis Blanc* aber verlangt, nicht von oben herab, sondern von unten hinauf solle der Sozialismus sich entfalten. Seine nächsten Forderungen sind also: erstens Organisation der Arbeit selbst, sowie Zusammenschließen der Arbeiter zu einer eigenen Partei; zweitens solle die Arbeiterpartei vermöge ihrer numerischen Überlegenheit das Staatsruder in die Hand nehmen, damit man so auf gesetzlichem Wege die gewünschten sozialen Reformen ohne jede Revolution durch den Stimmzettel allein bewerkstelligen könne. Hat es die heilsame Organisation des Staates in einem guten Jahrtausend fertig gebracht, aus den verschiedenartigsten Völkergruppen eine durch und durch einheitliche französische Nation zu schaffen, so wird die gleiche Staatseinrichtung im Besitze der arbeitenden Mehrheit es

Begründung der Sozialdemokratie durch Louis Blanc.

[1]) Die von *Louis Blanc* gegründete Arbeiterpartei war die erste praktische sozialdemokratische. Dieselbe erlangte vorübergehend einen Einfluß auf die Politik in Frankreich dadurch, daß zwei ihrer Führer, *Louis Blanc* und *Albert*, nach der Februarrevolution 1848 Mitglieder der provisorischen Regierung wurden; sie wurde mit anderen radikalen Parteien in der Junischlacht 1848 besiegt.

ebenso fertig bringen, die Unterschiede der Klassen aufzuheben, die sozialen Ungleichheiten zu mildern und mit der Zeit ganz zu beseitigen. *Louis Blanc* ist sonach nicht bloß der erste Organisator des Proletariats, sondern auch der erste Staatssozialist, und hat als solcher auf die deutschen Sozialisten *Lassalle*, *Rodbertus* und *v. Vollmar* auch theoretisch einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt.

Proudhons anarchistischer Sozialismus.

Kaum war der Sozialismus in *Saint-Simon*, *Fourier* und *Louis Blanc* erstanden und emporgeblüht, als schon ein *Proudhon* auftrat, der, von Haus aus selber Sozialist, dennoch am Sozialismus die schonungsloseste Kritik geübt hat. Mit seinem 1840 erschienenen Buch »Qu'est-ce que la propriété?« kündigt er dem Eigentum einen leidenschaftlichen Kampf an. Denn mit der berüchtigten Antwort: »La propriété c'est le vol« schleudert er der ganzen besitzenden Klasse den Fehdehandschuh ins Gesicht. Die Motivierung dieses berüchtigten Satzes beruht auf der Behauptung, daß eine gerechte Verteilung der Güter nur die gleiche sei. »Hier, an der Quelle seiner Deduktion aber steckt schon der Fehlschluß. Nicht das ist gerecht, daß der Faullenzer den gleichen Anteil an der Güterproduktion erhalten solle wie der Arbeitsame, der geniale Erfinder das gleiche wie der stumpfsinnige Steinklopfer, die wahre Gerechtigkeit fordert vielmehr, wie schon *Saint-Simon* eingesehen hat, eine proportionale, d. h. jedem nach seinen Fähigkeiten und Leistungen zugemessene Verteilung der Güter.«[1]) Das hat *Proudhon* schließlich selbst eingesehen und in seinem zweiten größeren Werke »Die Philosophie des Elends« den vorerwähnten berüchtigten Ausspruch selbst preisgegeben, indem er einsah, daß er sich schlecht ausgedrückt habe. *Proudhon* wollte keineswegs völlige Abschaffung des Eigentums; was er mit seinem unglücklichen Wort: »Eigentum ist Diebstahl« sagen, beziehungsweise treffen wollte, war nicht das Eigentum an sich, das ehrliche, selbsterworbene oder auch nur ererbte Eigentum, vielmehr zielte er bloß auf das arbeitslose Einkommen, auf die Rente in ihrer verschiedenen Form, als Zins, Pacht, Miete, Obligationsrente. Er legte *Ad. Smiths* Ausspruch, daß die Arbeit die einzige Quelle des Reichtums

[1]) *Dr. Ludwig Stein*, Die soziale Frage. S. 360.

bildet, unrichtig aus. Die Arbeit ist ihm nicht nur kein lästiges Mittel zum Erwerb, sondern ein sich selbst heiligender Zweck. Je höher die Kultur, desto größer wird unser Arbeitsmaß. »Heiligt die Arbeit, durchgeistigt sie, statt sie herabzusetzen, duldet niemanden in eurer Mitte, der nicht arbeitet; schafft alles arbeitslose Einkommen ab, wie es sich in Zins, Pacht und Miete offenbart«, ruft *Proudhon* der Gesellschaft zu, »dann ist die soziale Frage gelöst. Hebt das Eigentum, d. h. das zinstragende Kapital, auf und setzt dafür den individuell vererblichen Besitz — denn ohne Erbmöglichkeit gilt ihm jeder Besitz als wertlose Farce —, dann habt ihr das Glück der Völker gewährleistet und gefestet!«

Daß in diesen Ausführungen eine scharfe Kritik des Sozialismus geboten wird, ist nicht zu leugnen; aber *Proudhons* positive Vorschläge sind ebenso unpraktisch und unbillig, wie die aller theoretischen Sozialisten vor und nach ihm. Er fordert als Gegengewicht gegen das übermäßige Kapital die Unentgeltlichkeit des Kredits, um das arbeitslose Einkommen zu beseitigen und eben dadurch dem Arbeiter das Recht auf den vollen Arbeitsertrag zu ermöglichen, ferner Beseitigung der Anarchie der Arbeit durch eine freiwillige internationale Assoziativproduktion. Er will eine Volksbank auf Aktien gründen, eine Art Arbeitspapiergeld mit Zwangskurs. *Proudhon* hat aber keine blasse Idee vom Großkapital und hat auch nie durchdacht, ob und wie seine Theorie praktisch durchgeführt werden könnte.

Marx' Sozialphilosophie.

Während die französischen Sozialphilosophen sich mit freiwaltender Phantasie einen Gesellschaftszustand ausmalten, der in Wirklichkeit nicht besteht noch bestehen könnte, und auf Grund dessen sozialistische Theorien aufstellten, die sich praktisch nie durchführen lassen, erstand in dem Deutschen *Karl Marx* dem Sozialismus ein genialer Kopf von gründlicher philosophischer und nationalökonomischer Bildung, der die soziale Frage auf eine rationelle Weise lösen, in ein wissenschaftliches System einfügen wollte. Er suchte auf Grund umfassendster Kenntnisse in Geschichte, Philosophie und Nationalökonomie die Notwendigkeit einer künftigen sozialistischen Weltordnung geschichtsphilosophisch nachzuweisen. Er

verfährt dabei mit einem Scharfsinn und einer Konsequenz der Argumentation, die uns Bewunderung abnötigt, obgleich bei eingehender Prüfung seiner Deduktionen so manche Schärfe sich als Spitzfindigkeit, so mancher Schluß sich als Sophisma herausstellt. *Marx* stellt zunächst fest, daß jeder Mensch ebenso wie ein ganzes Volk in seinem leiblichen und geistigen Wesen das Produkt seiner Umgebung (Milieu) sei.[1]) Terrestrische, somatische, klimatische und geschichtliche Bedingungen, auf welche bereits *Herder* und *Buckle* hingewiesen haben, machen jeden Menschen, wie jedes Volk zu dem, was sie sind. Nur versteht *Marx* — und das ist seine ureigenste Idee — unter den letzterwähnten geschichtlichen Bedingungen vornehmlich die Entwicklung der Produktionskräfte und die daraus sich ergebenden Klassenkämpfe, die er als das letzte treibende Motiv aller geschichtlichen Bewegungen entdeckt haben will. Damit hat *Marx* den »ökonomischen Materialismus« eingeführt, den *Engels* auf folgende kurze Formel gebracht hat.[2]) »Unsere Richtung betrachtet politische und juridische Bewegungen, literarische und philosophische Bedingungen gleichsam als einen Überbau. Das Fundament bilden die volkswirtschaftlichen Bedingungen. Die Geschichte einer Epoche liegt nicht in der Philosophie, sondern in der Ökonomie derselben.« Denn unter den sozialen Einwirkungen bleibt, nach dem Marxismus, der ökonomische Existenzkampf stets das treibende Agens in der Menschheitsgeschichte, während die aus jenem hervorgegangenen geistigen Mächte, wie Religion, Kunst und Wissenschaft, nur koexistierende Momente der Entwicklung bilden. Der Kampf um das ökonomische Dasein, kurzweg der Klassenkampf, bildet den Inhalt, die geistigen Potenzen nur die Form der sozialen Entwicklung. Dieser gewaltige, die ganze Menschheitsgeschichte durchziehende Klassenkampf ist bisher auf der Linie der westeuropäischen Kultur in drei verschiedenen,

[1]) Der Gedanke des »Milieu« stammt von *Hippokrates*. *Taine* war jedoch der erste, der für den Ausdruck »Umgebung« den Terminus »Milieu«, der heute so beliebt ist, anwandte.

[2]) *Fr. Engels*, Über den historischen Materialismus, in: »Neue Zeit«. 1893, S. 15 ff.

einander ablösenden Formen hervorgetreten, seitdem die Anhäufung von Arbeitsprodukten die Schranken des primitiven Urkommunismus durchbrochen hat: 1. Die Epoche der Sklaverei, die charakteristisch für das ganze Altertum ist; 2. die Epoche der Fronarbeit und 3. die kapitalistische Produktionsweise der Neuzeit. Die Arbeitskraft, die früher nur Produktionsmittel war, wird jetzt unter der Herrschaft des Kapitalismus zur Ware, die der Kapitalist kauft. Der Lohnarbeiter ist zwar nicht mehr an den Herrn gebunden, wohl aber an einen Herrn überhaupt, und zwar wird er nicht mehr durch die Sklavenpeitsche, wohl aber durch eine Hungerpeitsche dazu gezwungen. Auch ist die gegenwärtige Freiheit des Arbeiters auf Kosten seiner ökonomischen Sicherheit erkauft. Der Sklavenhalter und der Feudalherr mußten für ihre Untergebenen sorgen, wenn sie anders nicht selbst zugrunde gehen wollten; der heutige Arbeitgeber sorgt nur für sich, da er ja bei eintretender Krisis seine Arbeiter ohne weiteres entlassen kann.

Marx führt nun aus, daß diesem Übelstand nur durch einen Wandlungsprozeß oder den Übergang aus der kapitalistischen in die sozialistische Produktionsweise abgeholfen werden kann. Das Kapital ist in seiner Akkumulationstendenz seiner Natur nach individualistisch; seinen Zweck kann es jedoch nur erreichen durch sein prinzipielles Gegenteil, nämlich durch gesellschaftliche Produktionsweise, weil es zu seiner Vermehrung vergesellschaftete Arbeitskraft notwendig voraussetzt. Ja, das individualistische Kapital selbst assoziiert sich in Aktiengesellschaften, Trusts, Ringen, Kartellen. Immer mehr ballt sich der Massenreichtum in einigen Händen zusammen, dem ein immer breiter und mächtiger anwachsendes Massenproletariat, das sich seines Elends klar bewußt ist, bedrohlich gegenübersteht. Die anarchische Konkurrenz des Kapitals zieht immer weitere Kreise. Jeder große Kapitalist schlägt eine Menge kleinerer Kapitalisten und drängt sie in die Reihe des Proletariats herab, das dadurch intelligente Verstärkung erhält. Immer enger wird der Kreis der Kapitalsmagnaten, immer gewaltiger schwillt das organisierte, weil assoziierte Proletariat an. »Diese Konzentration der Produktionsweise und die Vergesellschaftung der Arbeit erreicht

einen Punkt, wo sie unerträglich wird mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Exproprieteurs werden expropriiert.« —

Der Kardinalfehler der *Marx*schen Sozialphilosophie ist, daß sie das Wirtschaftliche (die Naturbasis als Geschichte), das doch nur ein Faktor unter anderen ist, überschätzt, es zum wesentlichen, ja zum einzigen Agens der Geschichte, des Gesellschaftslebens, der Kultur macht; ferner daß sie die Rolle der Ideen und der anderen Kulturfaktoren ganz verkennt und ihre ganze Sozialphilosophie an den Materialismus als philosophische Weltanschauung knüpft, welcher, wie an anderer Stelle nachgewiesen wird, keine erkenntnistheoretische und metaphysische Berechtigung hat.

Auch die Wertlehre von *Marx* ist von sozial-philosophischer Seite anfechtbar. Abgesehen von der unzulässigen Verallgemeinerung, das wichtigste Agens der wertbildenden Substanzen, die Arbeit, willkürlich zur einzigen wertbildenden Substanz umzustempeln, hat *Marx* die alte aristotelische Kategorie der Arbeit doch etwas zu eng aufgefaßt. Ihm schwebt offenbar immer wieder nur der Fabriksarbeiter vor, während der Feldarbeiter nur wenig, der Kopfarbeiter so gut wie gar keine Berücksichtigung findet. Hätte er stets die ganze Kategorie menschlicher Arbeit vor Augen gehabt, so würde er wohl kaum in den schon von *Ricardo* begangenen Fehler verfallen sein, alle menschliche Arbeit unterschiedslos zu mechanisieren. Nicht bei jeder Arbeit geht es an, ein beliebiges Arbeitsquale in Arbeitsquanten und diese in Arbeitszeiten mechanisch aufzulösen. Die »vergegenständlichte menschliche Arbeit« ist in jedem Exemplar dieselbe, der Wert aber ein unendlich verschiedener. Werte gibt es nicht bloß auf dem Weltmarkt, an den allein *Marx* denkt, sondern auch in einer unendlich abgestuften Skala von Appreziationswerten, bei denen das subjektive (psychologische) Moment vorwiegt. Dieses subjektive Moment des Wortes hat *Marx* zum Schaden seiner Wertlehre bedenklich vernachlässigt. Daß Appreziationswerte nicht bloß subjektiven, sondern unter Umständen auch einen wirklichen Warenwert und Weltmarktpreis haben können, das

zeigen die täglichen Auktionen von Antiquitäten, Kunstgegenständen, Kuriositäten, Raritäten. Man denke nur an den Marktpreis der Ware »Briefmarke«, für die zuweilen Tausende Kronen gezahlt werden.

Wie *Marx* die Natur im allgemeinen, und den gesellschaftlichen Produktionsprozeß insbesondere, so hat er auch das menschliche Individuum ganz und gar mechanisiert. Er faßt das Individuum als sozialen Atom, als ob es sich nur nach den Gesetzen des Mechanismus und Chemismus mit anderen Atomen zu einem gesellschaftlichen Aggregat zusammenschlösse. Er übersieht aber dabei, daß dieses soziale Atom von Willensimpulsen und Intellektmotiven beherrscht wird, die der toten Materie abgehen. Das intellektuell entwickelte Individuum läßt sich schlechterdings nicht wie eine Uhr aufziehen oder wie eine Maschine regulieren. Die intellektuellen, ethischen und ästhetischen Faktoren und Widerstände treten im *Marx*schen Kalkül ganz zurück. »Das von ihm eliminierte, sein Eigenleben eifersüchtig wahrende Individuum ist ein schlagendes Gegenargument gegen jene soziologischen Determinismen von *Marx*, dem aller ästhetischer Zauber und jede ethische Weihe gründlich abhanden gekommen sind« (*Dr. Stein*). Daß die Theorie des Mehrwertes übrigens einzelne praktische Bedenken übersieht, als da: die Macht der Geschichte, der Nationalität zumal, das Gesetz der geistigen Trägheit, die Macht der Kirche, des Katholizismus zumal, die Macht des gegenwärtigen Staates, dann die Macht der Sitte und die Verschiedenartigkeit der individuellen menschlichen Natur, welche sich nur schwer auf ein von allen Sozialisten anerkanntes Programm einschwören läßt — soll hier nur nebenbei erwähnt werden.

Lassalles Sozialdemokratismus.

Ferdinand Lassalle, der eigentliche Begründer der Sozialdemokratie in Deutschland, hatte es sich angesichts der vorerörterten Bedenken, welche sich dem theoretischen Radikalismus des *Marx* entgegenstellten, zur Aufgabe gemacht, die für den Sozialismus praktisch erreichbaren und zu erstrebenden Ziele etwas näher zu stecken und greifbarer zu gestalten. Durch die Beschränkung des sozialistischen Programms auf das praktisch Erreichbare und geschichtlich Mög-

liche hatte er in dieser Hinsicht zweifellos das Richtige getroffen. Von der begründeten Ansicht ausgehend, daß geschichtliche Prozesse sich nicht forcieren lassen, sondern ihren normalen, ihnen immanenten Lauf nehmen, versuchte er es zunächst mit einem nationalen Staatssozialismus, um so dem internationalen Weltsozialismus die Wege zu ebnen. Kommen doch alle großen Ideen und Errungenschaften erst in einem Volke zum Durchbruch, um dann ihren Siegeszug durch die Welt anzutreten. *Lassalles* Idee war, es solle der preußische Staat mit einer Anleihe von 100 Millionen Thalern (= 300 Millionen Mark) Arbeiterassoziationen mit Staatskredit errichten. Damit wäre der erste Schritt auf der Bahn des Sozialismus getan und die allmähliche Abschaffung der Lohnarbeit wäre angebahnt. Hätte sich dieser soziale Fortschritt in Preußen bewährt, so würde der Sozialismus in zwei bis drei Jahrhunderten alle zivilisierten Staaten ergriffen haben.

Was *Lassalle* anstrebte, läßt sich auf wenige Grundgedanken zurückführen: Belehrung der öffentlichen Meinung über die staatsrechtliche Zulässigkeit und sittliche Notwendigkeit des Sozialismus. Zu diesem Behufe entwickelte er das von *Ricardo* stammende »eherne Lohngesetz«, wonach in der heutigen Gesellschaftsordnung der Lohn des Arbeiters auf den Betrag beschränkt bleibt, der nach den Lebensgewohnheiten des betreffenden Volkes unbedingt erforderlich ist, um die Existenz zu fristen und das Geschlecht fortzupflanzen. Die mildeste Übergangsform zum Sozialstaate glaubte *Lassalle* in der von *Saint-Simon* und *Louis Blanc* geforderten Produktivassoziation der Arbeiter mit Staatskredit zu finden. Damit wollte er die soziale Frage nicht lösen — denn dazu sind, wie er einsah, Jahrhunderte erforderlich — wohl aber wollte er die Bahn ebnen, auf welcher sich die Völker- und Gesellschaftsentwicklung dem künftigen Ideal des sozialen Staates annähern soll. Der heutige Staat soll ihm nur den »kleinen Finger« reichen, nämlich die Assoziativproduktion mit Staatskredit einführen, dann werde die ganze Hand schon folgen. In dieser weisen Beschränkung auf das praktisch Durchführbare zeigte *Lassalle*, daß er die soziale Entwicklung mit wahrhaft geschichtlichem Blicke erfasse. Die Arbeiter sollen sich

zu einer Armee vergesellschaften, aber nicht, um über Nacht den sozialen Staat mit Gewalt herzustellen, sondern um mittels des allgemeinen Wahlrechtes die gegenwärtige Gesellschaftsordnung anzugreifen und, sobald die Majorität erlangt ist, allmählich auf dem Wege der sozialen Gesetzgebung in den Sozialstaat hinüberzukommen.

Anderweitige Lösungsversuche der sozialen Frage.

Daß die »soziale Frage« auf dem Wege der Gesetzgebung, und nur auf diesem, wenn auch nicht gerade ihre Lösung, so doch in einzelnen ihrer Verzweigungen eine annähernd befriedigende Antwort finden könne, hat die »historische Schule« in der Nationalökonomie, welche heutzutage die deutschen Katheder bis auf wenige Ausnahmen beherrscht, vollauf begriffen. Sie pflegt die Tradition der historischen Rechtsschule *Savignys* auf wirtschaftsgeschichtlichem Boden fort. Daneben eignet sie sich die von *Comte* eingeführte exakte Methode in der Behandlung soziologischer Probleme an. Auch zieht sie ethische Wertmaßstäbe zur Formulierung ihrer nationalökonomischen Theorien in weiterem Maße heran, als das bisher in der Volkswirtschaftslehre üblich war. Derzeit wird von deutschen Kathedern aus nach zwei Seiten hin gegen den Staatssozialismus frondiert: gegen seine theoretischen Grundlagen und wissenschaftlichen Methoden richtet die österreichische Schule unter Führung *Karl Mengers* ihre Angriffe, und gegen die pessimistische Wertung gewisser Vorzüge des Kapitalismus, sowie gegen dessen schwache Abwehr der sozialdemokratischen Bestrebungen wendet sich *Julius Wolf*, der dem sozialen Fortschritte das Wort redet.

Es würde zu weit führen, die vielen derzeitigen Systematiker des Sozialismus und alle Parteiführer der Sozialdemokratie in den europäischen Staaten nebst ihren Argumentationen und Parteibestrebungen (Agitationen) anzuführen. Es kann nur hervorgehoben werden, daß eine Reihe von sozial-ethischen Vereinen und Instituten augenblicklich in der gesamten zivilisierten Welt die Sozialisierung der Gesellschaft fördert. Die von *Felix Adler*, *Salter* und *Staunton Coit* in Amerika ausgehende ethische Bewegung hat namentlich in England bedeutende Dimensionen angenommen. Auch die deutsche Gesellschaft für »Ethische Kultur«, an deren Spitze der Berliner

Astronom *Förster* stand, und die zu ihren Mitgliedern so hervorragende Namen wie *Jodl, Höffding, Tönnies* zählt, gewinnt täglich an Ausbreitung; in Zürich ist gleichfalls eine »Akademie für ethische Kultur« ins Leben gerufen worden. Dies alles läßt vermuten, daß die soziale Bewegung in einer für die menschliche Gesellschaft vorurteilslosen und heilsamen Form in Bälde die ganze zivilisierte Welt durchzittern wird. Es ist nicht bloßer Zufall, daß England und die Schweiz, die gesündesten Demokratien Europas, zwar eine imposante Fülle von sozialistisch Denkenden, hingegen eine vergleichsweise winzige sozialdemokratische Partei aufweisen. Der Sozialismus der Institutionen scheint denn doch ein mächtiges Widerstandsmittel gegen den Sozialismus der Utopie zu sein.

5. Kapitel.

Die soziale Aufgabe der nächsten Zukunft.

Wenn wir die soziale Frage unbefangen prüfen, so müssen wir uns gestehen, daß dieselbe einer dringenden Beantwortung harrt, daß sie neben der politischen und nationalen die Zukunft beherrschen wird. Denn es kann nicht bestritten werden, daß in der Gegenwart noch immer das Los von Millionen Menschen in unzähligen Fällen im schreienden Widerspruche steht mit den Minimalforderungen, die wir vom Standpunkte unserer heutigen Ethik an ein menschenwürdiges Dasein stellen; es kontrastiert in grellem Schein mit dem Inhalt des Rechtes der Persönlichkeit, das wir fortwährend als die Grundlage des Rechts- und Kulturstaates hinstellen, und es ist ein betrübender Hohn auf die angeblich hohe Zivilisation unserer Zeit, deren wir uns so gern mit Stolz rühmen. Eine Besserung, und zwar eine unaufschiebbare, energische Besserung der sozialen Verhältnisse ist für die moderne Gesellschaft und den Rechtsstaat ein Gebot der sittlichen Pflicht, wie der eigenen Interessen. Sie ist ein Gebot der sittlichen Pflicht, wenn anders die Forderungen der Ethik und das Streben nach dem modernen Kulturstaat nicht bloße Phrasen zur Beschönigung und Verherrlichung der eigenen Existenz der besser situierten Gesellschaftsklassen bleiben

sollen. Sie ist aber auch ein Gebot des eigenen Interesses; denn schon ist in die niederen Volksschichten das Bewußtsein ihrer Lage und jener Widersprüche gedrungen, schon haben sie das Bewußtsein ihrer Kraft, deren Äußerungen und Folgen nicht zu berechnen sind, wenn Staat und Gesellschaft ihre Pflicht gegenüber der sozialen Bewegung, insofern sie billige Anforderungen erhebt, nicht beizeiten erfüllen. Die bloße Selbsthilfe der bedrängten, niederen sozialen Kreise reicht nicht hin, das Problem zu lösen; zu ihr muß sich mehr oder weniger ergänzend die Gesellschafts- und Staatshilfe gesellen. Die Pflege der allgemeinen Bildung und der allgemeinen Moral, tunlichste Hebung der Religiosität, Gründung von Vereinsbibliotheken, von Arbeiter- und Gewerksvereinen zur Bildung und Erholung, dann von Fortbildungsschulen, Wanderunterstützungs- und Darlehenskassen, Kost- und Logierhäusern für Unverheiratete, unentgeltliche Spitalspflege und Arbeitsvermittlung, Eröffnung von Arbeitsgebieten, Ausbildung der Arbeitsfähigkeit: das dürften die Mittel sein, um der sozialen Bewegung auf friedlichem Wege nach Tunlichkeit zu begegnen, beziehungsweise den gerechten Ansprüchen der gedrückten Volksklassen entgegenzukommen. Daß die kollektive Produktionsweise immer mehr zunehmen, daß die Rechts- und Eigentumsordnung ihr Konzessionen wird machen müssen, kann auch derjenige nicht bezweifeln, dem das individualistische Prinzip als wertvoll erscheint.

Wie sich die Umwandlung der sozialistischen Theorie in ein praktisches Staats- und Gesellschaftssystem vollziehen wird, das kann wohl niemand voraussagen; daß aber diese Umwandlung den Inhalt der Weltgeschichte in den nächsten Jahrhunderten bilden wird, kann als sicher angenommen werden. Denn die soziale Frage beginnt eine weltgeschichtliche Bedeutung zu gewinnen; sie wird allmählich zu einer neuen Weltanschauung und Weltgestaltung auf soziologischer Grundlage führen. Die soziale Entwicklung wird aber, wie alle Entwicklung auf dem historischen Boden, nach gewissen, in ihrer Natur liegenden Gesetzen erfolgen. Der Kampf zwischen der älteren kastenartigen und der neuen, nach Ausgleichung der Lebens- und Gesellschaftsgegensätze strebenden

sozialen Klasse, wird sich jedoch nicht so sehr auf dem materiellen, beziehungsweise volkswirtschaftlichen, als auf dem geistigen und sittlichen Gebiete abspielen. Deshalb müssen vornehmlich hier die Hebel angesetzt werden, welche die ganze soziale Bewegung in ein sicheres, ruhiges Geleise zu bringen vermögen.

Der Denkende sieht im heutigen Sozialismus, den Sozialdemokraten entgegen, keine bloße Lohnbewegung oder Magenfrage, sondern ein Kulturproblem, wie dies jedes Zeitalter der Menschheitsgeschichte aufzuweisen hat. Es handelt sich bei der Sozialfrage nicht bloß um Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse und um Ausgleichung der materiellen Unterschiede, respektive Vermögensverhältnisse, kurz die wirtschaftlichen Faktoren sind nicht die ausschließliche Ursache und der Motor der sozialen Bewegung, nein, die soziale Reformbewegung ist ein Entwicklungsmoment in der Geschichte der Menschheit, das sich aus dem Kulturgange derselben mit Notwendigkeit ergibt. Der Weg, den die Menschheitsgeschichte, wie wir sie in dem Abschnitt »Kulturgeschichte« von seinen ersten, im Dämmerschein der Prähistorie verschwindenden Spuren bis zur breiten Heerstraße unseres Zeitalters verfolgt haben, genommen hat, zeigt deutlich, daß die Kulturentwicklung in ihrer materiellen, geistigen und ethischen Beziehung ein immanentes Gesetz birgt, welches sie beherrscht und zu einem gewissen Ziele hinleitet. Welches dies Ziel ist, wird im nächsten Abschnitt dargetan werden. Daß aber die soziale Frage mit der ethischen in einem innigen Zusammenhang steht, wird niemand bestreiten wollen, der die Philosophie der Geschichte eingehend würdigt. Der Sinn aller sozialen Entwicklung ist doch offenkundig die Höherbildung des gesamten Menschengeschlechtes, die allmähliche Ausgleichung der Gegensätze, welche dieser Höherbildung entgegenstehen. Nur was diese Höherbildung fördert, gewährt uns teleologische Lust und die beruhigende Sicherheit, daß wir uns auf dem wahren Wege des sozialen Fortschrittes befinden. Hat erst die Menschheit soviel Erkenntnis gewonnen, daß sie die Richtungslinie ihres sozialethischen Weges scharf und genau erfaßt, dann wird sie auch

alle Abwege und falschen Richtungen vermeiden, welche sie von dem einmal erkannten wahren Ziele abbringen und vom Kulturfortschritt abhalten könnten.

Daß übrigens die soziale Frage in der Tat ein Kulturproblem und keine bloße Magenfrage ist, beweist die allgemeine Bewegung, welche die unteren gesellschaftlichen Schichten in bezug auf das Wahlrecht in letzter Zeit ergriffen hat. Sie wollen nicht nur das »Zugtier« der Gesellschaft und des Staates sein, sie wollen auch als sozial Gleichgestellte gleiche politische Rechte haben, an der Gesetzgebung und Budgetbewilligung, die sie in ihren Folgen treffen, sich beteiligen und das Bewußtsein haben, daß sie ein den übrigen Ständen gleich würdiges Glied der Gesellschaft und des Staates sind. Es wird eine Zeit kommen, wo die Masse herrschen wird; suchen wir sie beizeiten zu bilden; dann wird mit der Masse zugleich der Geist herrschen, jener Geist, der die Gewalt zu bändigen und den Übermütigen in die gehörige Schranke zu weisen vermag. — —

Soziale Probleme, das ist Aufgaben für den Staat und die Gesellschaft zur Besserung ungenügender Zustände ganzer Gesellschaftsklassen, welche einen solchen Umfang angenommen haben, daß zur Beseitigung der Mißstände die Kraft der einzelnen, seien es Individuen oder Klassen, nicht mehr hinreicht, sondern dazu die Mitwirkung der Gesellschaft (Gesellschaftshilfe) oder des Staates (Staatshilfe) notwendig ist, gibt es in der Gegenwart mehrere. Ein soziales Problem entsteht erst dadurch, daß die tatsächlichen Zustände der Gesellschaft in Widerspruch geraten mit einem Gesellschaftsideal, mit einem Zustand, wie er nach der idealen und sittlichen Anschauung sein sollte, und daß man allgemein zu der Überzeugung gelangt ist, daß der Staat und die Gesellschaft die Möglichkeit und die Pflicht haben, diesen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen dem, was sein soll, und dem, was ist, zu beheben. Soziale Probleme können deshalb doppelten Ursprunges sein. Sie können einerseits dadurch entstehen, daß die tatsächlichen Zustände sich gegen früher verschlechtert haben; sie können aber anderseits entstehen, ohne daß eine solche Verschlechterung eingetreten, lediglich dadurch, daß

ein Volk sich höhere Gesellschaftsideale stellt als früher, selbst wenn die tatsächlichen Zustände bessere geworden sind.

Zu den sozialen Problemen der letzteren Art gehört die Arbeiterfrage, welche die Lage der Arbeiter in ökonomischer, sozialer und moralischer Hinsicht zum Gegenstande hat. Diese Lage zeigt zahlreiche Mißstände, die in Widerspruch stehen einerseits mit den Anforderungen, welche vom Standpunkt der Moral und Humanität an das Leben des einzelnen gestellt werden, und mit den Rechten, welche der moderne Staat als Grundrechte der Persönlichkeit anerkennt, insbesondere mit dem Prinzip der persönlichen Freiheit und Gleichberechtigung, anderseits mit den kulturellen Aufgaben und Zielen des modernen Kulturstaates. Die Arbeiterfrage ist die Frage der Lösung dieses Widerspruches, die Beseitigung dieses Mißverhältnisses, mit anderen Worten: die Frage der Verwirklichung der Forderungen der Humanität, der Gerechtigkeit und Moral für diesen großen Teil des Volkes, den sogenannten vierten Stand. Die Arbeiterfrage gehört zu den schwierigsten Problemen, die je Völker in der Geschichte sich gestellt haben. Es kann daher nicht wundernehmen, daß die Ansichten über das Maß des Berechtigten und Erreichbaren und über den Weg zu diesen Ziel weit auseinandergehen. Und in der Tat: zahllos sind die Vorschläge zur Lösung der Arbeiterfrage, und die Literatur, in der die widersprechendsten Ansichten entwickelt sind, füllt eine große Bibliothek. Im allgemeinen aber lassen sich drei Hauptrichtungen als besonders charakteristisch und als allein bedeutsam unterscheiden: zwei sich gegenüberstehende falsche, die individualistische (also Manchesterrichtung) und die sozialistische, und eine dritte richtige, in der Mitte zwischen diesen beiden stehende, die sozialreformatorische, welche eine mögliche Lösung anbahnt.

Die Arbeiterfrage.

Die Vertreter der individualistischen Richtung sind eifrige Verfechter der absoluten wirtschaftlichen Freiheit der einzelnen. Der Staat, meinen sie, könne durch eine positive Mitwirkung an den Aufgaben der Volkswirtschaft nur schädlich wirken und die naturgesetzliche Entwicklung derselben, die in der vollen Freiheit des einzelnen liegt, nur hindern.

Deshalb verwerfen sie auch für die Arbeiter jede Staatshilfe. Diese Partei hat aber in der letzten Zeit ihre früheren radikal-individualistischen Anschauungen sehr modifiziert und hat nur noch vereinzelte Anhänger.

Die sozialistische Richtung geht von dem Grundgedanken aus, daß die wirtschaftliche Freiheit der einzelnen bei der bisherigen individualistischen Produktionsweise nur zur Unterdrückung der Schwächeren durch die Stärkeren, zu einer ungerechten Verteilung der Güter, zu einer Ausbeutung der besitzlosen Arbeiter durch die besitzenden Klassen führe. Die Forderungen des heutigen Sozialismus gehen also dahin: 1. Die Umwandlung des privaten individuellen Eigentums an den sachlichen Produktionsmitteln (Grundstücken, Kapital) in öffentliches und Kollektiveigentum der Gesellschaft. 2. Die Ersetzung der freien individualistischen Produktionsweise durch die sozialistisch-genossenschaftliche oder kollektivistische. 3. Der Ertrag der sozialistisch-genossenschaftlichen Unternehmungen soll lediglich an die Arbeiter nach dem Prinzip der Gerechtigkeit verteilt werden, alles Einkommen also nur Arbeitsertrag sein. 4. Die Umwandlung der bisherigen Produktionsweise in die sozialistische und die planmäßige Regelung der letzteren soll durch den Staat geschehen. Der Sozialismus zeigt, wie in der Vergangenheit so auch in der Gegenwart, wieder verschiedene Richtungen; es lassen sich jedoch zwei besonders hervortretende unterscheiden: die sozialdemokratische, welche den sozialistischen Volksstaat durch die sozialdemokratische Republik erstrebt, und die autoritäre, monarchische (sogenannter Staatssozialismus), welche die Verwirklichung eines konservativen, monarchisch-sozialistischen Staates durch das soziale Königtum empfiehlt.

Die sozialreformatorische Richtung endlich steht in der Mitte der beiden vorerwähnten, aber nicht vermittelnd zwischen den extremen Richtungen, sondern Front machend gegen beide. Sie anerkennt die Notwendigkeit einer positiven Mitwirkung der Staatsgewalt und einer Einschränkung der individuellen Freiheit, verwirft jedoch die sozialistische Organisation der Volkswirtschaft und hält an dem Prinzip fest, daß der einzelne grundsätzlich für seine Lage verantwortlich zu

machen sei und der Staat nur dann ergänzend einzutreten habe, wenn der einzelne oder die Gesellschaft sich nicht selbst helfen können. Sie will auf dem Boden der bestehenden Eigentums- und Erwerbsordnung, teils durch gesetzliche Normen, teils durch Maßregeln der Verwaltung, teils durch freiwillige Organisation die sozial Schwächeren gegen den Mißbrauch der Übermacht der Stärkeren schützen und in den Stand setzen, vereint den Kampf der wirtschaftlichen Interessen mit den Stärkeren aufzunehmen und zu bestehen. Auch in dieser Richtung lassen sich mannigfache Schattierungen und Parteien unterscheiden, auf welche näher einzugehen hier unnötig ist. Hervorgehoben muß nur werden, daß die Unterschiede in den Anschauungen und praktischen Folgerungen hauptsächlich in zwei Punkten der sozialen Reform hervortreten: in dem Grad und der Art der positiven Mitwirkung des Staates, und in dem Grad und der Art der Mitwirkung der Kirche an der Lösung der Arbeiterfrage (christlichsoziale Arbeiterpartei) welche letztere wieder in die katholische und in die protestantische Partei zerfällt.

Die soziale Frage hat in der neueren Philosophie wenig Beachtung gefunden. Den Gefühlsphilosophen zufolge hat das ganze soziale Leben in Recht, Sitte und Staat seinen letzten Grund im Gefühl (Sympathie), den Utilitariern zufolge im Selbsterhaltungstrieb und dem daraus entspringenden Sonderinteresse. *Kants* Philosophie insbesondere ist der sozialen Frage nur mittelbar zugute gekommen. Sein Grundsatz: Niemanden — also auch den »Arbeiter« nicht — als bloßes Mittel, sondern immer zugleich als Zweck zu gebrauchen, muß, generalisiert und in einem sozialen Recht verwirklicht, zu einem sozialen Staat führen. Daß eine sittliche Verjüngung der Menschheit Platz greifen müsse, um *Kants* ethische Forderungen zu realisieren, steht außer Frage. Das sittliche Bewußtsein der besitzenden Klassen ist auch bereits erwacht, und wenngleich die Klassengegensätze noch zuweilen heftig entbrennen, so ändert dies an der Tatsache nichts, daß die sittliche Wiedergeburt sich bereits in Vorbereitung befindet und, obschon nicht für jedermann erkenntlich, unter unseren Augen sich vollzieht. Aber daß eine solche eminente Frage, wie die soziale, welche

früheren Jahrhunderten und Generationen, bis auf verschwindend geringe Ausnahmen, verschlossen blieb, die erst im XIX. Jahrhundert aufgeworfen wurde und sich immer mehr zu einer Kardinalfrage der Menschheit herausbildet, nicht ohne weiteres gelöst werden kann, liegt auf der Hand. Da müssen alle Gesellschaftsklassen und alle zivilisierten Gesetzgebungen noch Generationen hindurch an dem ruhigen, soliden Aufbau des sozialen Kulturstaates arbeiten; aber zustande kommen wird und muß er, denn die soziale Frage bildet das Grundproblem, ohne dessen Lösung ein zukünftiger Kulturfortschritt der Menschheit unmöglich ist.

Allerdings muß sich die Sozialdemokratie von der Anschauung, daß alles Übel vom Staat mit seinem Zwangsrecht, seiner Zwangsehe, seinem Eigentums- und Arbeitszwang komme, losmachen. Solange sie in dieser falschen Anschauung verharrt, kann sie sich nicht darüber beschweren, wenn sie mit dem Anarchismus zusammengeworfen wird. Der Sozialismus als solcher ist gar nicht anarchistisch, und von der Taktik der Anarchisten, von der Propaganda der Tat, sagte sich die Partei mit aller wünschenswerten Entschiedenheit längst los. Aber die gegenwärtige sozialdemokratische Literatur ist durchweg anarchistisch in dem Sinne, daß sie wesentlich die Zerstörung der bestehenden, nicht aber den Aufbau der neuen Ordnung im Auge hat. — Der extreme Pessimismus in der Beurteilung der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung, verbunden mit einem ebenso extremen Optimismus in der Beurteilung der menschlichen »Natur« — die als absolut gut und nur in der vom Staat beherrschten Gesellschaft als schlecht angenommen wird — das ist die grundfalsche Ansicht der sozialdemokratischen Literatur, aus der alle übrigen falschen Folgerungen abgeleitet werden. Der Sozialismus sollte nicht als die Partei der Gleichheit, sondern als die Partei der Gerechtigkeit, nicht als die Partei einer falschen, gleichheitsgierigen Demokratie, sondern als die Partei der moralischen und intellektuellen, d. h. der natürlichen Aristokratie auftreten. Er müßte trachten, durch die sozialistische Gesellschaftsordnung das rechte und der Gerechtigkeit entsprechende Verhältnis zwischen Leistung und Entgelt

herzustellen, das in der heutigen Gesellschaft leider so oft fehlt. Die sozialistische Gesellschaft sollte die Bahn für das Talent und die Arbeitsfreudigkeit frei machen, während die Bahn heutzutage meist für den Besitz und die Protektions-, respektive Glückskinder offen ist.

Der Anarchismus.

Einer gemeingefährlichen Abart des Sozialismus muß an dieser Stelle gedacht werden, des Anarchismus, der ersteren in den Augen vieler kompromittiert. Daß *Proudhon*, der Verherrlicher des Rechtsgefühles, dem das Recht sogar noch höher steht als selbst die Soziabilität in der Menschennatur, gleichwohl durch seine Lehre »Eigentum ist Diebstahl« zum Vater des modernen Anarchismus wurde, ist eine jener Sonderlichkeiten, an denen die Geschichte des menschlichen Denkens und Strebens so reich ist. Von *Proudhons* Anarchismus zweigen sich eine individualistische und eine kommunistische Linie ab. Die individualistische Linie, deren geistiges Oberhaupt *Max Stirner* (rekte *Kaspar Schmidt*) ist, atomisiert das soziale Individuum. Das anarchistische Kredo *Stirners*: »Mir geht nichts über Mich« ist eine Kriegserklärung gegen alles, was Staat heißt, und bedeutet einen zur Manie ausgearteten »Ichwahn«. Von der demokratischen Linie dieses individualistischen Anarchismus, dessen Ideal »eine Gesellschaftsordnung ohne Staat und ohne Lohnsystem mit denkbar größter Autonomie der Individuen« ist, spaltet sich eine aristokratische ab, deren Hauptvertreter *Friedrich Nietzsche* ist. Auch *Nietzsche* träumt von der anarchischen Ungebundenheit seines »Übermenschen«, dem die Anarchie ein Privilegium ist. Nicht die ungebundene Freiheit aller, sondern die anarchische Willkür einzelner Bevorzugter ist ihm Sinn und Zweck der Kulturentwicklung. »Was will man?« fragt *Nietzsche*. »Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wollen. Will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht.« Also zu lesen in der »Götzendämmerung«, S. 114.

Weit gefährlicher als dieser individualistische Anarchismus, der nur vorübergehend in den Köpfen einiger Phantasten, nicht aber in der harten, rauhen Wirklichkeit eines sozialen Lebens sich auf die Dauer behaupten und durchsetzen kann, ist der kommunistische Anarchismus eines *Bakunin*, *Krapotkin*

und *Reclus*. Im Gegensatz zum aristokratischen Anarchismus des *Nietzsche* auf die Brüderlichkeit sich aufbauend, vermochte der kommunistische Anarchismus vermittels einer stahlharten, furchteinflößenden sozialen Logik sich zu einer für die menschliche Gesellschaft und den Staat gefährlichen Partei zu kristallisieren. »Diese Anarchisten wollen eine Gesellschaftsform, in welcher jedes Mitglied sein eigenes ‚Ich', d. h. seine individuellen Talente und Fähigkeiten, Wünsche und Bedürfnisse zur vollen Geltung zu bringen vermag. Sie verwerfen also alle Regierung und lassen nur zu, daß sich freie Genossenschaften zwecks gemeinsamer Produktion organisieren.« [1]) Der jüngst veröffentlichte sozialpolitische Briefwechsel *Bakunins* [2]) gewährt uns einen tiefen Einblick in die Gedankenwerkstätte des werdenden Anarchismus. »Möge man uns«, schreibt an einer Stelle *Bakunin*, »ein-, zwei-, ja zehn- und zwanzigmal aufs Haupt schlagen, unterstützt uns aber beim einundzwanzigsten Male das Volk und nimmt alles am Aufstand Teil, dann sind wir für die Opfer entschädigt.« [3]) Merkwürdig und charakteristisch ist und bleibt es, daß selbst der wildeste, zügelloseste Anarchismus, der sich sein Recht nicht mit dem Stimmzettel erzwingen, sondern mit der Dynamitbombe in der Hand ertrotzen will, der »Solidarität« als eines soziologischen Fundaments nicht entraten kann. Die »ideal-freie« anarchistische Gesellschaft der Zukunft ruht auf dem soziologischen Untergrunde des der Menschheit vom Hause aus innewohnenden Prinzips der Solidarität.

Die »Propaganda der Tat« hat nur dort eine Wirkungssphäre und Aussicht auf Erfolg, wo, wie z. B. derzeit in Rußland, die gesamte liberale, beziehungsweise soziale Partei ihr nicht entgegensteht und entgegenarbeitet, sondern vielmehr durch Bekämpfung des autokratischen Systems in die Hand spielt. Wo jedoch, wie im übrigen Europa und in Amerika,

[1]) *Stammler*, Die Theorie des Anarchismus. Berlin 1894, S. 28.

[2]) Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Professor *Schiemann*.

[3]) Daß *Bakunins* und *Krapotkins* kommunistisch-anarchistische Lehren in den unteren russischen Volksschichten Fuß faßten, haben die in Rußland in der jüngsten Zeit stattgefundenen revolutionären Ereignisse genügend dargetan.

die sozialistische Partei die anarchistischen Ziele nicht verfolgt, sondern nur die soziale Frage auf die oder jene ungewalttätige Weise zu ihren Gunsten lösen will, da ist für den Anarchismus kein Aktionsfeld. Wenn die Geschichte der sozialphilosophischen Ideen und der sozialen Bestrebungen uns irgend etwas gelehrt hat, so doch sicherlich die eine mit aller Deutlichkeit sich abhebende Tatsache, daß die letzte Wahrheit auch auf dem sozialen Gebiete, wie allerwärts, nicht in der verwirrenden Leidenschaftlichkeit des chaotischen Parteigetriebes und eines zersetzenden, einseitig subjektiven, zügellosen Strebens, sondern nur in dem ruhigen, klaren, logischen Erfassen und Überdenken aller Umstände, gleichwie in einem sachlichen, leidenschaftslosen Verfolgen des als erreichbar erkannten Zieles gefunden werden kann. — —

Das Eigeninteresse wird dem Menschen zu allen Zeiten das Näherliegende bleiben; aber der in der Geschichte des Menschengeschlechtes sich seit jeher offenbarende Gattungs-(Kultur)-Fortschritt muß als das Höherliegende in der menschlichen Natur schließlich immer den Sieg über das Individualinteresse davontragen. Deshalb ist der tiefe Sinn der sozialen Evolution auf das Ineinklangbringen der Individual- mit den Gattungsinteressen gerichtet. Das Strebensziel des Individuums ist das eigene Glück, die eigene Wohlfahrt, deren Erreichung jedoch unter Umständen den Interessen der Gesellschaft oder der Gesamtheit schnurstracks zuwiderlaufen kann. Das Strebensziel der Gesellschaft dagegen ist die Wohlfahrt aller, die aber eben so oft die Interessen einzelner nicht bloß empfindlich stören, sondern unter Umständen sogar völlig aufheben kann. Der moderne Kulturstaat hat nun die Synthese dieser Gegensätze darzustellen, sofern er es als seine höchste und vornehmste Aufgabe ansieht, vermittels des Rechts und der Moral die allgemeine Wohlfahrt zu gewährleisten und zu heben. Dieser idealen Aufgabe vermag nur der sozialisierte Kulturstaat durch ein sozialisiertes [1]) Recht auf sittlicher Grundlage gerecht zu

[1]) Der Rechtssozialismus, wie ihn neuerdings namentlich *Schröder* (Das Recht der Wirtschaft, S. 88) vertritt, behauptet unter allen Formen des Sozialismus den Vorrang. Die Formel dieses Rechtssozialismus lautet:

werden. Er hat durch ein festes und zweckmäßiges Organisierungssystem die in ihm verbundenen Individuen und Gesellschaftsgruppen behufs Herstellung eines Interessengleichgewichtes zwischen dem berechtigten Sonderinteresse des einzelnen und den mit diesen häufig widerstreitenden Interessen zunächst der Nation und des Staates, in weiterer Folge aber der Gattungsinteressen der gesamten Menschheit, zu einem zielstrebigen, tunlichst glücklichen Ganzen zu verbinden. Im modernen Kulturstaat hat sich jene Versöhnung von Individuum und Gattung zu vollziehen, welcher die soziale Evolution nach ihren vorbetonten drei Hauptmomenten: der Kausalität, immanenten Teleologie und Kontinuität, seit Anbeginn zustrebt. Staat und Gesellschaft müssen in Zukunft für alle Klassen des Volkes gleich wohnlich gemacht werden.

Dem neuzeitlichen Kulturstaat, als der allein mit den wahren Eigenschaften einer organischen Gesamtpersönlichkeit ausgestatteten Einheit, steht die Gesellschaft als die Summe aller der Vereine, Genossenschaften und Lebensverbände gegenüber, die auf der freien Vereinigung der Einzelnen beruhen. Innerhalb der Gesellschaft bilden sich wieder organische

Möglichst hohes Ausmaß, d. h. relative Freiheit der Individualität bei möglichst großer, ökonomischer Gleichmäßigkeit und rechtlicher Gleichheit. Denn wie das Recht auf der einen Seite der Hort der Gleichheit, d. h. der Gattungsinteressen der Menschheit ist, so ist es auf der anderen Seite der zuverlässigste Schirmer individueller Freiheit. Das Recht stellt eine Synthese von Freiheit und Gleichheit dar, es regelt die Wechselbeziehung von Individuum und Gattung, so daß den Imperativen des Rechtes die höchste erziehliche Kraft innewohnt. Religiöse oder moralische Imperative allein reichen hierzu nicht aus, es muß dissem das Recht sich beigesellen, das allerdings auf sittlicher Grundlage beruhen muß. Auch *Dr. Stein* ist für die Sozialisierung des Rechtes und versteht darunter den rechtlichen Schutz der wirtschaftlich Schwachen, die bewußte Unterordnung der Interessen der einzelnen unter die eines größeren gemeinsamen Ganzen, weiterhin des Staates, letzten Endes aber des ganzen Menschengeschlechtes (Die soziale Frage. S 607). Ebenso *Stammler*: »Das Recht ist die Bedingung, unter der allein alles in der Erfahrung als möglich zu denkende soziale Leben in formaler Unbeschränktheit gefaßt und einer sozialen Gesetzmäßigkeit entgegengeführt werden kann. Es ist das notwendige Mittel zu einer allgemein gültigen Gesetzmäßigkeit des sozialen Lebens der Menschheit« (Wirtschaft und Recht. S. 557).

Einheiten, wie Familie, Gemeinde, Kirche, Berufsverbände, Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Trotz ihrer Freiheit werden diese Verbände zu Organen des Staates. Indem die Gesellschaft mit ihren Ständen und Parteien Kämpfe in ihrem Schoße birgt, wird auch der Staat in diesen Kampf hineingezogen. So sieht sich der Staat genötigt, die berechtigten Gesellschaftsinteressen gegeneinander auszugleichen, dann aber, wo noch widerstrebende Kräfte übrig bleiben, die unbedingte Suprematie seines Gesamtwillens zu behaupten. Im Rechtsstaate ist es ein organisierter Gesamtwille, der die Selbstregulierung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Interessen ausübt. Als das ideale Ziel aller Geistesentwicklung ist eine »Zusammenfassung aller Sonderkräfte zu einer höchsten organischen Einheit« zu denken. Nicht eine völlige Kulturgemeinschaft, wohl aber eine Kulturgesellschaft der Menschheit wird, da alle Kultur an einen freien Wettbewerb der Völker gebunden erscheint, für eine unbegrenzt lange Zeit die Verwirklichung dieses Ideals sein. Die Idee einer vollendeten Willensgemeinschaft der Menschheit aber ist eine sittliche Idee, die schließlich jeder einzelnen sittlichen Handlung ihre Richtung zu geben hat. So erweist sich auch von dieser Seite die organische Verbindung der Menschheit zu einer einzigen sittlichen Gesamtpersönlichkeit als ein letztes, vielleicht nie wirklich erreichbares, aber doch immerfort zu erstrebendes Ideal. [1])

[1]) Vgl.: *Wundt*, System der Philosophie, S. 629 ff.

V. ABSCHNITT.

Das Ethische und dessen Wert für die Menschheit.

»Vernunft und Willen sind eins; wer Vernunft hat, will, und wer da will, hat Vernunft: Darum beruht auch die sittliche Entwicklung der Menschheit auf der Entwicklung der Vernunft.«

J. Rehmke.

»Ohne ein Ideal über sich zu haben, kann der Mensch im geistigen Sinne des Wortes nicht aufrecht gehen.«

Alois Riehl.

1. Kapitel.

Wesen und Aufgabe der Ethik.

Der letzte Grund, der den Menschen antreibt, über die Natur dieses Weltalls nachzudenken, bleibt zu allen Zeiten das Bedürfnis, über Sinn, Herkunft und Ziel des eigenen Lebens sich Rechenschaft zu geben, um hiernach seine Stellung zu den Mitmenschen und zur Gesammtheit einrichten zu können. Da nun die Ethik die Wissenschaft von den Sitten, wie sie sein sollen, sonach den Inbegriff der Grundsätze der Sittlichkeit und ihre Ausführung im Leben bildet, so liegt in ihr tatsächlich Ursprung und Ziel aller Philosophie. Dasjenige, was die Ethik vorschreibt, ist das Gute, das sittliche Ideal des Wollens; derjenige, dem sie es vorschreibt, ist der menschliche Einzel- oder gesellschaftliche Wille; diese Vorschrift selbst ist das oberste Sitten- oder Moralgesetz. In der durch den Willen vollzogenen Verwirklichung des sittlichen Ideals besteht das einzig wahre Gut, in dem Gehorsam gegen das sittliche Gebot die sittliche Pflicht, und in der Dauerhaftigkeit und Freiwilligkeit der letzteren die sittliche Tugend.

Wird das Willensideal autoritativ durch den Inhalt einer (wahren oder vermeintlichen) göttlichen Offenbarung bestimmt, so entsteht die positive Ethik (als da heidnische, jüdische,

christliche, islamitische); wenn dagegen das Willensideal durch eine unabhängige Vernunft- oder empirische Forschung erkannt wird, so entsteht die philosophische Ethik. Die letztere muß als Wissenschaft vom Seinsollenden von der Metaphysik als Wissenschaft vom Seienden sich frei erhalten, da nach *Kants* klassischem Worte das Sollen aus dem Sein sich nicht »herausklauben« läßt. Daher kann weder die Erfahrung, noch die theoretische Vernunft, sondern einzig das Gebot der praktischen Vernunft (*Kants* kategorischer Imperativ) die Erkenntnisquelle des Willensideals sein, weil die Menschen in erster Linie praktische oder wollende Wesen sind, daher die praktischen Aufgaben für die Menschheit näher liegen und wichtiger sind als die theoretischen Probleme.

Aufgabe der Ethik [1]) ist: das Ziel des Lebens oder das höchste Gut zu bestimmen und den Weg dahin, die Mittel zu seiner Erreichung zu zeigen, was die Güterlehre feststellt. Auch hat die Ethik anzuweisen, durch welche Eigenschaften und Verhaltungsweisen das höchste Gut oder das vollkommene Leben erreicht und verwirklicht wird, was die Tugend- und Pflichtenlehre ausführt. Daß bei der Wichtigkeit beider Lehren der Ethik sonach der erste Platz unter den philosophischen Wissenschaften zukommt, braucht nicht bewiesen zu werden. Auch ist die Moralphilosophie eine der ältesten Wissenschaften, insofern sie die Begründung reiner Wahrheit (Moral) versucht, welche lange zuvor im leiblichen Leben der Menschheit in der Unterscheidung von Gut und Böse sich geltend gemacht hat. Die in der Volksmoral nur angedeuteten Gründe für den verschiedenen Wert verschiedener Verhaltungsweisen, werden durch die Moralphilosophie ausführlich entwickelt und begründet. Daß dieses Unternehmen je nach Zeitalter, Volk, Sitten, Religion verschiedentlich ausfiel, ist natürlich. Denn eine allgemein gültige Bestimmung des höchsten Gutes und der demselben entsprechenden Verhaltungsweisen durch wissenschaftliche Untersuchung in dem Sinne, daß dem einzelnen die gefundene Bestimmung ein-

[1]) Als Wissenschaft sucht die Ethik Aufschluß zu geben über den Ursprung und Zweck der sittlichen Normen einerseits, und über die Motive unseres sittlichen Willens anderseits.

leuchtend gemacht werde, ist überhaupt nicht möglich. Auch gibt es keine allgemein gültige Moral in concreto; die Ausprägungen des allgemeinen Typus des Menschen erfordern jede ihre besondere Moral. Nur in einem eingeschränkten Sinne kann es eine allgemeine Moral geben; sofern nämlich gewisse Grundzüge des Wesens und der Lebensbedingungen bei allen Menschen gleich sind, insofern wird es auch gewisse, für alle gleiche Grundbedingungen gesunder Lebensentwicklung geben. Die Moral kann allerdings allgemein gültige Sätze aufstellen; um aber aus solchen allgemeinen Regeln unmittelbare Vorschriften zu machen, ist erst Anpassung an die besondere Natur und die besonderen Lebensbedingungen notwendig. Damit ist schon gesagt, daß auch für die verschiedenen Zeiten eine verschiedene Moral gilt. Mit dem Fortschritte schreitet auch die Entwicklung, beziehungsweise Intensität der Moral.

Auch für verschiedene Gruppen des Menschengeschlechtes — Völker, Nationen, Gesellschaftsklassen — gilt eine besondere Moral. Verschiedene Naturanlagen und Lebensbedingungen erfordern wie eine verschiedene leibliche, so auch eine verschiedene geistig-moralische Diät. Eine allgemeinmenschliche Moral oder eine Moral für alle vernünftigen Wesen kann allerdings gedacht werden; aber da die gesamte Menschheit nie auf einer und derselben Kultur- und Zivilisationsstufe stehen wird, so wird es auch nie eine allgemein gültige Moral geben. Der Moralphilosoph steht tatsächlich mit seinen Gedanken und Empfindungen innerhalb seines Volkes und seiner Zeit, und wird auch selbst durch ihre Moralität bestimmt und beeinflußt, einerseits positiv, indem er ihre Urteile und Ideale von Jugend an in sich aufgenommen hat, anderseits negativ, denn auch die Gedanken von dem, was nicht sein soll oder was werden soll, sind durch die Zeit und ihre Ansichten bedingt. Auch *Kant* unterlag der Einwirkung des abstrakten Rationalismus des XVIII. Jahrhunderts. Man vergleiche nur *Kants* Ethik mit jener *Spinozas* oder *Spencers*. Im XX. Jahrhundert ist der abstrakte Begriff vom »allgemeinen Menschen« überwunden. Das XIX. Jahrhundert ist dem rein praktischen Streben zugewandt gewesen; das

XX. wird es noch mehr sein, da die humanistischen Ideale sich als eine bloße metaphysische Spekulation herausgestellt haben und unter ihrem Walten nicht der Sittliche, sondern der Kluge triumphiert. Darum suchen die Menschen nunmehr in der Jagd nach realen Glücksgütern die ersehnte Zufriedenheit. Das charakterfeste Streben soll das Sittliche praktisch verwirklichen. Diese Weltanschauung ist eine Folge der einseitigen naturwissenschaftlichen Bildung, die durch keine, sei es positive oder philosophische Ethik, veredelt wird; sie ist so nüchtern, gemütlos, ja grausam wie die Natur selbst, wenn man sie bloß äußerlich anschaut und erfaßt, nicht aber in die Tiefe ihres Wesens eingeht; sie ist jedoch weit davon entfernt, dem sittlichen Willensideal, das allein die ethische Wahrheit klarlegt, zu genügen. Unser Zeitalter schwelgt im Genusse der Naturwissenschaften und deren Errungenschaften, welche den Genuß mehren und das Wohlleben fördern, von einer Wertschätzung der ethischen Güter jedoch ablenken. Die Alleinherrschaft der Naturwissenschaft unterbindet jeden Ausblick auf Erkenntnisse, welche bei einiger Selbstbesinnung entspringen müßten. —

Eine kurze Darstellung der Geschichte der wissenschaftlichen Sittenlehre wurde bereits im zweiten Abschnitte gegeben. Hier mag nur folgendes ergänzend hinzugefügt werden:

Geschichte der wissenschaftlichen Ethik.

Die Unmöglichkeit einer eudämonististschen Begründung des Sittlichen haben die Idealisten alter und neuer Zeit wohl erkannt und daher in der Vernunft den Ursprung des Sittengesetzes gesucht. Nicht in der Befriedigung der Begierden, sondern in der Beherrschung derselben durch die Vernunft besteht nach Platon und den Stoikern das Sittliche; nach diesen ist das Ideal der Tugend die ihrer selbst völlig mächtige, von aller Trübung durch Affekte freie Vernünftigkeit oder »Apathie«. In der Neuzeit ist *Kant* der Wortführer des moralischen Idealismus geworden. Soll, sagt er, das Sittengesetz wirklich Gesetz, also allgemein gültig sein, so muß es in der Vernunft unabhängig von allen Neigungen begründet sein. Die Vernunft gibt als praktische a priori Gesetze für das Handeln, wie als theoretische für das Erkennen. Um aber apriorisch zu sein, darf das Sitten-

gesetz, wie *Kant* meint, nur die Form des Handelns betreffen und keinen Gegenstand des Begehrens enthalten, weil ein solcher immer nur durch die Vorstellung der Lust den Willen bestimmen könnte. Alle materialen Bestimmungsgründe, welches auch ihr Inhalt sei, sind nach *Kant* eudämonistisch, gehören der Selbstliebe oder den niederen Begehrungsvermögen an, haben daher nur subjektive oder empirisch bedingte Geltung, sind also bloße Klugheitsregeln, nicht reine Vernunftgesetze. Das der Vernunft eigentümliche autonome Gesetz muß also ohne die mindeste Beimischung von materialen Beweggründen, die nur seine Reinheit trüben würden, bloß die allgemeine Form des Handelns betreffen; es gebietet als »kategorischer Imperativ«: »Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.« Dieses Vernunftgesetz bedarf nun zwar des Stoffes der empirischen Begehrungen, damit es überhaupt zu bestimmten Handlungen komme; gleichwohl soll es nach *Kant* zu allen Begehrungen, Neigungen und Gefühlen stets nur im Gegensatze stehen und nur im Kampfe mit ihnen sich in seiner Reinheit durchsetzen. Dieser schroffe Gegensatz von Pflicht und Neigung gibt der *Kant*schen Moral einen Zug von idealer Würde, aber auch herber Strenge. Die Pflicht[1]) tritt als unbedingte Forderung auf, läßt nicht mit sich markten, sondern fordert unbedingten Gehorsam, trotz aller widerstrebenden Neigungen; ja ihre reine Erfüllung ist sogar nur da gesichert, wo dem Gesetze aus reiner Achtung vor seiner Forderung ohne alle Neigung gehorcht wird. Hierin liegt ein asketischer Rigorismus, der an die alten Stoiker erinnert, und der auch beiderseits denselben Grund hat: den abstrakten Dualismus von Vernunft und Sinnlichkeit, Geist und Natur, Mensch als intelligibles und als sinnliches Wesen. —

[1]) Den Begriff der Pflicht zu definieren, ist nicht minder schwierig als etwa zu sagen, was wir »Notwendigkeit«, »Möglichkeit« u. a. nennen. Man dreht sich dabei nur zu leicht im Kreise und läßt sich durch Worte täuschen. Sprachgebräuchlich versteht man unter dem Worte »Pflicht« alles, was man zu üben oder zu leisten schuldig ist, sei es nach äußerem menschlichen Recht und Gesetz, oder nach inneren sittlichen Beweggründen. Der Begriff Pflicht ist also von weiterem Umfange der Bedeutung als die sinnverwandten Begriffe: Schuldigkeit, Obliegenheit, Verbindlichkeit.

Fichte hat dem *Kant*schen Idealismus eine Wendung gegeben, die über den Dualismus hinausführte. Er war zunächst konsequenter als *Kant*, indem er das Postulat eines Gottes, der die Tugend mit Glückseligkeit belohne, als Rückfall in den Eudämonismus verwarf, da ein Gott, der der Begier dienen soll, nur ein Götze wäre und die Herabwürdigung der Vernunft unterstützen würde. Der einzig wahre Glaube sei vielmehr der an die moralische Weltordnung als die Voraussetzung unserer sittlichen Bestimmung. Aber über diesen Moralismus ist *Fichte* selbst bald hinausgeschritten zu der Einsicht, daß unsere Vernunft die Erscheinungsform der absoluten Vernunft, unsere sittliche Freiheit das Organ sei, durch welches der göttliche Wille seine Zwecke realisiere. Daher geht ihm nun die Religion nicht mehr im sittlichen Handeln auf, sondern sie ist Erkenntnis und Liebe Gottes als des in uns wirksamen Prinzips alles Guten und Schönen, nicht eine tatlose Beschaulichkeit, sondern die Quelle der tätigsten und freudigsten Menschenliebe, aus der das moralische Handeln so still und ruhig entfließt, wie das Licht der Sonne zu entfließen scheint, und wie der inneren Liebe Gottes zu sich selbst die Welt wirklich entfließt. Die Versöhnung des Gegensatzes von Vernunft und Wille, die *Kant* nur von einem zukünftigen göttlichen Eingreifen erwartet hatte, vollzieht sich nach *Fichte* in der inneren Erfahrung des Menschen, der das Gute in seinen Willen aufnimmt und es so nicht mehr bloß als das Gebot eines transzendenten Gesetzgebers vorstellt, sondern als die ihn innerlich beseelende und treibende Kraft des göttlichen Geistes wirklich erlebt. Damit ist die Kluft, die zwischen dem subjektiven Moralismus und der Religion bestand, überwunden und der positive prinzipielle Zusammenhang beider anerkannt. In derselben Richtung haben auch *Herder* und *Schiller*, *Jakobi* und *Schleiermacher* *Kants* Moral zu verbessern gesucht. So sehr sie mit ihm einverstanden waren in der Verwerfung der ordinären Nützlichkeitsmoral, so wenig konnten sie doch sich beruhigen bei dem von ihm behaupteten unversöhnlichen Zwiespalt zwischen Vernunft und Natur, Pflicht und Neigung; sie waren überzeugt, daß dieser Gegensatz seine Versöhnung finde in einer höheren Sittlichkeit, in

der die Pflicht selbst zum Gegenstande der Neigung, das Gute zum beglückenden Gut, das Sollen zum freien freudigen Wollen geworden sei. Mit verschiedenen Namen bezeichneten sie dieses höhere Ideal; sie nannten es Humanität, sittliche Schönheit, Freiheit, Liebe; immer aber waren sie darin einig, daß es das Göttliche im Menschen sei, das, was ihn über die enge Schranke seiner Selbstheit hinaushebe und mit dem Urquell alles Guten verbinde. So waren sie durch Vertiefung des Idealismus zuletzt bei einer religiösen Moral angekommen, die, wenngleich vom positiven kirchlichen Glauben entfernt, mit dem Grundcharakter der christlichen Moral wesentlich übereinstimmte. Auch haben jene Dichter und Denker zu Anfang des XIX. Jahrhunderts den Zusammenhang ihres ethischen Idealismus mit dem Christentume durchaus nicht verleugnet; sie hatten geschichtlichen Sinn genug, um zu erkennen, daß die Humanität und Herzensbildung, in der sie das sittliche Ideal erblickten, eine am Baume des Christentums gereifte Frucht sei.

Erst die Epigonen um die Mitte des XIX. Jahrhunderts, wie *Feuerbach*, die beiden *Mill*, *August Comte* und andere, vertauschten den idealistischen Charakter der Moral mit dem naturalistischen, oder schwankten prinziplos zwischen diesen heterogenen Standpunkten hin und her. Dazu hat besonders die Übertragung der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre auf die Erklärung der Tatsachen des sittlichen Bewußtseins beigetragen. Ausgehend von der unbestreitbaren Beobachtung, daß auch das Sittliche wie alles Menschliche sich von niederen Anfängen allmählich unter dem Zusammenwirken mannigfacher Faktoren entwickelt hat, glaubte man daraus den voreiligen Schluß ziehen zu dürfen, daß dem sittlichen Bewußtsein kein überempirisches (apriorisches) Prinzip zugrunde liege, sondern daß es lediglich das Produkt der natürlichen, in letzter Instanz der materiellen Bedingungen sei, unter welchen die Menschheit sich aus der Einheit herausgebildet habe, und daß also die Idee der Unbedingtheit der Pflicht unter die aus Vererbung und Gewohnheit erwachsenen Illusionen zu rechnen sei. Mit diesem naturalistischen Zug, dessen augenscheinlichste Konsequenz der ungebundenste Egoismus der

Individuen und sonach der Krieg aller gegen alle wäre, steht nun aber in sonderbarem Kontrast ein lebhaftes soziales Humanitätsgefühl, das seine Ideale des Gemeinwohles als Normen der Beurteilung der natürlich gewordenen Zustände aufstellt, und für diese idealen Normen allgemeine Anerkennung und selbstlose, opferwillige Hingebung von allen fordert. Mag auch der Inhalt dieser sozialen Ideale, das angestrebte Gemeinwohl, sich vielfach nicht über das Niveau eines ziemlich naturalistischen Eudämonismus erheben, so ist doch immerhin das Geltendmachen von Idealen, die den Anspruch auf ein höheres Recht gegenüber dem tatsächlich Bestehenden erheben, als idealistische Richtung anzuerkennen.

Das Ergebnis dieser Untersuchung läßt sich in folgendem kurz zusammenfassen. Die Moral steht und fällt mit der Unbedingtheit des Pflichtbewußtseins, das den einzelnen an die allgemeinen Normen und Zwecke der Gesellschaft bindet, und mit der Gewißheit der Erreichbarkeit sittlicher Zwecke in der Welt. Sie bedarf also einer absoluten Begründung oder Sanktion der Pflicht, die nicht aus dem Willen des einzelnen und nicht aus dem der Gesellschaft oder staatlichen Verbindung stammen kann, und ebensowenig aus der menschlichen sinnlichen Natur, deren Gesetze ganz andere als die sittlichen sind, und deren Triebe dem Sittengesetze keineswegs unmittelbar entsprechen, vielmehr durch dieses beherrscht und versittlicht werden sollen. Die Begründung oder Sanktion des Sittlichen kann daher nur in einem transzendentalen Grund, im übersubjektiven oder absoluten Vernunftwillen, das ist in Gott gefunden werden. Auch liegt die absolute Bürgschaft für die Erreichbarkeit der sittlichen Zwecke in der Welt nur in der Voraussetzung, daß die Welt für die Verwirklichung sittlicher Zwecke eingerichtet ist, und daß also der Wille des Guten nicht bloß das Gesetz unseres Handelns, sondern auch die weltordnende Macht sei, kurz in der Voraussetzung Gottes. Die Moral bedarf also des Gottesbewußtseins zu ihrer Selbstbegründung und Selbstvollendung. Das bestätigt auch die Geschichte, indem sie zeigt, wie die elementaren sittlichen Begriffe und Ordnungen sich aus religiösen Vorstellungen gebildet und Hand in Hand mit ihnen

entwickelt haben. Umgekehrt hat aber auch die Entwicklung des sittlichen Bewußtseins auf die religiösen Vorstellungen in der Art zurückgewirkt, daß das Wesen und Wirken der göttlichen Mächte versittlicht und eine, Natur und menschliche Gesellschaft gleichmäßig beherrschende göttliche Weltordnung, erkannt wurde.[1]) —

Alles sittliche Handeln ist Entwicklung der in uns liegenden Anlagen zum Guten, Streben nach Verbesserung unseres Seins als ethische Wesen in der Richtung auf ein höchstes Ideal. Dieses unser Streben nach immer besserem ist der Tatbeweis eines absoluten Besten, gleichwie unser unablässiges Streben nach immer größerer Erkenntnis der Tatbeweis eines absolut Vernünftigen ist. Denn die in uns nur als Möglichkeit liegenden und erst durch unsere selbsttätige Entwicklung zu verwirklichenden Anlagen setzen ein übermenschliches Allbewußtein voraus, in welchem und für welches sie Wirklichkeit sind. Es muß ein ewiges, unendliches, transzendentes Subjekt geben, welches alles das ist, was das zeitlich sich entwickelnde endliche Subjekt zu werden die Anlage und das Bestreben hat. Dieses Ideal ist kein bloß vorgestelltes, keine Realität habendes; nein, dieses Ideal ist gerade das wahrhaft reale und realisierende Prinzip unseres bloß relativ realen Selbst, das sich als ein unvollkommenes, werdendes Sein von dem vollkommenen, ewigen Sein Gottes wesentlich abhebt.

2. Kapitel.

Verhältnis der Moral zur Religion.

Die Frage nach dem Verhältnis der Moral zur Religion, die oft gestellt und verschiedentlich beantwortet wird, darf hier nicht unberührt werden. Es gehört zu den sichersten Sätzen der Anthropologie, daß wenigstens auf einer gewissen Entwicklungsstufe des Volkslebens zwischen seiner Religion und seiner Moral eine sehr innige Verbindung stattfindet; die Sitten stehen unter der Sanktion der Götter, die Gebote

[1]) Vgl.: *Dr. Pfleiderer*, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. 1896, S. 395 ff.

der Religion und der Moral bilden einen einheitlichen Gesetzeskodex, Frömmigkeit und Sittlichkeit werden als eine und dieselbe Sache angesehen. Judentum, Christentum und Mohammedanismus halten an der Anschauung fest, daß die religiösen, sittlichen und rechtlichen Pflichten völlig gleichartige Teile des einen Gesetzes Gottes sind. Alle gelten mit der gleichen Verbindlichkeit; sie fließen alle aus dem Willen Gottes und die Bestrafung jeder Übertretung wird als religiöse Pflicht geübt. Auch bei den Griechen und Römern, bei Indern und Persern, bei Ägyptern und Assyrern finden sich die gleichen Anschauungen. Das ganze Leben des einzelnen und der Gesamtheit hat in der Religion seine Form; alle Ordnungen des Staates und der Gesellschaft, alle Sitten und Gebräuche, die das Leben des einzelnen bestimmen, haben eine religiöse Grundlage. Auch bei den Mexikanern und Peruanern tritt uns dieselbe Verbindung der Religion mit der Moral entgegen, was, wie *Waitz* bemerkt, ein entschiedener Beweis für die hohe geistige Kultur dieser Völker ist. Denn es gibt, fügt dieser ausgezeichnete Kenner des Völkerlebens hinzu, »kaum ein zuverlässigeres Kennzeichen und ein sichereres Maß für die Zivilisationshöhe eines Volkes, als den Grad, in welchem die Forderungen reiner Sittlichkeit von seiner Religion unterstützt werden und mit den religiösen Lehren selbst verflochten sind«. [1])

Worin ist die Ursache der Vereinigung des Religiösen mit dem Moralischen zu suchen, wenn wir sie nicht als schlechthin ursprünglich setzen dürfen? Die Frage nach dem Wesen der Religion als einer eigentümlichen Erscheinung im menschlichen Geistesleben ist eine durchaus moderne. Am konsequentesten hat *Kant* den moralischen Standpunkt für die Beurteilung der Religion behauptet, indem er diese als »die Anerkennung unserer Pflichten als göttlicher Gebote« definierte. *Paulsen* meint, »man kann Religion allgemein als den Glauben an ein Transzendentes erklären; sie hat überall eine Empfindung des Ungenügens der empirisch gegebenen Wirklichkeit zur Voraussetzung«. [2]) Und in der Tat zeigt eine

[1]) *Th. Waitz*, Anthropologie der Naturvölker. IV, 128.

[2]) *F. Paulsen*, System der Ethik. I, S. 379.

aufmerksame Beobachtung gelegenheitlich einer religionsgenetischen Umschau, daß das religiöse Gefühl gleich dem Gefühl für das Wahre und Schöne, gleich dem Gewissen und dem Bedürfnis der Liebe, in der prinzipiellen Anlage der Menschenseele begründet ist. Der Mensch hat in sich etwas, was dem »Ewigen«, »Allmächtigen« zustrebt [1]); er empfindet eine geheime Verwandtschaft mit dem absoluten Wesen, und dieses Gefühl entwickelt sich in dem Maße, in welchem er erkennt, wie engbegrenzt sein eigenes Wesen ist. Die Religion ist die Spiegelung des menschlichen Willens in einer transzendenten Welt, in welcher das, worauf sein tiefstes Verlangen gerichtet ist, Wirklichkeit hat. Dem Glauben ist diese transzendente Welt die eigentliche und wahre Wirklichkeit, gegen welche die empirisch gegebene Welt unwert und unwirklich ist; doch sind beide Welten nicht durch eine Kluft geschieden: alles reine Streben, wie es von oben stammt, hebt über die Erde empor.

Und damit wäre denn das Verhältnis der Moral zur Religion gegeben. Beide entspringen aus derselben Wurzel, der Sehnsucht des Willens nach dem Übersinnlichen, Vollkommenen. Was aber in der Moral als Forderung erscheint, das ist in der Religion Erfüllung. Das Vollkommene wird von der Moral in abstrakten Formeln beschrieben, in dem religiösen Glauben aber konkret als heiliges und seliges Leben angeschaut. Diese Verbindung der Religion mit der Moral hat ihren wohltätigen Einfluß zu allen Zeiten ausgeübt, indem die religiöse Sanktion der Sitte und der sittlichen Gebote die Disziplinierung der einzelnen und ganzer Völker durch die Sitte in hohem Grade unterstützt hat. Die oft gehörte Behauptung, daß Religion und Moral in keinem ursprünglichen Zusammenhange gestanden, sondern später erst miteinander verbunden worden seien, ist ein aus falscher

[1]) »Uns allen«, sagt *Schelling*, »wohnt ein geheimes, wunderbares Vermögen bei, uns aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes, von allem, was von außen hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige anzuschauen. Diese Anschauung ist die innerste, eigenste Erfahrung, von welcher allein alles abhängt, was wir von einer übersinnlichen Welt wissen und glauben«.

Fragestellung entsprungener großer Irrtum. Man legt dabei unsere heutigen sittlichen Überzeugungen als Maßstab zugrunde und fragt, ob die ältesten Vorstellungen von den Göttern unseren sittlichen Idealen, und die von der Religion anfangs geforderten Pflichten unserem Pflichtbegriff entsprechen? Da beides selbstverständlich nicht der Fall ist, so glaubt man jeden ursprünglichen Zusammenhang von Moral und Religion vereinen zu dürfen. Man vergißt dabei, daß die primitive Sittlichkeit von der unseren genau ebenso weit verschieden ist, wie die primitive Religion von der unseren ist. Daß aber die primitive Sittlichkeit mit der primitiven Religion im engsten Zusammenhange stand, ja daß geradezu die Anfänge aller sozialen Sitten und Rechte aus religiösen Vorstellungen und kultischen Bräuchen sich herleiten, wird von den gründlichsten Erforschern des Altertums immer allgemeiner anerkannt.

Woher sollte denn dem Menschen das Bewußtsein eines seine Freiheit unbedingt bindenden Gesetzes, wie es das Sittengesetz ist, kommen? Aus der Freiheit selbst? Aber diese ist ja eben durch dieses Gesetz verpflichtet und fühlt dasselbe nur zu oft als hemmende Schranke und peinlichen Richter. Oder sollte dieses Gesetz aus der sinnlichen Natur kommen? Aber das Sittengesetz fordert ja gerade vom Menschen, daß er sich von den sinnlichen Naturtrieben freimache und sich als Herr über solche erweise. Oder entspringt das Sittengesetz etwa aus der menschlichen Gesellschaft, ist es eine Einrichtung, Erfindung, kluge Sicherheitsmaßregel derselben? Gewiß, jedoch nur innerhalb einer gewissen Gesellschaft und durch sie kommt das Sittengesetz uns zum Bewußtsein und erhält es durch solche stets seine bestimmte Form zu einer bestimmten Zeit; aber darum hat es doch noch lange nicht in der Gesellschaft seinen letzten erzeugenden Grund. Kein gesellschaftliches Gesetz würde als sittlich verbindliche Macht Anerkennung und Befolgung finden, wenn nicht a priori tief in der Seele des Menschen ein gesetzgebendes »moralisches Pflichtgefühl« vorhanden wäre, das viel zwingender als alle positiven Gesetze die Richtschnur und den Motor aller seiner sittlichen Entschlüsse und Handlungen bildet. Die Moral steht und fällt mit der

Unbedingtheit dieses Pflichtbewußtseins, das den einzelnen an die allgemeinen Normen und Zwecke der Gesellschaft bindet, und mit der Gewißheit der Erreichbarkeit der sittlichen Zwecke in der Welt.

Die Moral bedarf sonach einer absoluten Begründung und Sanktion ihrer Pflicht (des Seinsollenden), die nicht aus dem Willen des einzelnen, auch nicht aus dem der Vielheit stammen kann, und ebensowenig aus der sinnlichen Natur, deren Gesetze ganz andere als die der sittlichen sind und deren Triebe keineswegs dem Sittengesetze entsprechen, vielmehr durch diese beherrscht und versittlicht werden sollen. Der Grund und die Sanktion des Moralischen kann nur in einem transzendentalen, absoluten Vernunftwillen, der nur das Gute, Ehrbare, Sittliche bezweckt, das ist in Gott gefunden werden. Deßhalb haben auch alle Kulturvölker den Bestand der bürgerlichen Rechtsordnung, als der Grundlage der Kultur, auf den Willen der Gottheit in der Art bezogen, daß sie die geltenden Sitten und Gesetze als von ihr gewollt, begründet und beschützt dachten. Auf den Gottesglauben beruht auch der unerschütterliche Glaube an die »sittliche Weltordnung«, den wir in allen Religionen antreffen, der aber im sittlichen Prinzip der Bruderliebe des Christentums seine schönste religiöse Ideeverwirklichung findet. An dieser Idee muß die Menschheit festhalten, dieselbe immer reiner zum Ausdruck zu bringen suchen, wenn sie ihrer hohen zivilisatorischen Bestimmung vollauf nachkommen, die sozialethische Aufgabe ihres Geschlechtes gehörig lösen will.

3. Kapitel.

Sozialethik der Gegenwart und Zukunft.

Je verwickelter die Wechselbeziehungen der Menschen mit der steigenden Kultur werden, je mehr die sozialen Bestrebungen der niederen Volksschichten sich Bahn brechen, desto mehr macht sich auch der Einfluß der Moral auf die letzteren geltend, desto unentbehrlicher erweist sich das sittlich Seinsollende für die Zukunft, beziehungsweise für die kulturelle Entwicklung der Menschheit. Haben in der Ver-

gangenheit die religiösen Mythen und die Konfessionen den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf die Sittlichung der Menschheit genommen, weil sie gestützt auf das Gefühl der Abhängigkeit vom Unendlichen, Ewigen das jeweilig sittlich Seinsollende oder als sittliche Norm Geoffenbarte zur verantwortungsvollen Pflicht machten, so müssen in Gegenwart und Zukunft, wo die Religionen infolge der fortschreitenden Aufklärung und der immer mehr Boden gewinnenden Naturwissenschaften sich auf ihr eigentliches Glaubensgebiet zurückziehen, die Grundsätze der positiven Ethik der menschlichen Gesellschaft in ihren weiteren Entwicklungsstadien zum allgemeinen Gut werden. Nicht bloß das Individuum als Teil seiner Gattung, auch die gesellschaftlichen Kreise als die am staatlichen und sozialen Organismus Mitwirkenden, müssen von dem großen Wert und der Tragweite der wahren ethischen Grundsätze und Normen innewerden, damit den sozialen Übergriffen und Ausschreitungen ein fester Damm gelegt werde.

Die moderne Kultur darf es nicht versäumen, der großen Masse einen Ersatz für die sittliche Stütze zu verschaffen, den ihr zuvor das religiöse Prinzip geboten hat. Man wähne sich nicht frei und aus freiem Entschluße willkürlich handeln zu können, ohne an ein Sittengesetz gebunden zu sein. Das wäre ein großer, verhängnisvoller Irrtum; denn die Menschheit muß zur Freiheit durch eine tüchtige, sittliche Schulung vorbereitet (erzogen) werden. Die soziale Staatsmoral muß den Menschen ebenso für das Gute, Wahre und Schöne begeistern, wie es die ideale Ethik postuliert. Der moderne Materialist verkündet die sittliche Freiheit, glaubt frei schalten und walten und die Verantwortlichkeit gegenüber dem Naturgesetz tragen zu können. Das ist eine Anmaßung, die, wenn sie ganze Gesellschaftskreise erfassen sollte, durch diese für die Menschheit von den nachteiligsten ethischen Folgen sein müßte. Wenn Egoismus und Genußsucht, die ohnehin immer mehr überhand nehmen, durch solche verkehrte Ansichten künstlich gezüchtet werden, so kann von einer sittlichen Freiheit keine Rede sein, die nur dann möglich ist, wenn sich das vitale Prinzip dem individuellen und kollek-

tiven Evolutionsgesetz entsprechend entwickelt. Das aber kann wiederum nur dann eintreten, wenn lebenskräftige, d. h. mit der objektiven Realität übereinstimmende Ideale dem Lebensprozeß eine gute, von Selbstsucht und Sinnlichkeit ferne Richtung geben, demselben eine gewisse Beständigkeit verleihen und die Willenskraft und die sittlichen Gefühle fördern.

Nichts liegt dem Menschen ferner, als das Nützliche und Gute mit Zwang zu umgeben, solange es freiwillig erfüllt wird. Erst die Reibungen des sozialen Lebens veranlassen die Festsetzung von Gebräuchen und Sitten, das Behaupten von Rechten und die Stipulierung von Gesetzen; sie sind also nicht Wirkungen des ethischen Empfindens, sondern des Daseinskampfes und wirken daher, wie dieser, an der Erkenntnis und Intuition des sittlich Seinsollenden und an der sozialistischen Entwicklung der Anlagen mit, sind aber oft von den Individualinteressen derjenigen verfälscht, welche jene Mittel vermeintlich zum Guten, tatsächlich aber zu eigenen Zwecken verwenden. Im sozialen Leben muß sich das Verhältnis von Egoismus und Altruismus bei zunehmender Kultur zu gunsten der höheren Gefühlskategorie gestalten, widrigens ihm die sittliche Grundlage abgeht. Nur die Moral vermag die Menschen in ihrer sozialen Umgebung an die richtige Stelle zu setzen, die individuelle Tätigkeit mit der kollektiven in Einklang zu bringen und in einer übereinstimmenden, gleichem Ziele zustrebenden zivilisatorischen Bewegung das relative Glück zu erzeugen.

Ungeachtet aller Fortschritte unserer Wissenschaft und Technik, unserer Verkehrsmittel, unseres Erziehungs-, Bildungs- und Humanitätswesens stehen wir gerade jetzt in einer wildbewegten, kritischen Zeit, in der brutale Schlagworte und rohe Instinkte immer mehr die Oberhand gewinnen. Die politische und ökonomische Eifersucht zwischen den Staaten dreier Weltteile, der Haß zwischen den Nationen im großen und kleinen, die wüsten Parteikämpfe im Gesellschaftskörper vermeintlicher Rassen- und Moralunterschiede wegen, endlich das immer stärkere Auftreten des Zweifels an der Gerechtigkeit und Haltbarkeit der gegenwärtigen Staats- und Gesell-

schaftsordnung — alle diese Momente bringen in unser politisches und soziales Leben etwas Aufgeregtes, Ungemütliches. Wir leben gleichsam in der Spannung einer mit Elektrizität geladenen Atmosphäre und müssen uns geradezu fragen, ob denn der Prozeß der Ethisierung der menschlichen Gesellschaft stillestehen oder gar rückläufig werden solle, ob die gesamte jetzige Kultur nicht einer großen Gefahr entgegengehe. Allen diesen Erscheinungen gegenüber tut jedem Menschenfreunde tieferes Verständnis der sittlichen Tatsachen und ihrer Gesetze doppelt not.

Das sittliche Ideal ist durchaus nicht ein absoluter Wert und eine für jede menschliche Gesellschaft und für jedes Zeitalter, beziehungsweise Kulturkreis gleich sehr verbindlicher Maßstab. Die Völker haben auf Grund tausendjähriger Erfahrung gewisse Lebensformen und Handlungsweisen als die verläßlichsten Bürgen ihres Glückes und Gedeihens erkannt und sie deshalb auch zu allgemein verbindlichen Normen für jeden einzelnen stipuliert. Jene Lebensformen und Handlungsweisen aber entspringen ganz bestimmten äußeren Lebensverhältnissen. Werden diese im Laufe der Zeit andere, so erweisen sich notwendigerweise andere Lebensformen und Handlungsweisen als Bürgschaft des Völkerglücks, und so entwickeln sich andere Grundanschauungen, andere Maßstäbe, eine andere Ethik. Je höher die Gesittung Hand in Hand mit der Vervielfältigung, Verfeinerung und Vergeistigung der Lebensaufgaben steigt, desto weniger können die überkommenen Ideale der Volksphantasie genügen, sie müssen sich in dem Maße verändern und vervielfältigen, wie es die sich immer schärfer differenzierenden Berufe und Stände erfordern. Mit dem Wachsen der materiellen und geistigen Kultur hören ferner die Völker auf, isoliert nebeneinander dahinzuleben, sie treten in mannigfachen Wechselverkehr, tauschen ihre materiellen und geistigen Güter aus und entdecken so, daß es Gebiete gibt, auf denen sie dieselben Interessen haben, denselben Zielen zustreben; die Völker entdecken, daß auch ihr Kopf und Herz von manchen gemeinsamen Ideen gelenkt wird, und daran reiht sich auch das sittliche Gebiet. Immer neue Ideale tauchen auf, aber immer

unpersönlicher und abstrakter. Man denke an die humanistische Bewegung des Rennaissance-Zeitalters und ihr neues Lebensideal, an die Reformation und den ihr vorschwebenden neuen Typus christlichen Glaubens und Lebens, oder an das Zeitalter Ludwig XIV. und sein Ideal von Macht und Würde, oder an jenes der Aufklärung und Philanthropie und an die ganz Europa in Zuckungen versetzende französische Revolution mit ihrer absonderlichen Vorstellung von ursprünglichen und unveräußerlichen Menschenrechten: stets war und ist es eine bestimmte Vorstellung von menschlicher Lebensgestaltung, die sich in großen geschichtlichen Bewegungen durchzusetzen sucht und dabei den Willen der einzelnen ergreift und zum Einklang zwingt.[1]) —

Was unser Zeitalter anbelangt, so gewahren wir bei näherer Betrachtung, wie die Völker unseres Kulturkreises vermöge unserer raum- und zeitbezwingenden Verkehrsmittel immer näher und näher aneinanderrücken; sie erkennen immer deutlicher, durch wie vielerlei Interessen sie verbunden, ja daß sie gegenseitig aufeinander angewiesen sind und sich gegenseitig mit ihren materiellen und geistigen Erzeugnissen und Leistungen aushelfen müssen. Der Welthandel greift weit hinaus über die Grenzen unseres Kulturkreises und umspannt fast alle produktionsfähigen Gebiete des Erdballs; die Güter der Wissenschaft und der Kunst, die Leistungen des industriellen Fortschrittes und des technischen Erfindungsgeistes sind international, sie sind Gemeingut aller jener Völker, deren Geistesbildung in der Hauptsache demselben Nährboden entsprießt wie die unsere. Die Völker rücken sich aber auch persönlich näher, sie machen sich gegenseitig mit ihrer Eigenart bekannt, sie offenbaren einander ihre Denk- und Fühlweise, und so schwächt sich der einander widerstrebende Gegensatz, das natürliche Gefühl der Feindseligkeit gegen das Fremde, Unbekannte anderer Volkstümer allmählich immer mehr ab und an dessen Stelle tritt steigende Duldung, Verständnis, Wertschätzung.

Es ist klar, daß mit dieser gewaltigen Erweiterung der Schätzung des Menschen überhaupt, die sich über die Ver-

[1]) Vgl.: *Paulsen*, System der Ethik. S. 382 ff.

schiedenheit der Rasse, der Sprache und der Sitten hinwegsetzt, auch eine Erweiterung unserer sittlichen Pflichten Hand in Hand geht. Je mehr wir uns gewöhnen, auch im Neger, im Buschmann, im Kirgisen die Würde des Menschentums anzuerkennen und darnach auch unser Verhalten gegen dieselben einzurichten, desto unbegreiflicher erscheint uns z. B. das Verfahren der relativ so hochgebildeten alten Griechen, wenn sie Kriegsgefangene, darunter die Bewohner eroberter Städte, in die Sklaverei verkauften oder selbst als Sklaven behielten und darin ihr gutes Recht erblickten, von dem mitunter sogar auch im Kriege zwischen Griechen und Griechen Gebrauch gemacht wurde. Man vergleiche damit das Benehmen der Japaner im letzten Kriege gegen die russischen Gefangenen, denen nicht bloß eine äußerst humane Behandlung seitens ihrer Feinde (Japaner) zuteil wurde, sondern die es sich sogar angelegen sein ließen, die gefangenen Russen durch Unterricht im Lesen und Schreiben auf ein höheres Bildungsniveau zu bringen. Da kann man fürwahr sagen, daß die Japaner sich als die kultiviertere Rasse erwiesen, welche selbst im Feinde die Menschenwürde anerkannte und die Schranke, die sie von dem ihnen fremdartigen Menschentum bisher trennte, durch das Zugänglichmachen der Bildungsmittel und durch Annäherung seiner sittlichen Ideen an die gegnerischen, zu beseitigen suchte. —

Auch seiner nächsten Umgebung gegenüber tritt der moderne Kulturmensch mit mehr Wohlwollen, mit mehr Fürsorge und mehr Mitleid als ehedem auf. Mannigfache gesellschaftliche Vorurteile werden überwunden und das Schicksal aller der Unglücklichen, für welche die verflossenen Jahrhunderte kein Herz oder kein Verständnis hatten, gestaltet sich unstreitig derzeit viel freundlicher. Dies beweisen die vielerlei humanitären Bestrebungen und Einrichtungen, an denen sich gegenwärtig gleichmäßig der Staat, die Gemeinden, die Vereins- und Privatwohltätigkeit beteiligen; sie sind darauf angelegt, das traurige Los der mittellosen Kranken, der Blinden, Taubstummen, Irren, Schwachsinnigen, Siechen, Verarmten usw. zu mildern. Alle diese Bemühungen sind zugleich ein Anlauf dazu, den Gegensatz zwischen arm und reich,

der in unserem Zeitalter der Großindustrie und ungeheuerlichen Kapitalsansammlung besonders grell hervortritt, einigermaßen zu mildern und in seinen bittersten Konsequenzen abzuschwächen. Gedenken wir schließlich des Aufschwunges, den das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen im modernen Staate nimmt und durch welchen den breiten Schichten des Volkes eine den Anforderungen des praktischen Lebens angepaßte Schulbildung, den gebildeten Ständen eine höhere allgemeine Bildung und endlich für die verschiedenen gelehrten und technischen Berufe die notwendige Fachbildung vermittelt wird, so müssen wir in diesen, immer weitere Kreise erfassenden zivilisatorischen Bestrebungen die sicherste Gewähr für den Kulturfortschritt und durch diesen auch für den sittlichen Fortschritt erblicken.

Die Moral stellt an die Willensfreiheit des Menschen oft große Ansprüche, welche trotz aller sinnlichen und anderweitigen Einflüsse dem Sittlichverpflichteten jederzeit zum Siege verhelfen sollen. Die Vernunft, die das eigentliche Ich, das freie Selbst des Menschen bildet, findet sich im irdischen Leben mit animalischen Trieben und Affekten des Herzens zusammengefügt, ihre Aufgabe ist, sie so zu erziehen und zu leiten, daß sie ihr und ihren Zwecken dienen. Der edle Mut, der gerechte Zorn, der freudige Drang nach Auszeichnung und Ehre stehen der Vernunft in der Disziplinierung der sinnlichen Begierden bei. Die Moralpredigt wendet sich nun an das eigene Selbst, sie fordert den Menschen auf, seiner Aufgabe und seiner Würde allezeit eingedenk zu sein; sie stellt die Herrschaft der sinnlichen Begierden als eine der freien Persönlichkeit des Menschen unwürdige Knechtschaft dar, in der das freie Selbst dem tierischen Anhange der Natur unterworfen ist. Die Willensfreiheit muß sonach dahin abzielen, die endgültige Oberherrschaft sittlicher Motive über jede andere Art von Motiven zu gewinnen. Nur der sittlich gute Mensch ist im ethischen Sinne des Wortes wahrhaft frei; er läßt sich bei jedem einzelnen Entschlusse durch sein sittliches Gewissen bestimmen, und hat alsdann das sittliche Ideal verwirklicht. Derjenige besitzt keine Willensfreiheit, ist also im ethischen Sinne unfrei, der sich von der Herrschaft der

niederen sinnlichen Triebe unserer tierischen Natur, von der Herrschaft des Egoismus, der Affekte und Leidenschaften, die den Menschen naturgemäß nur allzu leicht unterjochen, nicht losmachen kann; sein Wille ist ja doch nur ein Spielball des physiologischen und psychologischen Organismus, unter dessem Einflusse auch das Tier handelt.

In der sittlichen Welt gilt daher der Determinismus[1]), der jeden Willensakt durch die zugehörige sittliche Norm determiniert (durch Abgrenzung genau bestimmt). Indem er das Wollen einerseits bloßer Naturgewalt entzieht, anderseits dem Kausalgesetz der Motivierung durch Gründe der Intelligenz unterwirft, befreit er es von der Knechtung durch äußeren Zwang und ermöglicht jene Herrschaft der Vernunft über das Wollen, worin eben die wahre (d. h. die sittliche) Willensfreiheit besteht. Nur der Inhalt der Sittlichkeit kann sich wandeln, das formale Moment aber wird stets unwandelbar das gleiche bleiben. Denn so lange wir werten, kann nie ein Augenblick kommen, wo das ethische Grundprinzip umgestoßen werden könnte, welches fordert, der sittliche Wille solle das tun, was er seinem Erkennen nach tun muß. Nur unser Handeln kann willkürlich sein, nicht aber unser Erkennen. Der Vorwurf, daß der Determinismus die Zurechnung der Tat und die persönliche Verantwortung anfhebe, ist unbegründet; dieser Vorwurf trifft vielmehr die beiden Gegensätze desselben: den Indeterminismus, weil dieser nur blindes grundloses Wollen (Willkür, Laune) in sich schließt, und den Fatalismus, der kein (wirkliches) Wollen, sondern nur ein durch physische Reize erzwungenes Begehren kennt. *Kant* hat durch die Aufstellung eines intelligiblen Charakters nur die Begründung der Verantwortlichkeit zu vertiefen gesucht, ohne an der Determiniertheit des Willens zu tasten, welchen auch er, insoweit es sich um das menschliche Tun und Lassen handelt, als dem allgemeinen Kausalgesetze ausnahmslos unterworfen anerkannte.

[1]) Im allgemeinen versteht man unter Determinismus ein Bestimmtsein durch Gründe; in besonderer Anwendung auf das menschliche Wollen versteht man unter Determinismus die Abhängigkeit des Willens von Motiven der Intelligenz, des ethischen Impulses.

Der menschliche Wille hat Ursachen. In jedem Moment ist unser Tun gesetzlich bestimmt, d. h. es erfolgt mit psychologischer Notwendigkeit als Resultat der vorangegangenen Momente. Freilich, unser Wesen birgt die Möglichkeit vieler verschiedener Handlungen in sich; dies bedeutet jedoch nichts anderes, als daß in uns einige von den für diese oder jene Handlung notwendigen Bedingungen vorhanden sind; aber erst dann, wenn alle zum Entstehen einer Handlung nötigen Voraussetzungen da sind, kann diese — und dann muß sie auch — stattfinden. Und nur diese Handlung war — im letzten Augenblicke — möglich, wie eben die Tatsache beweist, daß sie stattgefunden hat.

Der reine Wille muß das Prinzip seiner Sittlichkeit in sich selbst tragen; er soll es nicht von außen. d. h. durch eine fremde, ihm aufgenötigte Gesetzgebung empfangen, sondern bloß von seiner eigenen moralischen Vernunft. Die Sittlichkeit als freie Tat ist, wie *Fichte* richtig betont, die Selbstdarstellung des sich verwirklichenden Vernunftwesens. Der Wille soll als ethischer erst geschätzt werden, soferne er sich in Handlungen darstellt. Es ist Aufgabe der ethischen Idealbildung, den Willen »rein« zu machen — rein von der trüben Herrschaft der Sinnlichkeit, von der Beschränktheit des Egoismus, vom Standes- und Kastengeiste, von den trennenden Mächten des Rassen- und Religionshasses. Der sittliche Mensch findet im beseligenden Gefühle des Adels seiner Art den schönsten Lohn; er verlangt nicht mehr. Zu dieser edlen Glückseligkeit sich zu erheben, sei das Ziel jedes einzelnen.

Alle ethischen Werte bedeuten zugleich eine Würde, weil sie Werke selbstbewußter Wesen sind, im Kampfe mit Leidenschaften und widrigen Verhältnissen geschaffen. Auch die Religion kann man hierbei als Bundesgenossen gelten lassen, um den im Diesseits verpönten Eudämonismus in transzendenter Form wieder in seine Rechte einzusetzen. Denn in der großen Konkurrenz zwischen religiöser und wissenschaftlicher Weltanschauung, von der das geistige Leben unserer Tage voll ist und an welcher die Zukunft der Kultur hängt, ist die Wissenschaft zu rettungslosem Unterliegen bestimmt, wenn sie, sich selbst gewissermaßen überbietend, sich

allzu weit von den praktischen Grundlagen der menschlichen Natur entfernt.

Untersuchen wir, wie sich diese theoretischen Grundsätze der Moralphilosophie auf das soziale Leben der Gegenwart und Zukunft anpassen lassen, um zur praktischen Moralphilosophie zu werden. —

Alle unmittelbaren sittlichen Güter des Menschen sind geistige Güter, »geistige Schöpfungen oder Handlungen, die direkt oder indirekt auf die Erreichung geistiger Zwecke gerichtet sind. Sittlich sind diese Zwecke, sobald sie auf die Förderung eines konkreten geistigen Lebensinhaltes gerichtet sind, vorausgesetzt, daß dabei nicht Mittel zur Anwendung kommen, durch die andere Lebensinhalte geschädigt werden« (*Wundt*). Jede Handlung, die in der angegebenen Weise an der Entfaltung geistiger Kräfte und an der Vergeistigung der Natur durch ihre Umwandlung in ein Substrat geistiger Zwecke mithilft, ist im objektiven Sinne sittlich. Sie nimmt, ganz abgesehen von den Motiven, aus denen sie entsprungen sein mag, Teil an dem Aufbau der sittlichen Weltordnung. Daß an dieser auch sittlich indifferente, ja selbst unsittliche Kräfte wider ihren Willen mittätig sein müssen, ist eine der wichtigsten Tatsachen sittlicher Entwicklung. Wäre der Zweck des Lebens, immer nur wieder den Trieb zum Leben von neuem zu befriedigen, so könnte man mit Recht bezweifeln, ob dieser Zweck die an ihn gesetzte Mühe lohnt. Der Zweck des Lebens muß ein anderer, höherer sein. Die Bestimmung des Menschenlebens besteht in dem, was es seinem eigensten Wesen gemäß hervorbringt. Dieses eigenste Wesen des Lebens ist geistiges Leben. Auf die Erzeugung geistiger Schöpfungen ist daher mittel- und unmittelbar alles Leben gerichtet. Jede solche Schöpfung und jedes ihr dienende Hilfsmittel ist, da der Zweck des Lebens eben deren Erreichung ist, ein Gut. Und Güter rein um ihrer selbst, nicht um äußerer fremdartiger Zwecke willen zu erstreben und zu ihrer Erstrebung nach Kräften mitzuhelfen — das ist sittliches Leben.[1])

---

[1]) Vgl.: *Wundt*, System der Philosophie. S. 662.

Von allen Bindegewalten sind es die geistigen Güter, die das gewähren, was *Schiller* der »heiligen Ordnung, der Himmelstochter« zuspricht, daß sie »das Gleiche frei und leicht und freudig bindet«. Wenn sich in ihrem Besitze hoch und nieder, arm und reich auch nur einigermaßen zusammenfinden, sind alle Gegensätze gemildert; bleiben dagegen jene Güter den Gelehrten oder Gebildeten vorbehalten und gelten sie gar als ein Schmuck der Persönlichkeit, dem gegenüber doch nur die materiellen Güter wahren Wert beanspruchen können, so fehlt in dem Gefüge der Stände und Berufskreise ein soziales Bindemittel. Der Ausspruch *Gustav Schmollers* ist berechtigt: »Der letzte Grund der sozialen Gefahr liegt nicht in der Differenz der Besitz-, sondern der Bildungsgegensätze; alle soziale Reform muß an diesem Punkte ansetzen; sie muß die Lebenshaltung, den sittlichen Charakter, die Kenntnisse und Fähigkeiten der niederen Klassen heben.« Damit wird anerkannt, daß die Ausdehnung der Bildung auf das Volk seine Versittlichung einschließen müsse. Damit will nicht gesagt sein, daß die Bildung dem Volke alles sein solle, daß sie ihm auch die Religion ersetzen könne. Der Religion wird der Mensch, wie schon an anderer Stelle dargetan wurde, nie entraten können; der Zug der menschlichen Natur zum Transzendenten, Übernatürlichen ist mit den Lebensgefühlen, die sie an das Sinnlich-Endliche binden, durch ein vielfaches Geäder verflochten. Alle Idealität saugt, bewußt oder unbewußt, unvermittelt oder mittelbar, ihre Nahrung aus diesen Adern. Die Vergänglichkeit auch der idealen Willensgemeinschaft der Menschheit führt, wenn nicht der bleibende Wert der sittlichen Güter in Frage gestellt werden soll, zu der Forderung, einen letzten absoluten Weltgrund als Quelle einer unendlichen sittlichen Weltordnung zu denken. Die diesfälligen philosophischen Ideen befriedigen jedoch, wegen der Unbestimmtheit ihres Inhaltes, das religiöse Gemüt nicht, das einen bestimmten vorstellbaren Inhalt will. Daher wandeln sich die allgemeinen Ideen eines Weltgrundes und eines Weltzweckes notwendig in konkrete Glaubensvorstellungen um. Nur als solche können sie bei der großen Masse des Volkes sittliche Wirkungen hervorbringen; denn nicht als unbestimmte Idee, sondern nur als

unmittelbar gegebene oder geglaubte Wirklichkeit kann das Ideal als Gut geschätzt, und nur in der Form einer idealen sittlichen Persönlichkeit kann es als Vorbild des eigenen sittlichen Strebens vorgestellt werden. Wissenschaft und Kunst sieht das Volk als etwas an, was »die gelehrten Leute« treiben, und es gewinnt nur da eine Handhabe dafür, wo jene in die Religion hineinreichen. Die nationalen Güter sind dem Volke verständlicher und werden mit Recht wieder zur Geltung gebracht, aber ihr sittlicher und selbst ihr Bildungswert kommt erst zur Wirkung, wenn ihre religiöse Hinterlage gewürdigt wird. — —

Die Welt ist ein unendlich Werdendes. Nur so und nicht anders können wir gemäß unserer logischen Natur die Welt auffassen. Das Endziel aller dieser ewigen Weltentwicklung ist fortschreitende geistige Kultur, die volle Harmonie aller Tendenzen und deren Vereinigung zur Schaffung und Bewahrung einer Welt der Werte aller Art, zuhöchst der ethischen Werte. Denn gerade in der Harmonie des Seins, in der Unterordnung aller Sonderwillen unter höhere allgemeinere Einheiten, schließlich unter den göttlichen Weltwillen und hierdurch Förderung der Realisierung der Weltzwecke, hierin liegt der Kern und Wert der Sittlichkeit. Jeder einzelne soll sein Leben zur größtmöglichen Höhe der Leistungsfähigkeit bringen, damit aus der Gesamtheit solcher harmonischer Lebensführungen eine möglichst vollendete, geistig-sittliche Kultur entspringe. Nur wenn wir aus reiner Achtung vor dem Sittengesetze, das uns angeboren ist, so handeln, daß die Maxime unseres Willens zugleich als allgemeines Prinzip gelten könnte, ist unsere Tat moralisch, sonst, wenn irgend eine Nebenabsicht dabei mitwirkt, hat sie nur Legalität. Faßt man das Sittengesetz als göttliches Gebot auf, dann haben wir das religiöse Moralprinzip, das in der christlichen Forderung der allgemeinen Nächstenliebe und reinen Gesinnung machtvoll sich betätigt.

Gewiß hat das Gute an und für sich seinen Wert, ist eine durchaus lautere Gesinnung erforderlich, um eine Handlung zur sittlichen zu machen; ebenso sicher verlangt es die Stellung des Menschen im Universum als eines vernünftigen

Wesens, daß er Sittlichkeit habe. Das alles schließt aber nicht aus, daß gleichsam als Nebenerfolg höchste Glückseligkeit mit sittlicher Betätigung unmittelbar sich verknüpft, sowie auch, daß diese Tätigkeit zugleich auf einen objektiven Zweck sich richtet, nämlich: auf die Mitarbeit an der Verwirklichung sittlicher Ideale, die in der möglichsten Förderung der engeren und weiteren Umgebung, in letzter Linie aber darin bestehen, sich als hochwertiges Glied der menschlichen und kosmischen Ordnung zu erhalten und demgemäß sein Leben harmonisch schön zu gestalten. Darin besteht praktische Moralphilosophie, die dem ganzen Menschengeschlecht zugute kommt, da auf der ethischen Grundlage des einzelnen die gesellschaftlichen Schichten und staatlichen Verbände, und auf diesen die allgemeinen Menschheitsverhältnisse beruhen. — —

Vom »Bau der Ewigkeiten« spricht der Dichter. Dem Denkenden will dies nichts anderes besagen, als die sittliche Vollendung der Menschheit. An ihr baut die stille Gemeinde der Idealisten und der idealen Denker im kleinen wie im großen Kreise, mit Zucht und Lehre, mit Feder, Pinsel und Meißel, mit beredtem Wort und mit jeder Tat, die den Stempel sittlichen Wollens an sich trägt. Daß dieses vielseitige und vielfältige Streben schließlich den Sieg davontragen muß, kann nicht bezweifelt werden. Denn in der ganzen geistigen Welt macht sich die Tendenz nach ethischer Vervollkommnung geltend; sie ist der Ausdruck und die Wirkung der im Universum herrschenden »moralischen Weltordnung«, aus welcher alle ethischen Werte entspringen und die auf das Endziel des Geistigen in der Welt hinweisen.

VI. ABSCHNITT.

Aufgabe und Bestimmung der Menschheit.

»Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ewigen Regeln wiegen sie sich d'rauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die and're voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir seh'n sie auf-, wir seh'n sie niederwogen —
Und ihre Lose ruh'n in Gottes Hand!«

F. Freiligrath.

Wir haben die Entwicklung des Menschengeschlechts vom Uranbeginn, das ist so weit unsere prähistorischen Hypothesen und Kenntnisse reichen, und weiterhin an der Hand der Kulturgeschichte bis auf die jüngste Zeit verfolgt und gesehen, wie aus der Familienzugehörigkeit allmählich soziale Triebe erwuchsen, die zu Stammes- und in weiterer Folge zu Staatsverbänden führten, welche im Nationalgefühl und daraus entspringender Vaterlandsliebe zur lebendigen Betätigung gelangten. Daß auf dieser Linie zuletzt das Gefühl der Solidarität der gesamten Menschheit liegt, kann für den Denkenden keinem Zweifel unterstehen. Dieser höchsten Entfaltung unseres Gattungswesens wirken allerdings Verhältnisse entgegen, die sich ohne langjährige Arbeit von Generationen nicht überwinden lassen. *Spencer* betont in seinem »Grundlagen der Philosophie« diese Höherentwicklung der Menschheit, die aus der Vervielfältigung der Wirkungen hervorgeht und in geometrischer Progression zunimmt; *Wundt* dagegen berücksichtigt auch wesentlich die negativen Tendenzen, die in dieser Höherentwicklung liegen.[1] Er führt nämlich aus, daß der objektive Zweck regelmäßig das ihm vorausgehende Zweckmotiv überschreitet. Auf diese Weise bewährt sich schon innerhalb der physischen Seite der organischen Entwicklung, insoferne dieselbe von psychischen Kräften be-

[1] Vgl.: *Spencer*, Grundlage der Philosophie. Deutsch von *Vetter*. Stuttgart 1875, und: *Wundt*, System der Philosophie. Leipzig 1888.

stimmt ist, ein Gesetz, welches dann in ausgedehntester Weise alle geistige Entwicklung beherrscht, das Prinzip der Heterogenie (Verschiedenartigkeit) der Zwecke. Durch dieses Prinzip entsteht ein wachsender Reichtum von Ordnung und Harmonie, ohne daß es geheimnisvoller Zielstrebigkeiten oder irgend einer Prästabilierung bedarf; von einem rein mechanischen Werden des Zweckmäßigen durch das Spiel des Zufalls oder durch die blinde Wirksamkeit einer natürlichen Selektion kann hierbei nicht die Rede sein.

Aufgabe der Menschheit.

Die Höherentwicklung der Menschheit wird teils durch die steigernde Macht, die der Menschengeist über die Natur erringt, teils aber durch den unaufhaltsamen geistig-sittlichen Fortschritt des Menschengeschlechts herbeigeführt. Mögen wir uns auch noch so liebevoll in die stille Größe der Natur versenken, die durch die Schönheit ihrer Farben und Linien, durch die Harmonie aller ihrer Teile und die großartige Ökonomie und Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen unsere Bewunderung hervorruft: — wenn es gilt, Kultur vor Natur zu schützen, wenn es gilt, die Kunst, diese durch den Menschengeist verklärte Natur, nicht wieder zur Natur schlechthin erniedrigen zu lassen, wenn es gilt, den menschlichen Geist davon zu wahren, daß er willenlos der Naturordnung untertan werde, da müssen wir am Platze sein, gegen die natürlichen Tendenzen des Kreislaufs alles Seins zu kämpfen, da müssen wir die Interessen unserer Kultur mit gesammelter Kraft der Natur entgegensetzen und den produktiven Kampf mit ihr aufnehmen. Der Gott, der in unserem Geiste lebt und uns die höhere Stellung über die leblose Natur zugewiesen hat, gab uns auch die Mittel an die Hand, um, wenn auch schrittweise und unter fortwährendem Ringen über die uns entgegentretende Natur Herr zu werden.

Sobald wir jedoch zur Erkenntnis unserer wahren Stellung in der Natur gelangt sind und unsere höhere Bestimmung im Weltdasein erkannt haben, erwächst uns auch eine klare Auffassung des sozialen Verhältnisses von Mensch zu Mensch, gleichwie der ethischen Aufgabe, die der gesamten Menschheit als Gattung gestellt ist. Haben wir in der Beherrschung der Natur den einen Teil dieser Aufgabe erkannt, die unser

ganzes physisches und geistiges Wesen in Anspruch nimmt, so verändert sich sofort alles, was geeignet ist, eine fortschreitende Atomisierung der Gesellschaft zu begünstigen, während jene Tendenzen, die zu einer Vereinigung aller und aller hindrängen, mit immer größerer Energie hervortreten. Mit unserer zunehmenden Macht über die Elementarmächte schwächen wir die Motive ab, welche die Menschen feindselig gegen einander kehren. Der Mensch ist dem Menschen heute nur noch indirekt Wolf; er ist ihm Arbeitskraft in der großen Werkstätte der Kulturentwicklung, beziehungsweise des materiellen und geistigen Schaffens, und unter Rücksicht auf die diesfälligen Erfordernisse menschlicher Arbeitskraft muß auch die Gesamtheit an die Lösung der wirtschaftlichen, sozialen und ethischen Probleme herantreten. Physisch und geistig arbeitstüchtige und arbeitsfreudige Menschen muß man auferziehen, jeden an den richtigen Platz stellen und ihn über den großen materiellen Nutzen und ethischen Wert übereinstimmenden Wirkens zu einem großen Ziele aufklären — damit ist der Kulturfortschritt und die sittliche Gemeinschaft am sichersten gewährleistet. In dem Maße als die durchschnittliche physische und geistige Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit steigt, wächst auch des Menschen Macht über die Natur, und mit der steigenden Macht über solche werden wir immer fähiger, das ökonomische Prinzip durch das ethische zu verdrängen.

Wodurch wird dieser Aufgabe des Menschengeschlechts am besten nachgekommen? Durch die vollkommene Gestaltung des einzelnen nach Seiten des geistigen Lebens, das ist durch allgemeine Bildung, durch welche jedermann den Kulturzweck konkret, lebendig macht, zunächst in und durch sich selbst verwirklicht, in weiter Folge aber auch das geistige Leben seines Volkes und schließlich das der ganzen Menschheit fördert. Die »Bildung ist das formgebende Prinzip, dessen gestaltender Einwirkung keine Region des Wissens, des Könnens, ja des Lebens entrückt ist. Die Universalität muß als Merkmal der Bildung gelten; sie ist die Forderung des Harmonischen, des Einklanges der verschiedenen Interessen, Betätigungen, Lebensäußerungen untereinander, die

Aufhebung des menschlichen psychischen Stimmengewirres in einen Akkord« (*Paulsen*). Lebendiges Wissen und durchgeistigtes Können sind Erscheinungsformen des gebildeten Wesens; aber die Erscheinung bleibt bloß Schein, wenn sich jene Formen nicht im geläuterten Wollen zusammenfinden. Kenntnisse und Einsichten werden erst dann wertvolles und wertgebendes Element der Persönlichkeit, wenn sie sich zu Überzeugungen und Gesinnungen verdichten. Formbeherrschung und das Vermögen zu gestalten müssen sich auch an der Aufgabe bewähren, den rohen Stoff der Triebe und Leidenschaften zu beherrschen und die Beziehungen des Menschen zu den Mitmenschen in selbstlosem Sinne zu gestalten. Aber auch sittliche Potenzen gehören zum Idealgehalt des Gebildeten; sie sind das Fundament des individuellen Charakters, welches den ganzen Menschen trägt und sich in den Stürmen und Erschütterungen des Lebens bewährt. —

Die hier hervorgehobenen idealen Prinzipien bilden das Nervengeflecht, das die Menschheit zur Einheit verbindet; sie sind die Bindegewalten im Reiche des Handelns im Leben der Gesellschaft und des Staates, wo sie Triebkräfte, Strebungen, Willensbetätigungen hervorrufen und zu einem Ganzen vereinigen, nicht etwa im Sinne des Zwanges, sondern, wie schon *Platon* hervorhob, »das goldene Leitzeug der sittlichen Einheit an Stelle des starren, eisernen der Begierde setzend.« Die Begierde vereinzelt den Menschen oder treibt ihn an, die Mitmenschen als Mittel zu seiner Befriedigung zu benützen. Teils als Streben nach Bereicherung, teils als Unabhängigkeitsdrang setzt sie die Hebel zur Auflösung der Gesellschaft an. Diesem Drange entspringt der Autonomismus, dem *Adam Smith* Ausdruck gab, indem er lehrte, daß im Interesse des Ganzen jeder Einzelne nach freiem Ermessen seinen Vorteil suchen solle. Die Verschärfung des Gegensatzes von Besitzenden und Besitzlosen und das Verschrumpfen des Güterbegriffes auf verkäufliche Gegenstände waren die nächsten Früchte dieser Theorie. Der phantastische Autonomismus *Rousseaus* förderte seinerseits die Schlagworte: »Freiheit und Gleichheit« zutage, die in der Revolution die

Massen ergriffen, in der Tat aber das Widerspiel aller Bindegewalt, die Verneinung der menschlichen Gesellschaft sind; denn diese fordert Einordnung der Vielen in das Gemeinwesen und Gliedlichkeit der einzelnen, also Ungleichheit. Die Erkenntnis, daß ein autonomistischer Kulturbegriff eine verderbliche Staatsform erzeugen müsse, ist so alt wie die Ideenlehre. Der autonome Staat fußt auf der Lehre vom Sozialvertrage, setzt also die spröden Rechtsobjekte als das erste; den falschen Kulturbegriff berichtigt er nicht, sondern gibt ihm nur eine andere Wendung: die Kraft des Strebens bleibt dessen Wertmesser, seine Identität soll für die Qualität gutstehen. Das Gleichheitsprinzip eignet sich der moderne Staat insoweit an, als er auf Nivellierung bedacht ist, historische Sonderrechte beseitigt, die natürlichen Verbände, welche die Berufstätigkeit stiftet, aufhebt oder mißgünstig behandelt.

Das nationale Prinzip.

Das heutzutage geltende nationale Prinzip führt, wenn es keinen sittlichen Rückhalt hat, zu groben Verirrungen. Der Nationalismus fördert wohl die Entfaltung einer größeren Mannigfaltigkeit geistiger und kultureller Anlagen, Kräfte, Werte, die sonst nicht genügend zur Geltung kämen. Er darf jedoch nicht in Chauvinismus ausarten und zum Humanitätsideal in Gegensatz treten. »Der Nationalismus ist förderlich und zulässig als Mittel zur Schöpfung der Staaten; sobald er aber selbständig und absolut wird, wird er barbarisch. Er macht sich zum Selbstzwecke, während das Volk nur das Mittel zum Staate ist; der Nationalismus wird zum Anarchismus. Die Begeisterung für den Staat ist das Kennzeichen einer wahrhaften Vaterlandsliebe« (*Cohen*). Die großen Fragen der Menschheit und ihre entscheidenden Antworten reichen über das nationale Gebiet hinaus. Die Güter, die der Sozialismus antastet, Eigentum und Ehe, sind nicht nationale, das Problem des Verhältnisses vom einzelnen zur Gesamtheit ist nicht völkerpsychologisch, sondern reicht bis zur Ontologie hinauf.[1]) So viel Mißbrauch die Aufklärung und der Rationalismus mit dem Begriffe des Allgemeinmenschlichen getrieben, so behält dieser doch auch in Zukunft seine Gültigkeit. Die Güter und Bindegewalten, die das Volkstum in sich

[1]) Vgl.: *O. Willmann*, Geschichte des Idealismus. III, S. 122.

vereinigt, genügen in einem Zeitalter nicht mehr, wo die Völker politisch, wirtschaftlich und ethisch immer näher aneinander rücken und ihre Interessen vielfach ineinander greifen; diese Potenzen müssen über das Volkstum hinaus verfolgt werden. Der soziale Vitalismus reicht nicht aus; die Volksseele bedarf der Befruchtung von außen; die Leitsterne ihrer Rechtsbildung, die Inhalte ihrer Sprach- und Gedankengestaltung liegen über ihr, denn das Intelligible ist über dem Intellekte. Ist das Gemeinleben vorstaatlich, so ist doch die Hinordnung auf den Staat vor dem Gemeinleben gegeben: der Staat ist vor dem Menschen, das Ethos ist vor den Sitten, die zu Verfassungen kristallisieren. Im Gemeinwesen und Gemeinleben arbeitet sich ein geistiger Realbestand durch die Menschenkraft heraus, auf den diese hingeordnet ist, verschieden bei verschiedenen Völkern, aber in Erfassung einer und derselben Aufgabe und Bestimmung, die dem ganzen Menschengeschlecht gesetzt ist. —

Aufgabe des Staates.

Die Menschen sind zum Anschlusse an einandergewiesen; nur durch diesen Anschluß können sie den gesellschaftlichen und staatlichen Zwecken nachkommen. Der Staat ist ein Teil der Weltordnung; er ist »die Form der Vereinigung einer durch Abstammung oder geschichtliche Lebensgemeinschaft verbundenen Bevölkerung zu einer obersten, entschließungs- und handlungsfähigen Willens- und Machteinheit« (*Paulsen*). Der Staat ist sowohl »Selbstzweck« als auch Mittel zum Zweck. Selbstzweck ist er, insoferne die Ordnung, die er repräsentiert, an und für sich von der Menschheit erstrebt, als wertvoll erkannt wird, und insoferne die Individuen sich ihm unterordnen. »Der Staat ist aus dem Willen der Menschheit entstanden, als ihr Schutzapparat. Nach dem Prinzip des Wachstums der geistigen Energie wird er im Bewußtsein der Menschen ein Wert für sich selbst, unabhängig von seinem Zwecke. Er hat darum eine starke Tendenz, die anderen Teile des sozialen Lebens zu beherrschen, statt ihnen, wie es sein ursprünglicher Zweck war, nur zu dienen.« [1]) Mittel zum Zweck ist aber der Staat, weil diese Ordnung der

[1]) *P. Barth*, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. S. 265.

Beziehungen gar keinen Sinn ohne die Einzelnen hätte, deren Dasein und Zusammenwirken dadurch gefördert wird. Da erst im Staate, d. h. bei einer festen, sicheren Ordnung der Lebensbedingungen höhere Kultur und Wohlfahrt möglich sind, müssen die Individuen zu Mitteln des Staates werden, und dieser muß sich wieder zu einem Organ der Kultur gestalten. Es gibt kein Heil für den Menschen, er stehe hoch oder niedrig, geistig wie sittlich, ohne den Staat und außerhalb des Staates.

Der Staat übernimmt einen Teil der Sicherheitsvorkehrungen, die früher der einzelne, die Familie, der Stamm treffen mußten; dadurch entlastet er den einzelnen, der sonach imstande ist, seine Kräfte und Anlagen zur Arbeitsteilung zu entfalten. Die Staatsordnung ermäßigt ferner den Kampf ums Dasein zwischen den einzelnen Staatsbürgern, so daß sie ihrer Tätigkeit in Ruhe und Frieden nachgehen können. Aber damit sind die Zwecke des Staates nicht erschöpft. Die staatliche Fürsorge bietet nicht bloß Schutz vor Feind und Freund, es gehen nach dem Gesetze der »Heterogenie der Zwecke« aus unbeabsichtigten Wirkungen Zwecke hervor, die nun planmäßig realisiert werden. Das Staatswesen brachte es mit sich, daß man einsah, es könne aus dem Rechtsstaate ein Kulturstaat werden. Zunächst ist es allerdings die Aufgabe der einzelnen und der Gesellschaft, das eigene und möglichst auch das fremde Wohl zu fördern. Da aber die Macht und der gute Wille der Individuen begrenzt sind, so kann und soll der Staat helfend und ergänzend eingreifen. Er kann zwar die Kultur nicht aus sich heraus schaffen, aber er vermag sie dadurch zu fördern, daß er Hemmnisse derselben so weit als möglich behebt, und indem er die Bedingungen herstellt, welche die kulturelle Arbeit der einzelnen erleichtern. Der moderne Staat erfüllt diesen Zweck durch eine Menge von Wohlfahrtseinrichtungen, als da: Spitäler, Irrenanstalten, Waisenhäuser, Schulen, Museen, Bibliotheken, Straßen-, Bahn-, Schiffs-, Kanalbauten, Post- und Telegraphendienst, Versatz- und Versicherungsämter, Gesetze zum Schutze vor Mißhandlung und Ausbeutung und sonstige Anstalten und Vorkehrungen, welche der kul-

turellen, ökonomischen und sittlichen Hebung des Volkes dienen. Auch sozialpolitisch beginnt der Staat bereits dahin zu wirken, daß die Klassengegensätze gemildert, daß Pauperismus, Mangel an Wohlergehen, an hygienischen Verhältnissen und an geistiger Bildung immer geringer werden. Im Dienste von Kulturideen und zum Zwecke der Erhaltung und Wohlfahrt des Ganzen ist der Staat zum Eingreifen in die Machtsphäre des einzelnen berechtigt. Nur darf er hierbei ein gewisses, verschiebbares Maximum nicht überschreiten, wenn anders die Initiative, Selbständigkeit, Tatkraft und Freiheit der Staatsbürger, die eine Bedingung nicht bloß der Kultur, sondern auch der Kräftigkeit des Staates selbst sind, nicht vernichtet werden sollen. Der »Staatssozialismus« muß sich vor Übertreibungen hüten, die nur dazu führen, die Mitglieder des Staates zu entmündigen. Der Staatszwang soll daher nie das Maß des unbedingt erforderlichen Minimums überschreiten, dann aber darf ein Rechtszwang (nicht bloße Willkür) im Interesse solcher Bevölkerungsschichten, die Gefahr laufen, von der Macht anderer Gruppen benachteiligt zu werden, allerdings ausgeübt werden. [1]) Denn der Staat ist von allem Anfange an die zur Überwindung von nachteiligen Konflikten zwischen einseitigen Sonderinteressen geeignetste Form der Gemeinschaft. Die Wirkung dieser Zwangsorganisation muß aber eine Erziehung der Gesellschaft zur Solidarität sein. —

Wenn wir den modernen Verfassungsstaat näher ins Auge fassen, so sehen wir, daß ungeachtet allem Kulturfortschritt der Antagonismus in Religion und Sitte, in Rechts- und Staatsbegriffen, im politischen wie im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben, in wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Fragen und Anschauungen sich dennoch von Generation zu Generation zusehends verschärft.

[1]) *Herbert Spencer, J. St. Mill* und *W. v. Humboldt* sind diesbezüglich anderer Ansicht. Letzterer verlangt (in seinem Werke »Grenzen der Wirksamkeit des Staates«): »Der Staat enthalte sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger und gehe keinen Schritt weiter, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde notwendig ist.« Daß bei einem derartigen Vorgehen der eigentliche Staatzweck nicht erreicht werden kann, geht aus obigen Ausführungen zur Genüge hervor.

Inmitten der Herrschaft der »Masse« bildet das moderne Individuum das lebende Widerspiel zu den sozialen Gruppen, die nach immer weiter um sich greifender Vereinheitlichung streben, während die Individuen immer ausgesprochener physisch auseinandertreten. Ist es aber auch weder möglich noch wünschenswert, die Motive dieses fortlaufenden sozialen Kampfes zu unterbinden, weil ja nur durch die elektrische Reibung zwischen den Individuen die im Fortschritte der Kultur sich kundgebende Entladung erfolgt, so sind wir doch im Stande, die Formen dieses Kampfes zu sänftigen und zu sittigen. Und so dürfte dem begonnenen gleichwie künftigen Jahrhunderten die Aufgaben zufallen, einer sozialen friedlichen Ausgleichung der Kulturvölker vermittels eines ethischen Rechtssozialismus, sowie der Sozialisierung aller höheren Formen menschlichen Zusammenwirkens allmählich die Wege zu ebnen. »Der gegenwärtige Evolutionsprozeß muß sich damit vollenden, daß endlich alle Menschen in die Rivalität des Lebens eintreten, nicht bloß auf der Basis politischer Gleichheit, sondern auch unter den Bedingungen gleicher sozialer Gelegenheit.« [1]) —

Das soziale Friedensproblem der Zukunft zerfällt in eine Doppelaufgabe. Erstlich soll eine gesunde, zielbewußte Sozialpolitik des Staates dahin gerichtet sein, jedermann durch eine auskömmliche ökonomische Existenz für den sozialen Daseinskampf gehörig auszurüsten, damit die schlummernden Geisteskräfte auf allen Linien individueller Begabung und Leistung geweckt werden und zur ungehemmten Entfaltung gelangen. »In unseren Intelligenzen liegt unsere Stärke wie unsere Zukunft. Je mehr wir deren auf allen Gebieten menschlicher Geistesbetätigung hervorbringen und aus der trägen Masse gewaltsam herausarbeiten, desto sicherer gehen wir einer hohen Blüte entgegen« (*Dr. L. Stein*). Fürs zweite muß in der künftigen Gesellschaftsordnung eine mehr gleichmäßige Indienststellung der einzelnen Glieder angestrebt werden, damit ein Bildungsproletariat vermieden und für die werktätige und ersprießliche Teilnahme aller Intelligenzen an der sozialen Kulturarbeit beizeiten Vorsorge getroffen werde.

[1]) *Benj. Kidd*, Soziale Evolution S. 209..

Das wachsende und immer mehr sich verschärfende soziale Ethos wird über kurz oder lang eine gleichmäßigere Bewaffnung im Daseinskampfe durchsetzen, welche dem auf scharfe Individualisierung gestellten sozialen Kulturprobleme entspricht.

Die Weltfriedensfrage.

Eine Frage muß an dieser Stelle näher besprochen werden, welche die Geister namentlich in der letzten Zeit mächtig bewegt, und je nach dem Gesichtspunkte, von dem aus sie betrachtet wird, eine Beantwortung erfährt: die Weltfriedensfrage. Wir wollen dieselbe vom Standpunkte der Aufgabe und Bestimmung der Menschheit einer objektiven Darstellung und Prüfung unterziehen.

Die Leiden und Drangsale, welche jeder Krieg im Gefolge hat, führten schon frühzeitig zu dem Bestreben nach möglichster Erhaltung und Befestigung des Friedenszustandes. Bei den Griechen bildeten die Amphiktyonen eine Art Schiedsgericht zur Schlichtung politischer Streitigkeiten. Herrscher und Eroberer suchten den Weltfrieden durch eine Weltmonarchie herbeizuführen. *Cyrus* zog aus, um die Welt der Dunkelheit (Turan) seinem Reiche des Lichtes (Iran) zu unterwerfen, und *Alexander der Große* glaubte der Befriedigung der Völker ganz nahe gekommen zu sein, als er in Babylon seine großartigen Anstalten traf, durch welche die Stadt der Semiramis zum Mittelpunkt der Welt erhoben werden sollte. Selbst Rom, das durch ewige Kriege groß geworden, hoffte den Janustempel schließen zu können, seit es seine Grenzen bis zu den Parthern und Äthiopiern, den Germanen und Sarmaten vorgeschoben hatte. Da indes die Weltmonarchie nur mit dem Schwert zu begründen war, so mußte die auf diesem Wege angestrebte Friedensidee zu unausgesetzten Kriegen führen. Ebenso war es im Mittelalter. Sowohl die deutschen Kaiser, die sich als Nachfolger und Erben der Cäsaren betrachteten, als auch die Kalifen, die nach einer religiösen Fiktion als Nachfolger und Erben des Propheten galten, strebten nach dem Ziel, daß »ein Hirt und eine Herde« werde, und durch diese Konkurrenz verwandelte sich der ewige Friede abermals in einen ewigen Krieg. *Heinrich IV.* von Frankreich und seinem Minister *Sully* wird das Projekt eines christlich-

europäischen Staatenbundes zugeschrieben, dessen Mitglieder sich in ihrer Macht gegenseitig das Gleichgewicht halten und die gemeinsamen Angelegenheiten friedlich beraten sollten. Auch die Heilige Allianz zu Beginn des XIX. Jahrhunderts hatte ursprünglich die Bedeutung, den europäischen Frieden zu sichern, welche Idee selbst der große Eroberer *Napoleon I.* mit seinen vielen Kriegen angeblich fördern zu wollen sich rühmte.

Das Problem eines internationalen Friedens wird seit fast zwei Jahrhunderten von Gelehrten, Staatsmännern und Friedensfreunden in Wort und Schrift viel erörtert und verfochten. Der erste Schriftsteller, der das Thema eines ewigen Friedens eingehend behandelte, war der *Abbé de Saint-Pierre*; sein »Projet de paix perpétuelle entre les potentats de l'Europe« machte 1710 großes Aufsehen und wurde in alle europäischen Sprachen übersetzt. Nach ihm behandelte namentlich *Kant* in seiner Schrift »Zum ewigen Frieden« diesen Gegenstand, welche Schrift allen Friedensfreunden zum Stützpunkt dient. [1]) Auch *Hugo Grotius*, *Leibniz*, *Montesquieu*, *Rousseau*, *Voltaire*, *Lessing*, *Herder*, *Bentham* und andere Denker, Staats- und Völkerrechtslehrer sprachen sich für eine Sicherung dauernden Friedens aus. Anderseits fehlt es nicht an Autoritäten, welche die Notwendigkeit und Nützlichkeit des Krieges betonen. Schon *Tacitus* erblickte in dem Krieg den Zuchtmeister der Völker, und *Hegel* warnte vor einem »Versumpfen« des

[1]) *Kant* fordert in dieser Schrift, daß die bürgerliche Verfassung in jedem Staat republikanisch oder repräsentativ sei, damit ohne die Beistimmung der Staatsbürger, die alsdann selbst alle Drangsale des Krieges über sich verhängen müßten, kein Krieg beschlossen werden könne; ferner daß das Völkerrecht auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet werde, damit an Stelle des natürlichen Kriegszustandes der Völker unter sich ein Bund des allgemeinen Friedens trete; endlich, daß ein auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität gegründetes Weltbürgerrecht Geltung erhalte, damit ein friedlicher Verkehr die Bewohner aller Weltgegenden einander wechselseitig näher bringe. Als Vorbedingungen dieses ewigen Friedens gelten *Kant* hauptsächlich das Aufhören der stehenden Heere und die Beschränkung der Staatsschulden, eine rechtlichere Weise der Kriegführung, das Prinzip der Nichteinmischung in die Verfassung und Regierung anderer Staaten und die Unzulässigkeit der Erwerbung eines selbständigen Staates durch einen anderen mittels Erbschaft, Tausch, Kauf oder Schenkung.

Menschengeschlechts durch allzu langen Frieden. Feldmarschall *Moltke* erklärte in einem Antwortschreiben an den Völkerrechtslehrer *Bluntschli* (1880) wie folgt: »Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner Traum. Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entfalten sich daselbst: der Mut und die Entsagung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Aufopferung. Der Soldat gibt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis geraten und sich im Materialismus verlieren.« Dieser Äußerung des großen Strategen muß eine unbefangene Erkenntnis der Natur der Sache beipflichten.

Keine Erscheinung in der Geschichte der Völker hat seit jeher einen so mächtigen Einfluß auf den Gang ihrer Entwicklung und den Verlauf ihres Geschickes geübt, wie der Krieg, und wir sehen daher die Völker dort zur höchsten Macht und größten Blüte gelangen, wo sich der Monarch (Staatsmann) und Führer in einer Person vereinigen *(Alexander der Große, Cäsar, Cromwell, Friedrich II., Napoleon I.)*. Der Krieg zieht die Völker aus der Dunkelheit hervor und die vereinigte Summe oder Bilanz ihrer Fehler und Tugenden kann nie besser erkannt werden, als in den Zeiten eines großen blutigen, internationalen Ringens. Hier tritt zutage, was ein oder das andere Volk in den Friedensjahren gelernt hat, wie weit es fortgeschritten ist, welchen inneren Gehalt es tatsächlich besitzt und ob seine intellektuellen und moralischen Qualitäten die große Feuerprobe mit Erfolg bestehen können. Der Krieg ist aber auch als ein unerläßlicher Kampf um die Ehre und Unabhängigkeit der Nation, beziehungsweise des Staates zu betrachten, da zum Schutze dieser höchsten Güter auch ein friedliebendes Volk zu den Waffen greifen muß. Im Krieg finden die Nationen Gelegenheit, nicht nur die Größe ihrer Macht- und Hilfsquellen, sondern auch ihre Kulturhöhe, Geistesgaben, Charaktereigenschaften, ihre Energie, Tatkraft, Ausdauer, Klugheit — kurz alle Produkte des Geistes, Herzens und Gemütes vor den Augen der Welt zu messen. »Es gibt«, sagt *Johannes v. Muller,* »für jedes Volk Zeiten, aufzutreten, darzustellen, ob etwas in ihm sei, ob es noch ferner

unter den Nationen einen Rang verdiene und was für einen.«

Die Geschichte der Völker lehrt, daß das Große nie anders durchgesetzt worden ist, als mit »Blut und Eisen«. So war es seit Geschichtsbeginn und so dürfte es trotz der im steten Fortschritt begriffenen Zivilisation bis ans Ende aller Tage bleiben. Denn die schönen Träume eines ewigen Völkerfriedens würden, selbst wenn sie ihrer Realisierung entgegengingen, den Krieg nicht auszuschließen vermögen. Ein allgemeiner Völkerbund, wie ihn die Ideologen anstreben, d. i. eine Vereinigung sämtlicher Nationen und Staaten der Erde zu einem Föderativsystem mit einem obersten Tribunal oder permanenten Kongreß, der alle Streitigkeiten der Völker durch ein schiedsrichterliches Erkenntnis schlichtet, setzt eine Gleichförmigkeit der Rechtsanschauungen und der sozialen und ethischen Begriffe, dann eine solche intensive Vervollkommnung der materiellen und geistigen Verkehrsmittel voraus, von der wir bis jetzt keine Vorstellung haben. Aber selbst wenn die richterliche Entscheidung aller Völkerstreitigkeiten auf diesem oder einem anderen Wege zustande käme, so würde doch die Errichtung einer vollziehenden Gewalt unmöglich sein, die, ohne Krieg, ein ganzes, der ergangenen Entscheidung widerstrebendes und sie für ungerecht und unverbindlich haltendes Volk zur Unterwerfung zu bringen vermöchte. Das einzige Mittel zur Handhabung des »ewigen Friedens« bleibt immer der »bewaffnete Friede«, um nach dem auch heute noch und für alle Zukunft gültigen Satze: »Si vis pacem, para bellum« (Willst du Frieden, so bereite dich auf den Krieg vor) die politische Machtstellung und die wirtschaftlichen Interessen eines Staates unter allen Umständen geltend machen zu können. Es gibt einen Widerstreit der Interessen und der Meinungen, der jeder friedlichen Ausgleichung spottet; es gibt Zwiespalte und Verwicklungen, so tief und unauflöslich, daß deren Entscheidung nur durch einen Kampf erfolgen kann. Und gehört der Kampf nicht auch zum Leben der Menschheit? Ist allseitige Entwicklung aller ihrer Kräfte und Vermögen letztes Ziel und wirkliche Bestimmung der Menschheit, so gehört auch der Krieg mit zu

dieser Bestimmung. Der Krieg ist Tat und höchste Kraftanstrengung. Es gibt im Menschen Eigenschaften und Vermögen, die ihre ganze Macht und Größe nur im Kampfe entfalten, und die höchste Bewunderung der Völker ward zu allen Zeiten den Helden zuteil. Diese Glorie könnte den Kriegsfürsten, oft sogar den ungerechten Angreifer, nicht umgeben, wenn der Krieg in der Tat das naturwidrige Scheusal wäre, als welches er vielen erscheint, und wenn eine innere Stimme den Völkern nicht sagen würde, daß sie nicht allein für den Genuß des Friedens, sondern auch für die Waffen und den Kampf geboren seien. Nach großen Kämpfen und Erschütterungen nehmen die Künste des Friedens, wie uns die Kulturgeschichte zeigt, stets einen höheren Aufschwung. Ohne Krieg und Stürme lähmt der Druck der unbewegten Volkslebensatmosphäre unvermerkt die Geister; ohne eine tatenreiche Geschichte fehlt der Boden, auf dem das Völkerleben in kulturlicher, nationaler und sozialethischer Beziehung seine schönsten Blüten treibt. — Welch wohltätige staatliche, soziale und moralische Folgen wird nicht der jüngste russisch-japanische Krieg für Rußlands Völker und Gesellschaftsschichten, ja selbst für Rußlands weitere kulturelle, politische und ethische Entwicklung haben?

Daß übrigens das moderne Völkerrecht nicht nur die Härten des Krieges zu mildern, sondern auch den Verkehr der Völker wesentlich zu fördern sucht, muß hervorgehoben werden. Die Genfer Konvention vom Jahre 1864, welche den Grundsätzen der Menschlichkeit in gewissem Umfang Anwendung und Geltung sichert, die Petersburger Konvention (1868) über die Unzulässigkeit des Gebrauches explosiver Geschosse aus den Handfeuerwaffen, die Kongoakte vom Jahre 1885, welche nicht nur Handelsfreiheit und Neutralität für das Kongobecken und für den Kongostaat garantiert, sondern auch die Unterdrückung des Sklavenhandels als Pflicht der vertragschließenden Staaten anerkannte, endlich die wichtige Tatsache, daß bereits wiederholt erhebliche Differenzen zwischen einzelnen Nationen durch schiedsrichterlichen Spruch, dem sich die streitenden Teile freiwillig unterwarfen, beigelegt worden sind: das alles sind Momente, welche dem Krieg vor-

zubeugen, ihm die Schärfe zu benehmen und in humanere Bahnen zu leiten suchen. Auch ist es ein wesentlicher Erfolg der stets fortschreitenden Zivilisation der Menschheit, daß der Grundsatz heutzutage zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist, daß nur ein Notstand die Kriegserklärung rechtfertigen könne. Eine ausgesprochene Eroberungspolitik eines einzelnen Staates, wie solche in früheren Zeitaltern so oft vorkam, würde, als mit dem internationalen Gleichgewicht unverträglich und dem Völkerrecht zuwiderlaufend, den Widerstand der Mächte herausfordern.

Liegt sonach die Verwirklichung der Weltfriedensidee — wenn überhaupt jemals völlig durchführbar? — noch in grauen Fernen, so kann das eine doch als gewiß angenommen werden, daß die sich unaufhaltsam entwickelnde und stets intensiver gestaltende Kultur des Menschengeschlechts, dann dessen Fortschritte auf dem sozialen, ethischen und ästhetischen Gebiete, endlich die mit der Zeit immer mehr an Ansehen und Wirksamkeit gewinnenden Schiedsgerichte in politischen oder staatswirtschaftlichen Streitfällen, wie nicht minder auch der aufstrebende Gang der Rüstungen für den Krieg, die Kostspieligkeit und Ungeheuerlichkeit des ganzen diesfälligen, neuesten Apparates, das ihrige dazu beitragen werden, die Kriege zu immer selteneren, weltgeschichtlichen Begebenheiten zu machen. Daß schon damit für die Menschheit, deren sozial-ethische Aufgabe und zivilisatorische Bestimmung viel, sehr viel gewonnen werden wird, braucht wohl nicht näher erörtert zu werden. [1])

---

[1]) *R. Goldscheid* bemerkt in seiner »Ethik des Gesamtwillens« (S. 489): »Wir schwärmen nicht von ewigem Frieden innerhalb des Bestehenden, propagieren aber noch weniger den Krieg als Entwicklungsfaktor schlechthin, sondern der Kampf zum Zweck höchster Produktivität aller Arbeit ist unser Ziel. Dadurch ist sowohl Krieg gegen unkultivierte Staaten, sofern sie sich kulturellen Eingriffen widersetzen, wie friedliche Unterstützung aller derjenigen Länder geboten, die in aufreibendem Ringen mit ungünstigen politischen Konstellationen ihre Arbeit nicht so produktiv gestalten können, als es die Bodenverhältnisse und klimatischen Bedingungen gestatten würden. Entwachsen werden wir jedoch der Notwendigkeit rein politischer Kriege so lange nicht, als gegenüber dem Internationalismus des Verkehrs der Nationalismus der Gesinnung aufrechterhalten wird. Wenn wir sehen, daß

Der Pessimismus.

Der in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts durch die Schriften *Renans*, *Schopenhauers*, *Ibsens*, *Dostojewskis*, *Hartmanns*, *Tolstois* u. a. immer mehr um sich greifenden pessimistischen Lebens- und Weltauffassung, die den einzelnen skeptisch und lebensfeindselig[1]) und die führenden Gesellschaftsklassen in ihren Anschauungen und ethischen Bestrebungen wankend zu machen geeignet ist, kann im Kulturinteresse nicht energisch genug entgegengetreten werden. Weltmüdigkeit, Welt- und Lebensverachtung waren stets das traurige Anzeichen niedergehender Kulturen und haben den Menschen von der wahren Aufgabe seines Geschlechts abgebracht. Zum Glück besitzt das Einzelleben wie das Völkerleben eine so unbezwingliche Kraft und eine so unbesiegbare Energie in sich, daß es weder den pessimistischen Wühlerarbeiten mißvergnügter Geister, noch den düsteren Weltanschauungen pessimistisch angelegter Religionen, wie des Buddhismus und Brahmanismus, die sich sogar zum Teil im Christentum umgesetzt haben, jemals gelingen wird, das unverwüstliche Lebensgefühl, die Schaffensfreudigkeit und Kulturstrebigkeit des Menschengeschlechts völlig zu untergraben.

Daß der neuzeitliche Liberalismus den Kulturfortschritt mittelbar gefördert hat, wird niemand bestreiten wollen; er ist ein notwendiger Durchgangspunkt im Entwicklungsprozeß der Menschheit; er hat aber auch gezeigt, daß er zwar ein treffliches ökonomisches Prinzip zur Auslese der findigen, strebsamen Köpfe, aber keine Schule des Charakters ist. Jene

selbst zwischen Völkern, die durch Realunion verbunden sind, wirtschaftliche Einigkeit nicht erzielt werden kann, wie will man Feindseligkeiten zwischen vollends getrennten Volkskörpern verhindern?«

[1]) Selbst ein *Alexander v. Humboldt* bricht an Ende seiner Lebenswanderung in die verzweiflungsvollen Worte aus: »Das Leben ist der größte Unsinn! Und wenn man 80 Jahre strebt und forscht, so muß man sich doch endlich gestehen, daß man nichts erstrebt und erforscht hat. Wüßten wir nur wenigstens, warum wir auf dieser Welt sind? Aber alles ist und bleibt dem Denker rätselhaft, und das größte Glück ist noch das, als Flachkopf geboren zu sein.« *Alexander v. Humboldt* war eben Atheist und hatte als solcher bei aller seiner Gelehrsamkeit nicht jenen moralischen Halt und jene Seelenruhe gefunden, die nur demjenigen erwachsen, der das Göttliche im Weltdasein und -Geschehen erschaut, und mit der wahren Aufgabe und Bestimmung der Menschheit auch die des einzelnen erkennt.

Art von sozialer Auslese, welche der liberale Individualismus bisher hervorgetrieben, hat sich als dem Gattungsinteresse der Menschheit nicht besonders förderlich erwiesen. Denn der schrankenlose Individualismus weckt die individuelle Begehrlichkeit, schärft Hab- und Eigensucht, steigert die Klassengegensätze zwischen Millionenreichtum und Pauperismus und hemmt damit alle soziale Gerechtigkeit. Der Sinn aller sozialen Entwicklung ist offenkundig die Höherbildung des gesamten Menschengeschlechts, nicht aber die einzelner Individuen. Nur was diese Höherbildung fördert, gewährt die beruhigende Sicherheit, daß wir uns auf dem wahren Wege des sozialen und ethischen Fortschrittes befinden.

Aus dem Widerstreite zwischen Individualismus und Universalismus, jenen ursprünglichen Gegensätzen, die sich durch alle Phasen der Menschheitsentwicklung in verschiedener Gestalt hindurchziehen, erwächst jene soziale Krise, unter deren Banne wir heute stehen, jene pessimistische Stimmung, der so viele hervorragende Geister einen irreleitenden, sei es philosophischen oder poetischen Ausdruck leihen. Während aber der persönliche Pessimismus nicht viel an sich hat, da er nur ein psychisches Krankheitssymptom bedeutet, das den Seelenzustand des einzelnen affiziert, ruft der soziale Pessimismus, wenn er zur Volkskrankheit wird, eine pathologische Störung des sozialen Gleichgewichts hervor, die, um sich greifend, zu einer sozialen Krankheit ausartet.[1]) Aber derlei soziale Erkrankungen, die sich in Kulturmüdigkeit, Fortschrittsüberdruß und Humanitätsekel ihrer Zeit äußern, sind nur vorübergehender Natur und hemmen den großen Kulturprozeß der Menschheit im wesentlichen nicht. Jetzt zumal scheint eine Zeit voll sozialer Zuversicht, eine Reformation voll mutiger, zukunftsfreudiger Aussichten und Erwartungen herangebrochen zu sein; die pessimistischen Doktrinen und Lamentationen lebensunlustiger Schriftsteller finden keinen Anklang mehr; das Lebensgefühl und die Lebensfreudigkeit

[1]) Das Flagellantentum des Mittelalters, die Quäker, Shaker und Puritaner der neueren Zeit, gleichwie die auf starre Askese abzielenden Sektenbildungen der neuesten Zeit sind derlei soziale, ihr Zeitalter störend beeinflussende Krankheiten.

sind nun erwacht und nehmen den Kampf mit den unvermeidlichen Leiden und Schwierigkeiten des Daseins ohne Zagen auf. Ob aber hierbei auch, wie *Dr. L. Stein* meint, der *Nietzsche*sche Hedonismus trotz seiner Übertreibungen und Verzerrungen des Prinzips als Kampfgenosse gegen den das Leben vergiftenden Pessimismus nicht unwillkommen wäre, kann billig in Zweifel gezogen werden. Die Grundlage jedes lebenskräftigen, wohltätigen Sozialismus ist die Ethik, und *Nietzsches* doppelte (Herren- und Sklaven-)Moral würde nicht vereinigend und veredelnd, sondern nur zersetzend auf die Gesellschaftsordnung einwirken.

Gleichwie jedes Individuum seines Glückes Schmied ist, so steht es auch bei jeder Menschengeneration, ihr eigenes Geschick mit fester Hand zu ergreifen, und es in Gemäßheit der der Menschheit gestellten sozial-ethischen Aufgabe einem glücklichen Ziele zuzuführen. Die Organisation der menschlichen Gesellschaft, das Ineinklangbringen der Interessenkollisionen zwischen Individuen und Gemeinschaft, hängt ganz von der wissenschaftlichen Einsicht und dem Zeitbedürfnisse ab. Das soziale Ideal kann mit *Comte* in der stetigen Entwicklung des einzelnen und der Gesellschaft, in der Unterordnung der persönlichen Antriebe unter die Übung der sozialen und in der Unterwerfung der Leidenschaften unter die Vorschriften einer allmählich sich immer mehr geltend machenden Vernunft erblickt werden. Die zum Zwecke eines zeitgemäßen sozialen Optimismus ausgehende ethische Vervollkommnung der Gesellschafts- und Menschheitsgruppen muß von allen maßgebenden Faktoren, beziehungsweise Institution, angefangen von der Schule und der häuslichen Erziehung bis zu der Kirche und dem Staat, den Kunst- und Wissenschaftskreisen, durchgeführt werden. Höherbildung des Typus Mensch, Erziehung der künftigen Generationen zu tüchtigen, brauchbaren Sozialmenschen — das ist die Aufgabe und das nächste Ziel, dessen Erreichung allen hierzu berufenen Faktoren obliegt. »Eben die Menschheit, die eines Fortschrittes fähig ist, kann nie etwas anderes sein, als die Summe des lebendigen Einzelnen, und es kann keinen Fortschritt für sie geben, der nicht ein Zu-

wachs an Glück und Vollkommenheit in denselben Gemütern wäre, welche vorher unter einen unvollkommenen Zustand litten« *(Lotze)*. Auch *Eucken* bemerkt diesbezüglich treffend: »Die letzte Aufgabe des Einzel- und Gesamtlebens besteht darin, alle in der Menschheit angelegten Kräfte voll zu entwickeln und ins Unendliche zu steigern, zur Macht über Natur, Menschenleben und Welt, und zur daraus quellenden Freude am Dasein.[1])

Das strenge Evolutionsprinzip das uns die Kulturgeschichte der Menschheit in allen ihren Phasen aufweist, und das den wilden Naturmenschen in mehreren Jahrtausenden eine hohe Kulturstufe erreichen ließ, wird sich gewiß auch in Zukunft geltend machen. Wie sich diese Zukunft im besonderen gestalten wird, das kann niemand voraussehen und vorausbestimmen. Denn der Blick in die Zukunft ist den Sterblichen verschleiert, und alle Voraussagungen künftiger Entwicklung können nur aus den geschichtlichen Erfahrungen und aus den daraus abgeleiteten Gesetzen sozialer Entwicklung gefolgert werden, die jedoch keine ausnahmslose Gültigkeit besitzen, da ihre Wirksamkeit durch so viele singuläre Einflüsse gestört oder aufgehoben werden kann, und weil der Gang der Ereignisse von gar zu vielen unberechenbaren Faktoren abhängt. Ob bei den oberen gesellschaftlichen Schichten Einsicht und guter Wille sich stark genug erweisen werden, das ihnen zukommende Unerläßliche zu tun; ob bei den Massen der immer mehr zunehmenden großstädtischen Bevölkerung politische und soziale Einsicht, dann Disziplin so wachsen werden, daß sie den Antrieben fanatischen Hasses und phantastischer Hoffnungen so weit Widerstand zu leisten vermögen, daß diese nicht in Gewalttätigkeiten und Aufstände ausbrechen; ob endlich die Staatslenker und deren Ratgeber sich den kommenden an ihre Einsicht und Staatsklugheit die höchsten Anforderungen stellenden sozialpolitischen Aufgaben gewachsen zeigen werden — niemand vermag es zu wissen und zu sagen, und dies umsoweniger, als die kommende Geschichte nicht bloß in

[1]) *R. Eucken*, Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart. 1878, S. 186.

immanenter Entwicklung aus den gegenwärtigen Zuständen der einzelnen Völker, sondern vielmehr aus der Wechselwirkung dieser mit den absolut unabsehbaren Einflüssen von außen hervorgehen wird. Die Erdteile schließen sich immer mehr zusammen; Europa wird, wie dies der spanisch-amerikanische, russisch-japanische und der Burenkrieg zeigen, von den Verhältnissen, Interessen und Bestrebungen der anderen Erdteile immer mehr abhängig. Wie aber diese sich in Zukunft gestalten werden, vermag niemand vorauszusehen. War der russisch-japanische Krieg nur das das Vorspiel zu einem Rassenkrieg, der ungeahnte Dimensionen annehmen kann? Amerika und Asien mit ihren ungeheueren Völkermassen, mit ihren unerschöpflichen Bodenschätzen sind durch die neuen Verkehrsmittel und durch die fortwährenden Flottenverstärkungen uns vor die Türe gerückt. Wir stehen erst am Anfange der internationalen Entwicklung der Weltpolitik und des Weltverkehrs, und doch machen sich ihre Folgen in unseren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen schon sehr fühlbar. Wenn einmal die gelbe Rasse unter Japans Führung ihre ungeheuere Arbeitskraft und Wehrmacht gegen Europa mobilisiert hat — wer kann den Ausgang einer solchen Konkurrenz und daraus erwachsenden Kampfes im voraus bestimmen? Wird das alte, durch die Eifersucht seiner Hauptmächte zerfahrene Europa alsdann seine politische und wirtschaftliche Herrschaft über die Erde festzuhalten imstande sein? Oder wird das Ringen der romanischen, germanischen und slawischen Völker um die Suprematie in Europa die Geschichtsblätter des XX. und der folgenden Jahrhunderte füllen? Alles das sind mögliche Ereignisse, die jedoch nach meinem Dafürhalten die Menschheit von der Lösung ihrer vorbetonten ethisch-sozialen Aufgabe nicht abbringen dürften,

Die Vorstellung eines steten Kreislaufes der Geschichte, welche schon die alten Peripatetiker hatten, ist ebenso falsch als die Vorstellung vieler Religionen, daß die Geschichte mit einer Ausartung der Menschheit in immer elendere Zustände endigen müsse. Einzelne Völker erheben sich, erreichen einen Moment höchster Blüte und sinken wieder in Verfall; aber die Menschheit als Ganzes schreitet in ihrer Entwicklung un-

aufhaltsam fort, weil das Bewußtsein der Freiheit sich zu immer höherer Wahrheit erhebt, und weil mit jeder höheren Stufe sich das Verhältnis des Menschen zur Natur wie zum Menschen ändert, eine Änderung, die progressiv eine Verklärung der Natur durch die Arbeit des Menschen, eine Humanisierung der Natur und eine Verklärung der natürlichen Individualität des Menschen durch die Bildung zur selbstbewußten Humanität ist. Von solcher Höhe herab muß man den Gang des Menschengeschlechts auffassen, um weder in zu beschränkte Ansichten zu verfallen, die sich von den Konsequenzen der Vervollkommnungsfähigkeit lossagen, noch in phantastische Übertreibungen zu geraten, welche übersehen, daß alle progressive Entwicklung an Gesetze gebunden ist, die sich gleichbleiben, ja ohne deren Gleichheit der Fortschritt nicht möglich wäre, weil alle Sicherheit des Handelns sich die Unwandelbarkeit der Gesetze zur Bedingung macht und den Zusammenhang aller mit allen voraussetzt. Der Gang der Geschichte kann nur darin bestehen, daß die Menschheit sich aus der Abhängigkeit von der Natur zu immer größeren Herrschaft über dieselbe, von der Dumpfheit des Gefühles zur Klarheit des Bewußtseins, von lokaler Abgeschlossenheit zur universellen Beweglichkeit und von nationaler Befangenheit zur vernunftgewissen Humanität fortarbeite. — —

Bestimmung der Menschheit.

Die Menschheit darf ihre große welthistorische Mission, namentlich in der schwierigen Epoche des immer näher heranrückenden Weltzusammenschlusses, nicht aus den Augen verlieren, sondern muß unentwegt und beherzt das hohe Ziel einer immer höheren kulturellen und ethischen Entwicklung verfolgen. Eine neue Renaissance, eine Zeit der Wiedergeburt aus pessimistischer Lebensanschauung muß hereinbrechen, sollen wir anders in der sozialen Evolution nicht versumpfen. sondern einer hoffnungsfreudigen Zukunft entgegensehen. »Das Leben der Welt muß sich uns zur Einheit einer geläuterten, geschlossenen Weltanschauung zusammenschließen, wie sich die Welt des Lebens in uns zur Angelegenheit einer harmonischen Lebensanschauung durchringen muß, sollen wir im Kampfe um unsere geistige Selbstbehauptung den endgültigen Sieg davontragen« (*Dr. Stein*). Die schöpferische

Tätigkeit des Geistes kennt keinen Stillstand; sie bedingt unaufhaltsamen Fortschritt auf dem intellektuellen und ethischen Gebiete. Die Einzelgeister stellen ihre tätige Kraft in den Dienst des sozialen Gesamtgeistes, zu dem sie sich ungeachtet alles selbstsüchtigen Ringens vereinigen, und erzeugen derart eine Welt geistiger Werte und Güter, die wiederum die einzelnen, die gesellschaftlichen und nationalen Kreise zu erhöhten Leistungen anspornen und befähigen. Die derart fortschreitende geistige Kultur, welche auch die sittliche einschließt, ist das hohe Ziel, das Ideal, dem das Menschengeschlecht zustrebt. Der Himmel des sozial-ethischen Kulturfortschrittes kann sich zuweilen umwölken und Stürme mit sich bringen, aber es sind dies Gewitter, die sich wieder verziehen; denn das reine Licht der Erkenntnis, welches Gott in die Vernunft des Menschen gepflanzt hat, kann nur mit dieser selbst verlöschen. Unabsehbar ferne mögen noch die Tage sein, wo die Völker aller Erdteile sich zum dauernden Frieden die Hände reichen; allein diese Tage der brüderlichen Eintracht und Menschenliebe aller Erdbewohner dürften dereinst doch kommen, weil dies im Zwecke des Daseins des Menschengeschlechts, als der höchsten irdischen, ethisch angelegten Organisationsstufe liegt.

Eine Weltanschauung wie die materialistische, welche den Lauf der Welt und der Dinge als einen rein mechanischen Vorgang betrachtet, der, einem Riesenuhrwerk gleichend, durch unbekannte Ursachen in Gang erhalten wird und in demselben das Schicksal aller lebenden Wesen ohne höheren Zweck mitverflicht, bis seine Kette abgelaufen ist — eine solche die ganze Geschichte der Menschheit und ihrer Kultur als ein ungeheures sinnloses Trauerspiel darstellende Weltanschauung, in die kein warmer idealistischer Lichtrahl hineinfällt, der das Leben des einzelnen, der sozialen Schichten und Nationen und durch diese der ganzen Menschheit erhellen und erquicken würde, sagt weder der Vernunft noch dem Gemüte des Menschen zu. Nur der aus der Philosophie *Kants* und seiner großen Denker- und Dichter-Epigonen hervorgegangenen Idealismus, der die allen Wechsel der Naturerscheinungen überdauernde Welt geistiger Werte zuhöchst

schätzt, entspricht der höheren Stellung der Menschheit im Weltgetriebe und hat Anspruch auf bleibende Beachtung. Die Macht und das Recht des Geistes, des vernünftigen Willens über die äußere Welt und die sinnlichen Triebe, die Größe des Pflichtgedankens, die Erhabenheit des Kampfes um das Gute und Edle — alle diese die Menschen zu großen Taten anspornenden geistigen Faktoren, auf die uns *Kant* hingewiesen und die auch die späteren großen Geister anerkannt haben, sie müssen das Ideal bilden, das uns stets vorschweben und aus einer engen Wirklichkeit in ein Reich höherer geistiger Wahrheit erheben soll. Nur dann hat die Existenz der Menschheit und mit ihr auch des einzelnen Sinn und Bedeutung; nur dann können wir mit frohem Mute, mit unentwegter Hoffnung und fester Zuversicht der Zukunft der Menschheit entgegenschauen, einer Zukunft, die uns auch das Leben der Gegenwart wert und teuer macht und zum Fortschritt auf der ganzen Linie menschlicher Gedanken und Taten anspornt. — Denn die Zukunft des ganzen ist auch die der einzelnen Glieder im geschichtlichen Prozeß. —

»Die Welt, die uns umgibt, die uns mit tausend Armen gefangen hält, an die der natürliche Mensch sich klammert mit seinen Sinnen, mit seinem Verlangen — das ist nicht die wirkliche, jedenfalls nicht die wahre Welt. Höchste Wirklichkeit, die Wirklichkeit, welche allein unsere Hingabe verdient, wie sie allein jedes Opfer lohnt, ist dort gegeben, wo das gemeine Bewußtsein nur das Reich der Träume, das Reich der Schatten sieht — in unseren Gedanken, in unseren Aufgaben. Das Gute wirklich machen im Leben, Sinnlichkeit und Vernunft in Einklang einer harmonisch gestimmten Natur versöhnen; das Schöne darstellen in der Kunst als ein ewiges, in immer neuen Formen wiederkehrendes Symbol dieser Einheit von Sinnlichkeit und Vernunft, als eine Bürgschaft für die Möglichkeit des Ausgleiches zwischen Freiheit und Notwendigkeit: das sind unsere Aufgaben«. [1])

[1]) *Professor Dr. Jodl*, Zwei Schiller-Reden. Akademischer Verlag, 1905, S. 48.

»Das Menschengeschlecht«, sagt *Herder*, »ist ein Ganzes; wir arbeiten und dulden, säen und ernten für einander«. Die Weltgeschichte begnügt sich nicht damit, daß ihr Ergebnis nur einem Teil des Menschengeschlechts zugute kommt; als einheitliches Ganze umfaßt sie alle Glieder der großen menschlichen Gesellschaft, so daß auch das Individuum in sich das Ganze zusammenfaßt, daß es der Mikrokosmos der Geschichte ist, gleichwie die Weltgeschichte den Makrokosmos der einzelnen Personen und sozialen Glieder bildet. Die Weltgeschichte ist, das zeigt uns die Philosophie der Geschichte auf jedem ihrer Blätter, ein großer einheitlicher Gedanke, das Gewebe eines unendlich hohen, alles durchdringenden, allwaltenden Gedankens, der alle Gedanken in sich aufnimmt und sie entsprechend dem Gebilde des Ganzen verwendet und verwirklicht, die Absicht desselben unter dem Entstehen verwandelt und dialektisch die Objektivität demonstriert. —

Daß die Welt in der Tat ein realisierter Gedanke und Willensakt Gottes ist, beweist die sittliche Weltordnung, die sich in der Geschichte der Menschheit deutlich kundgibt. Denn die sittliche Weltordnung ist nicht denkbar ohne die Annahme eines sittlichen Weltgrundes, der aus freier Selbstbestimmung diese Ordnung nach sittlichen Gesetzen eingerichtet hat. Nimmt man aber den Zufall oder ein blindes unbewußtes Wirken der Naturkräfte als ein Weltgeschehen an, so gibt es keine Erklärung für die freie sittliche Willensbestimmung, sondern die geistigen Wesen denken und handeln bloß ausschließlich nach dem Reiz ihrer Nerven und ihres Gehirnes auf die jeweilige Anregung der Außenwelt. Ist der Mechanismus der Atomkräfte oder Monaden die weltschaffende Macht und der Kampf um das Dasein das weltgestaltende Gesetz, so gilt auch fürs Menschenleben nur die Kraft der einzelnen Naturtriebe und das Faustrecht des stärkeren Subjekts. Erkennen wir aber im Sittengesetz einen Willen des Ganzen als bindende Macht und verbindende Einheit für die Einzel- und Gesellschaftswillen an, so wird dieser einheitliche ethische Wille auch schon zurückreichen müssen in den Grund der Welt und unserer selbst; er muß als

sittliches Prinzip ordnend übergreifen über die Vielheit der Einzelkräfte und Einzelwillen, und mit diesen auch über die gesellschaftlichen und staatsordnenden Willen aller Menschheitsgruppen.

In dem Bestreben der Menschheit nach einer stets höheren Kultur in Industrie, Kunst, Wissenschaft und Ethik liegt ihre zivilisatorische Mission. »Die Zivilisation ist die noch in vollen Lauf begriffene höchste Phase natürlich auserlesener Schöpfung. Das Einzelne ist auf ein Ganzes angelegt, dieses Ganze aber in nichts fertig und abgeschlossen. Alles wälzt sich höheren Stufen der Vollkommenkeit, Mannigfaltigkeit und Einheit der Teile entgegen. Und wir Menschen selbst sind die berufenen praktischen Werkführer dieser höchsten Phase irdischer Schöpfung«. [1])

Der humane Geist, entsprungen aus dem Bewußtsein der gleichen großen menschlichen Gesellschaft anzugehören und demselben hohe Ziele zuzustreben, dann die Einsicht, daß ein friedlicher kultureller und zivilisatorischer Wettbewerb für alle Menschheitsgruppen und Staatsverbände das Ersprießlichste sei — sie werden, wenn auch vielleicht erst nach vielen internationalen Kämpfen, dereinst obsiegen und die Menschheit zu einem einzigen großen Kulturbund vereinigen, der sich auf wahrhafte Nächstenliebe, gemeinsames hochherziges Streben und dabei sorgfältige Wahrung der Individualität und ihrer Freiheitssphäre aufbauen wird. Denn der Fortschritt der Menschheit im Bewußtsein ihrer Freiheit, Bildung und Gesittung, und damit die sich unaufhaltsam steigernde Vermenschlichung der Menschheit ist gewiß, weil allgemeine Gesetze, die einmal von der Wissenschaft erkannt, von der Sprache mit Klarheit ausgedrückt und von der gesamten Presse als Gemeingut verbreitet sind, mit Unwiderstehlichkeit wirken, und weil man nicht wirklich frei, vernünftig und sittlich sein kann, ohne es zu wissen und zu betätigen.

Die erhabene Mission der Menschheit kann nicht schöner, treffender geschildert werden, als dies im folgenden schwungvollen Gedicht *Th. Hofferichters* geschieht:

[1]) *A. Schäffle*, Bau und Leben des sozialen Körpers, 2. Aufl., I. S. 28.

»Schön ist der Menschheit heilige Mission,
Die sich im Erdenleben soll erfüllen.
Ob vollbewußt, ob ohne seinen Willen —
Es wirkt daran ein jeder Erdensohn.

Jahrtausende sind ungezählt entfloh'n,
Eh' sie dem Menschen konnten sich enthüllen,
Doch reifte seine Saat bereits im Stillen —
Und jetzt seh'n alles wir viel klarer schon.

Der Erde Denkkraft soll der Mensch durchgeisten,
Befrei'n und bilden die Naturgewalten,
Die ganze Erde reich und schön gestalten.

Der Mensch nicht, nur die Menschheit kann das leisten,
Nur in der Menschheit wird der Geist ein Riese
Und schafft die Erde um zum Paradiese!«

Und so wie die Menschheit rückschauend durch die Jahrtausende auf allen kulturellen Gebieten, wenn auch unter fortwährender mühevoller körperlicher und geistiger Arbeit und schwerem Ringen einen unaufhaltsamen Fortschritt, ein stetes Vordringen zu dem ihm gesteckten hohen Ziele zu verzeichnen .hat, so wird sie auch in Zukunft unter fortgesetzten ähnlichen Kämpfen und Ringen auf der Bahn des rastlosen Strebens und Emporarbeitens bis zum Gipfel der von ihr erreichbaren Kultur, nicht nur in Industrie, Kunst und Wissenschaft, sondern auch auf dem sozialen und ethischen Gebiete fortschreiten. Denn das ist der Menschheit hohe Aufgabe, das ihre erhabene Bestimmung. Sie wird derselben umso vollkommener entsprechen, je reiner sie das Göttliche, Ewige, Vollendete, dessen Keim tief in ihrer Brust gepflanzt ist, in sich zur Erscheinung werden läßt. — —

Eine wunderbare göttliche Wirkungskette ist durch das ganze unendliche Weltall ausgespannt. Es gibt eine Kraftquelle des Wahren, Guten, Schönen, einen Allgeist unendlicher Macht und Liebe, der das große Universum durchdringt und eint. Aus dieser Kraftquelle muß die Menschheit schöpfen, diesem vollkommensten Urbilde gemäß ihr kulturelles, soziales und ethisches Leben, Streben und Wirken einrichten, an dieses göttliche Ideal immer näher heranzurücken trachten,

soll sie ihrer erhabenen zivilisatorischen Mission vollends nachkommen, das ihr gesteckte hohe Ziel tatsächlich erreichen. Dann hat das Dasein der Menschheit und mit ihm auch des einzelnen Menschen einen Sinn und Zweck; dann wissen wir, warum wir leben und wo der Strom menschlicher Kultur und Geistesarbeit mündet. Und die Menschheit geht »in Harmonie mit dem Unendlichen« einem goldenen Zeitalter, einer höheren, edleren Glückseligkeit auf Erden entgegen.

Stimmen der Presse

über desselben Verfassers Werk: »Das Weltproblem und der Weltprozeß«, Wien und Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. — Preis K 6 = M. 5.

Neues Sächsisches Kirchenblatt. 12. Jahrgang, Nr. 15.

»Das ist ein erfreuliches Buch; infolge der Klarheit, Einfachheit und Angemessenheit des Ausdruckes auch weiteren Kreisen der gebildeten Lesewelt verständlich, aber nach streng wissenschaftlicher Methode verfahrend, will es die Frage nach dem Was? und Wozu? des Menschenlebens und nach dem Urgrund, Verlauf und Ziel des großen uns umgebenden Ganzen beantworten. Welcher Aufgabe sich der Verfasser auch zweifellos bestens entledigt hat, so daß das Buch jedermann eine erfreuliche und lehrreiche Lektüre bietet.« V W

Evangelischer Hausfreund. Nr. 22, Wien, am 15. August 1904.

»Unsere Leser kennen diesen geistvollen Schriftsteller schon von seinem früheren eingehend gewürdigten Buche: »Die Gottesidee in religiöser und spekulativer Richtung«. Das vorliegende Werk ist ein großartiges geistiges Rundgemälde, in welchem alle Versuche, das Weltproblem zu ergründen, von Plato und Aristoteles bis zu Tolstoi und Nietzsche, in scharf gezeichneten Umrissen am Auge des Beschauers klar vorüberziehen. Wir können das treffliche Werk jedem Denkenden und Gebildeten empfehlen, der sich überzeugen will, daß wissenschaftliche Weltkenntnis und lebendiger Gottesglaube nicht Gegensätze sind, die sich ausschließen, sondern zwei Tätigkeiten unseres Geisteslebens, die sich gegenseitig fordern und fördern.«

Dr. v Z.

National-Zeitung. 2. Juni 1904.

»Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich bemüht, allgemein verständlich zu schreiben; er will nicht über die Köpfe der gebildeten Lesewelt hinwegpredigen, aüch da nicht, wo streng wissenschaftliches auszuführen ist, und es ist ihm das auch gelungen. Er versteht es, den Leser zu fesseln und für alle in dem Werke behandelten Fragen zu interessieren; mit Bienenfleiß hat er den Stoff gesammelt und verarbeitet. — Wir können das Buch allen Nachdenkenden, die sich mit der großen Frage des Weltproblems befassen wollen oder sich schon damit befaßt haben, bestens empfehlen; es wird ihnen ein guter Führer sein und sie auf zahlreichen Gebieten mächtig anregen.«

Hannoversche Tages-Nachrichten. 2. November 1904.

»Das Buch ist eine erquickliche Lektüre; trotz des gewaltigen wissenschaftlichen Rüstzeuges, über das der Verfasser verfügt, nirgends mit gelehrtem Apparat prunkend, gemeinverständlich und fesselnd auf jeder seiner 338 Seiten. Wenn erst einmal der Gedankeninhalt solcher Werke durchgesickert sein wird in die breiten Schichten, die sich jetzt noch an der Oberfläche haftend in der Verneinung gefallen, dann ist die Zeit für eine Erneuerung unseres Volkslebens gekommen.« R. H.

Schlesische Zeitung. Breslau, 18. Juni 1905.

»Der Standpunkt des Verfassers ist vielleicht in mancher Hinsicht angreifbar; aber auch die Gegner werden das gedankenreiche Buch des reifen Forschers mit Genuß lesen.« K.